This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FEDOR v. ZOBELTITZ

Chronik der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich

1894–1914

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Chronik
der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich

Chronik

der Gesellschaft unter dem letzten Kaiserreich

Von
Fedor von Zobeltitz

Erster Band 1894–1901

Zweite Auflage

1 9 2 2

Alster-Verlag – Hamburg

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Alster-Verlag, Hamburg

DD866
Z6
1922
v.1

Vorwort

Die in diesem Buche gesammelten Berichte und Stimmungsbilder waren ursprünglich nur für den Tag geschrieben, die meisten für die „Hamburger Nachrichten", zu deren Mitarbeitern ich seit drei Jahrzehnten zähle. Ich habe nie daran gedacht, sie einmal vereinigt herauszugeben, weil es mir zu genügen schien, dem Leser in diesen harmlosen Plauderbriefen eine flüchtige Unterhaltung zu bieten, wie sie ihm „unter dem Strich" zwischen dem schweren Geschütz der Kritik und dem durch die Überlieferung geheiligten Bandwurm des Fortsetzungs-Romans willkommen zu sein pflegt. Aber da trat nun eines schönen Tags der Herr Verleger des Hamburger Blattes mit der Frage an mich heran, ob es nicht ganz ulkig sein könnte, einmal einen zusammenfassenden Rückblick auf jene vergangenen Zeiten zu werfen, wie ich sie in meinem Geplauder in einer Reihe von Augenblicksbildern festgehalten hatte. Und da kletterte ich denn auf den höchsten Boden meines nicht sehr hohen Hauses und kramte aus verschiedenen Kisten die alten Zeitungen hervor, suchte zusammen, was sich noch vorfand, ordnete und sichtete ein bißchen und durchflog dann mit einigem Verwundern diese Niederschriften aus Tagen, die unendlich weit zurückzuliegen schienen. Mit einigem Verwundern, sage ich, mit einem Lächeln der Resignation, sicher zuweilen auch mit einem spöttischen Mundzucken und einem Gefühl der Verblüffung. Also *so* war es *gestern* gewesen, und zwischen diesem Gestern und dem Heute lag jene ungeheuerliche Umwälzung, die eine fünfhundertjährige Monarchie über Nacht

in eine Republik verwandelte und damit auch die alte Gesellschaft in allen ihren Teilen vollständig umgestaltet hatte.

Komisch, komisch, komisch. Ja wahrhaftig, es berührt fast komisch, wenn man schon in den ersten Schilderungen von einem ganz ernsthaft gedachten „Kavalier-Ball“ liest. Kavalier — ist das nicht ein untergegangenes Geschöpf? Und diese Saurier vereinigten sich noch vor einem Vierteljahrhundert zu einer Art Genossenschaft, so wie heute die Arbeiter der verschiedenen Gewerke? Und was man Gesellschaft nannte, das war damals gleichfalls eine Gruppe für sich, es gab noch eine ständische Gliederung, noch einen lebenskräftigen und lebensdurstigen Adel, der nun ein antiquarisches Kabinettstück geworden ist, es gab noch eine geschichtliche Sitte, die sich farbenfreudig im Gesamtbild der Gesellschaft widerspiegelte. Und das Schloß zu Berlin war noch nicht Museum, da residierte der Kaiser, und wenn im Winter die großen Hoffestlichkeiten stattfanden, wohnte jubelndes Volk der Auffahrt bei. Noch nicht waren in den Königlichen Theatern die Monogramme und Embleme von den Logenbrüstungen gerissen, es gab noch Galaopern und Subskriptionsbälle und im Lustgarten und draußen auf dem Tempelhofer Felde militärische Revuen, und die Kadetten in Lichterfelde freuten sich, wenn sie zum Pagendienst kommandiert wurden. Fremde Fürstlichkeiten kamen alle Augenblicke zu Besuch, da war dann immer viel Glanz und Gleiß, und das Geld floß unter die Leute, und, Hand aufs Herz, war man nicht eigentlich ganz zufrieden? Natürlich regten sich unter der Oberfläche auch schon widerstrebende Gewalten, die jetzt vielfach zur Herrschaft gelangt sind, aber in der Gesellschaft achtete man ihrer kaum, und wenn man in den Blättern las, daß es in der Stadtverordnetenversammlung wieder einmal Radau gegeben hatte, weil die Sozialisten auf den achtstündigen Arbeitstag drängten, und an anderer Stelle, daß auch die Frauen zu Wort kommen wollten, und an dritter, daß man bei Loewe und Borsig zu streiken beabsichtigte, dann schüttelten Bürger und Edelmann den Kopf und meinten, das sei doch eine recht verrückte Zeit, und ahnten gar nicht, daß noch eine viel verrücktere kommen würde.

Auch über die Gesellschaft von gestern ist mit Sturmschritt die Revolution gezogen, hat die Höfe verjagt und den Adel in den Winkel gedrückt und der Bourgeoisie eine Backpfeife versetzt, daß es nur so knallte. Aus der Kaiserstadt Berlin ist ein Provinznest geworden, aller Glanz ist verblichen, und wo der neue Reichtum sich in Pelz und Seidenkleid an die Oberfläche drängt, kann dem Kavalier von gestern übel werden. Denn die Kavaliere feiern keine Bälle mehr, sie sind verduftet, seit der Knote die Hand am Steuer hält. Die Lichterreihen am Schlosse sind erloschen, bei Borchardt säuft der Kriegsgewinnler seinen Sekt an Stelle des üblichen Agrariers, die Gardeoffiziere haben ihre Röcke ausgezogen, und der Kaviar bei Ewest ist zum Mythos geworden. Die Demokratie herrscht mit starker Hand im unendlich glücklichen Deutschland, und was dereinst aristokratisch hieß, davon ist kaum eine Begriffsbestimmung übriggeblieben.

Aber vielleicht lockt es doch diesen oder jenen, noch einmal zurückzuschauen in den fluchbeladenen Junker- und Polizeistaat und seine Metropole. Gesellschaftliche Zustände lassen sich nur aus der historischen Entwicklung der Gesellschaft selbst beurteilen, und diesem Geschichtlichen ist im November 1918 der Faden abgeschnitten worden. Er muß erst wieder angeknüpft werden, und wie dann die Entwicklung weitergeht, das weiß der liebe Himmel. Das gesellschaftliche Phänomen des Adels ist durch die republikanische Reichsverfassung ausgeschaltet worden, und was man redefigürlich unter Geldaristokratie verstand, spielt keine Rolle mehr. Der sogenannte fürstliche Kaufmann, der bei Hofe gern gesehen wurde, schon weil man ihn brauchte, der war einmal. Die Steuerquetsche, der Lohnauftrieb und die Streiks haben unser Unternehmertum gelähmt — der jungplutokratische Einschlag von heute aber wird erst dem neuen Gesellschaftsbilde Gepräge geben können — wie, muß man abwarten.

Immerhin, ich sagte schon, so ein kleiner Rückblick auf Gewesenes, wenn es auch in leichtester Form dargeboten wird, kann Spaß machen. Ich hätte mit den Erinnerungen ja auch noch weiter zurückgreifen können, doch ich denke, zwanzig Jahre sind genug und geben ein ganz nettes Programm. Es ist da

eine Masse passiert, man tanzte wie heute (bloß anders), man hatte seine „Affären", man skandalierte, man trug auch nicht immer nur schneeweiße Westen, aber man lebte weniger plebejisch, das steht fest. Die gesellschaftliche Kultur war auf der Höhe — und darunter lag ein roher Stoff in ständiger Bewegung, der sich als bildsam erst noch erweisen muß.

Also da bin ich denn dem Wunsche des Herrn Verlegers gefolgt und habe eine bunte Reihe von Guckkastenbildern zusammengefügt, und zwar, ohne viel daran zu ändern, wie ich auch selbst in meinen alten Tagen mich nicht mehr ändern konnte. Daß ich manches Geschehene von dunnemals heute aus neuen Gesichtswinkeln beurteile, erklärt sich schon aus der weiter gewordenen Perspektive, aber das ist eine Sache für sich. Mein Urteil ist in diesem Falle nebensächlich. Es steht hinter den Menschen und Dingen vor fünfundzwanzig Jahren bis zum Ausbruch des großen Krieges und auch hinter den in diese Schilderungen verwebten Erinnerungssplittern mancherlei Art. In der Tat ist diese kleine Chronik nichts als ein Stück Erinnerung, und wenn sie hie und da auch zu Vergleichen herausfordert, die gar nicht mal beabsichtigt sind — meinethalben!

Berlin, Anno II nach der Revolution.

F. v. Z.

1894

Aus alten Berliner Adreßkalendern

3. Februar

Da fiel mir neulich einmal ein interessantes Werkchen in die Hände, das sich in einem Winkel meiner Bücherei verkrochen hatte: ein vergilbtes Sammelbändchen mit rot und schwarz gedruckten Titelblättern, die Adreßkalender der „Kön. Preuß. Haupt und Residenz Städte und daselbst befindlichen Königl. Hofes", die Jahre 1707, 1708 und 1709 umfassend.

Diese dünnleibigen alten Berliner Adreßkalender bilden ein seltsames Gegenstück zu den kilogewichtigen Doppelbänden, die heute die Millionen Berlins nach Namen und Art aufführen. Eine ganze Welt steigt aus den knapp beschnittenen Blättern auf. Zunächst öffnet sich dem Leser der „Calender vor das gegenwärtige Jahr", der die Daten seit Erschaffung der Welt und Sündflut genau so sachlich registriert wie die Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König von Preußen. Die Namensliste beginnt regelmäßig mit dem Hofe und den Rittern des Schwarzen Adlers. Die alten Adelsnamen der Tettau und Bülow, der Dohna, Hacke und Arnim marschieren auf, und so genau nimmt es der Zusammensteller mit seiner Arbeit, daß er unter den Personen des Hofes sogar die Frau Crackau nicht vergißt, die „Bettfrau, so auffm Schloß logiret", uno die einen ähnlichen Rang zu haben schien wie die „Hoff-Capellisten und Cammermusici", unter denen sich auch Herr Gottfried Pepusch auf dem Hohen Steinweg befand, der lustige Musikant, der später für das etwas schwach entwickelte Musik-

bedürfnis des Soldatenkönigs so natürliche Tierstimmen zu setzen wußte.

Berlin hatte um 1700 etwa 29 000, um 1709 schon gegen 55 000 Einwohner, und von dem raschen Erblühen der Hauptstadt unter dem von der zünftigen Geschichte im allgemeinen wenig gerecht behandelten ersten König wissen auch die alten Adreßkalender zu erzählen. Zahlreiche französische Namen mischen sich zwischen die altmärkischen. Teils steigen die Refugiés in die Hofkreise hinein wie der ehemalige Oberstallmeister der Königin, Monsieur François d'Ausson de Villarnoul, teils ließ man sich auch die geschickten Welschen für bestimmte Dienste verschreiben, wie z. B. den erfahrenen Mundkoch Louis Varein, vielleicht einen Nachkommen des berühmten Verfassers des „Cusinier françois" vom Jahre 1654. Wie stark Berlin derzeit von französischen Elementen durchsetzt war, geht aus der wenig bekannten Tatsache hervor, daß es ein französisches Revisions-Gericht und ein französisches Ober- und Unter-Gericht gab, und zwar tagten die letzteren in dem „neu erbauten Frantzösischen Gerichtshaus" auf dem Friedrichswerder. Übrigens gab es auch ein französisches Oberkonsistorium und ein französisches Gymnasium, in dem u. a. Etienne Chauvin amtierte, der aber nicht mit dem Vater des „Chauvinismus", dem Bürger Chauvin aus Rochefort zur Zeit Napoleons I., verwechselt werden darf. An Unterrichtsanstalten führen die alten Adreßbücher das Friedrichwerdersche Gymnasium, die Garnisonschule und die Schulen in der Dorotheen- und Friedrichstadt auf — in letzterer „informirt Herr Gottfried Caden frey die arme Stadt-Jugend". Am Grauen Kloster wirkten Rodigast und Bodenburg und Martin Diterichs, am Werderschen Gymnasium Zollikofer und Meierotto, der später in die Joachimsthalsche Anstalt kam. Die Ritterakademie war 1705 im alten „hohen Hause", dem späteren „Lagerhause", für die Söhne des Adels errichtet worden; hier verzeichnet das Adreßbuch von 1708 Jakob Paul Gundling als Lehrer der Geschichte und Literatur, denselben Gundling, der später so unrühmlich als Hofnarr Friedrich Wilhelms I. enden sollte. Auf Leibnizens Veranlassung war die „Kgl. Preuß. Societät der Wissenschaften" begründet worden, zu deren ersten

Mitgliedern Hofprediger Achenbach, die Hiſtoriker J. Fr. und J. C. Beckmann, der Numismatiker Beyer, der Aſtronom Kirch und der Konrektor Friſch (der „Seidenwürmer-Friſch“) gehörten. Die Akademie der Künſte „und der mechaniſchen Wiſſenſchaft“ war im Obergeſtock des von Nering erbauten Marſtalls in der Dorotheenſtadt untergebracht worden. Graf Kolbe von Wartenberg, der ſo ziemlich alle oberſten Hofämter von der Ritterakademie bis zur „Gouvernirung der Orangiſchen Succeſſion“ in ſeinem Bezirk vereinigte, figuriert als „Protektor“. Zum Kollegium gehörten u. a. Joh. Chriſtoph Merck, Michel Carré, die Kupferſtecher Bieſendorf und Wolfgang, der Hofmaler Gericke als Rektor und Andreas Schlüter, der unſterbliche Baumeiſter, den übrigens der Adreßkalender von 1713 noch als „Rektor der Akademie und Baudirektor“ aufführt, wohnhaft in ſeinem Hauſe in der Brüderſtraße oder in ſeinem Gartenhauſe vor dem Köpenicker Tore.

Ungeheuer iſt das Beamtenheer derzeit. Da gibt es Ratsdiener und „Hofräthe der Werderſchen Mühlen“, Salzamtleute und Stempeleinnehmer, auch einen „Juden-Inſpektor“. 1707 erſcheint ein „franzöſiſcher Hofſchauſpieler“, George de Rocher, im Adreßbuch, der in einem Seitenbau des ehemaligen Canitzſchen Hauſes in der Poſtſtraße ſpielte. In der Nähe wohnte auch eine „Mamſell Conradine“ ohne genauere Standesbezeichnis; es war ein galantes Dämchen, eines „Balbierers Tochter aus Dresden“, die 1721 einen Grafen Gruczewſki heiratete. Vier Bankiers oder „Wechſler“ führt der Kalender von 1707 auf, alleſamt Franzoſen. An Wirtshäuſern werden fünfzehn genannt, darunter der „König von Preußen“ und die „Stadt Paris“ in der Brüderſtraße, der „König von England“ in der Breiten und der „Goldene Löwe“ in der Königsſtraße; ferner die Schenke des Salomon Strauch (der auch „Rathsmann“ war) in der Jüdengaſſe. 1708 wird als erſte Zeitung angemeldet „Der von Sr. Kgl. Majeſtät in Preußen allergnädigſt privilegirten curieuſen Natur-, Kunſt-, Staats- und Sitten-Praeſenten erſter Jahrgang. Berlin in der Dorotheenſtadt. Druckt's Johann Weſſel“ — eine Art Revue.

Ein eigenes Kapitel bilden die Postverhältnisse. Schon die Jahre 1707 bis 1709 zeigen eine starke Aufwärtsbewegung des schriftlichen Verkehrs — und dennoch, wie seltsam mutet es uns an, daß im Berlin jener Zeit nur drei Briefträger beschäftigt waren, und daß Briefe, die am nächsten Morgen um 5 Uhr Berlin verlassen sollten, bis abends 6 Uhr in das Posthaus gebracht werden mußten!

Interessant ist auch die Zusammensetzung des „Bau-Amts", dem der „Obrist" Herr Johann Friedrich von Eosander angehörte, der viel und zu Unrecht verketzerte Rivale Schlüters und Schwiegersohn Merians. Gebaut wurde damals ungeheuer viel. Die Friedrich- und Charlottenstraße entstanden, die Markgrafenstraße (so genannt nach dem Palaste des Markgrafen Philipp Wilhelm von Brandenburg-Schwedt), die Linden- und Französische Straße. Lebhaft war der Anbau auch auf der Dorotheenstadt und in der Spandauer Vorstadt. Monbijou hieß noch das „Kurfürstliche Vorwerk"; nordwestlich davon hatte Graf Wartenberg 1705 den „Posthof" angelegt. Wartenbergs Palais, von Schlüter erbaut, war das Eckhaus an der Langen Brücke. Die Leipziger Straße war schon ziemlich besiedelt, die Königs-, Heilige Geist- und Münzstraße bildeten das Zentrum. „Unter den Linden" ging es noch halb ländlich zu; an der Schloßfreiheit zu wohnen, galt für sehr vornehm. Überall entstanden neue Gebäude. In der Klosterstraße erbaute 1704 Jean de Bodt ein schönes Haus für den Hofrat Rademacher; Graf Otto Schwerin ließ sich ein Palais am Molkenmarkt errichten. Am Schloß arbeiteten Schlüter und nach ihm Eosander; Schlüter schuf auch das Krosigksche Haus in der Wallstraße, das Kameckesche in der Dorotheenstraße, die Skulpturen am Zeughaus. Die Jerusalemer Kirche wurde renoviert, ganz neu erstanden die Parochial-, Garnison-, Neue, Georgen-, Französische Kirche und die Gotteshäuser auf dem Friedrichswerder, in der Sophien- und Louisenstadt. Die Königliche Bibliothek lag noch immer in der sogenannten Schloßapotheke, aber Friedrich I. trug viel zu ihrer Vermehrung bei — u. a. kaufte er die hinterlassene Bücherei Ezechiels von Spanheim für 12 000 Taler, nach heutigen Preisen also für etwa 100 000 Mark.

Die Adreßkalender führen auch eine Anzahl von Medaillonbewahrern und von besonderen Königlichen Bibliotheks-Buchbindern und -Buchdruckern an. Herr Liebpert, der Hofbuchdrucker, wohnte sogar im Schlosse. Unter den Chirurgii fällt der Name Marggraff auf; Generation auf Generation bis heute hat diese alte Berliner Familie tüchtige Gelehrte geliefert. Auch Samuel du Clos, der den Volksnamen des „Fieberdoktors" führte, wird aufgezählt; er wohnte sehr vornehm Unter den Linden. Im übrigen berücksichtigen die alten Adreßbücher meist nur die Hausbesitzer. Die Kaufmannswelt findet fast gar keine Erwähnung; aber der letzte Hoflakai wird mit Namen genannt.

Das Amtsgericht Berlin-Mitte und das alte Kadettenhaus — Vom Pagendienst

22. März

Neulich hatte ich einmal auf dem Amtsgericht Berlin-Mitte zu tun, und da rührten sich denn unwillkürlich die Erinnerungen, und die langweiligen Zimmer belebten sich mit jugendlichen Gestalten, und hinter der steifen Häuserfront tat der altberühmte Karreehof sich auf, in dessen Sande ich, ach wie oft, die Beine im Parademarsch gestreckt habe. Denn hier lag die preußische Hauptkadettenanstalt, bevor der schöne und stattliche Bau in Groß-Lichterfelde eröffnet wurde.

Ich war 1872 aus dem vier Jahre vorher neubegründeten Vorkorps Plön in das Haupthaus, und zwar zur sechsten Kompagnie gekommen, die ein Hauptmann v. P. kommandierte, ein schnurriges Original: ein klapperdürrer langer Mensch, leberleidend, immer brummig, mit einem Gesicht wie eine Katze, die aus Versehen an einer Flasche mit Salmiakgeist gerochen hat. Er war allgemein verhaßt, übrigens auch bei den Offizieren, nur nicht bei unserm Kommandeur, dem Obersten de B., der ihn für einen vorzüglichen Pädagogen hielt. Wenn man die beiden nebeneinander sah, konnte man sich nie eines Lächelns erwehren: für den „Simplizissimus" waren sie wie geschaffen. Hauptmann v. P., eine Riesenlatte, meist in einem viel zu kur-

zen Paletot, mit wahrhaften Spreekähnen an den Füßen — Oberst de B., ein kleines kugelrundes Männchen, das gern einen langen Reitermantel trug, in dem er frappant einem wandelnden Tintenwischer glich. Seine rechte Hand war der etatsmäßige Stabsoffizier, ein rotköpfiger Major mit buschigem brandfarbigen Schnurrbart. Wir hatten ihn den „roten Helfershelfer" getauft, und der Name paßte famos. Hätte man den Major in mittelalterliche Tracht gesteckt — er hätte auf das Haar einem Henkersknecht geglichen, wie die Phantasie ihn sich ausmalt und wie man ihn zuweilen auf Bildern findet. Noch ein weiteres Original hatten wir bei der Kompagnie: das war unser Feldwebel-Leutnant, der Vorsteher der Kammerregion, eine ganz prachtvolle Figur. Er war vom einfachen Gemeinen in seine hohe Charge aufgerückt und tat ungeheuer gebildet, sprach nur in höchst verzwickten Perioden und gebrauchte mit Vorliebe Fremdworte, die er entweder falsch anwandte oder aber gänzlich verdrehte. Wenn er beispielsweise sagen wollte: „Die Hosen passen Ihnen nicht mehr", so sagte er dies nicht etwa wie es hier gedruckt steht, sondern er sprach ungefähr: „Mir scheint, Herr Kabett, es dürfte die nezessäre Benötigung in den Kreis unsrer Pupille gerückt sein, als Differenzive die Weite Ihres Monsieur Pantalon mit Ihrem lebendigen Gliederbau im allgemeinen und im besonderen mit der Geschweiftheit Ihrer Beine, woraus der Demonstrandus entsteht, daß wir Ihr unterwärtiges Königliches Inventarstück in gebührende Charge nehmen müssen . . ." Aber sonst war unser Feldwebel-Leutnant ein kreuzbraver Mann, und wen er liebhatte, den lud er auch wohl einmal zu Kaffee und Waffeln ein; in Waffeln war seine kleine dicke Frau eine Meisterin. Graf K., der heute im Hofdienst steht, damals aber noch sehr gefräßig war, hat einmal siebenundzwanzig Waffeln bei ihr gegessen.

Sonst war zu jener Zeit die Verpflegung im Berliner Kadettenkorps noch ziemlich spartanisch. Zum Morgenfrühstück gab es immer Suppe; da brockte man seine Schrippe hinein, und so entstand der „Pamps", der den Magen gleich ordentlich füllte. Beim Mittagessen war das wöchentlich einmal wiederkehrende Klopsgericht am meisten gefürchtet. Es waren fürch-

terliche Sagen im Schwange, was alles für Ingredienzien zur Herstellung dieser Sardellenklopse benutzt würden. Auch der Hering am Abend war unbeliebt, weil er gewöhnlich steinhart war. Einmal hatten wir in unserer Empörung zu heimlicher Stunde zehn solcher Heringe dem Ökonomen an die Wohnungstür genagelt; auch wurden ihm gelegentlich ein Dutzend Klopse als unfrankiertes Postpaket ins Haus geschickt, und dabei hatte man, um die Erwartung und die Schreckwirkung zu erhöhen, auf der Adresse eine bekannte Juwelierfirma als Absender genannt. Die Begüterten unter uns fanden in der Nachmittags-Tabagie Ersatz für das lazedämonische Diner. Die Tabagie hielt einer der Aufwärter, der Kaffee und Gebäck verkaufte und bei dem wir uns auch in unseren ersten Pumpversuchen übten. Aber mehr als zehn Silbergroschen borgte er nie. Kam man dann wieder zu ihm, so drückte er dem Petenten schweigend ein vorbereitetes Zettelchen in die Hand, das nur die beiden Worte enthielt: „Erst zahlen".

Der Kadettenmagen hat sich immer einer gewissen Berühmtheit erfreut. Wenn es Sonntags mittags auf Stadturlaub ging, führte uns der erste Weg gewöhnlich in die Konditorei von Josty, die damals noch an der Stechbahn lag. Doch auch in der Neuen Friedrichstraße gab es eine kleine Konditorei, die zu unsern Stammlokalen gehörte — mit einem Hinterzimmerchen, in dem wir uns zuweilen sogar eine Bowle brauten. Der Besitzer hatte ein niedliches Töchterchen, und in die blonde Anna waren wir alle verliebt: die Leidenschaftlichen mit wilder Glut, die Kühleren mit zurückhaltender Reserve. Aber unter den Kühleren war einer, ein gewisser Flemming, der gelegentlich auch zum Berserker werden konnte. Der war einmal von einem der Leidenschaftlichen Annas wegen schrecklich beleidigt worden, und in seiner Wut nahm er einen gefüllten Windbeutel vom Auslagetisch und warf ihn dem Gegner in das Gesicht, so daß die Schlagsahne spritzte. Da griff der Temperamentvolle nach zwei Lukkaaugen und schleuderte sie mit Heftigkeit gegen Flemming. Und nun begann ein Zweikampf mit Süßigkeiten. Der eine nahm ein Stück Apfelkuchen als Projektil, der andere ein Nußtörtchen; ein Mohrenkopf sauste herüber, ein Apfelsinen-

kuchen sauste zurück, Blätterteig und Eisbiskuit kreuzten sich in der Luft. Die schöne Anna schrie entsetzlich; der Vater stürmte herbei, schrie auch und rang die Hände; wir fielen den Kämpfenden in die Arme, aber es war ein schrecklicher Anblick, als wir sie endlich besänftigt hatten. Nicht ehrliches Blut färbte ihre Heldenbrust, sondern Creme und Schlagsahne, und auf der Erde lagen Tortenreste, Streuselkuchen und Baisertrümmer, und schließlich mußten wir alle zusammenschießen, um die drei Taler zehn Groschen betragende Zeche des Kampfspiels zu bezahlen . . .

Unter den Lehrern stand Hauptmann H., der die Physikstunden erteilte, unseren Herzen am nächsten, weil er so hübsche Experimente machen konnte — und dann Leutnant v. St., der Fechtlehrer, der einmal in England gewesen war und uns nach allen Regeln der Kunst auch das Boxen beibrachte. Tanzunterricht gab der alte Médon, ein königlicher Ballettänzer, der schon zu meiner Zeit sein 25jähriges Jubiläum feiern und sich damals rühmen konnte, mindestens der Hälfte des preußischen Offizierkorps Menuett, Galopp und Walzer beigebracht zu haben. Er erschien immer im Frack und in Lackschuhen zu den Unterrichtsstunden und wußte reizende Geschichten aus der Kulissenwelt zu erzählen und von dem alten König, der gern Balletts sah und auch häufig selbst in den Zwischenakten auf der Bühne des Opernhauses erschien, zu der damals eine direkte Verbindung aus seiner Loge führte, die später beseitigt wurde. Als Ballettänzer gehörte Médon dem Solopersonal an, und zwar war er sogenannter Quadrillenführer. Nun erhielten wir häufig Billetts zu den Aufführungen in den Königlichen Theatern und wurden truppweise dorthin geführt, und wenn wir wußten, daß Médon auftrat, verabredeten wir uns vorher und überschütteten ihn dann mit dröhnenden Klatschsalven. Einmal wollten wir ihm sogar einen Lorbeerkranz werfen; das war im „Prophet", in dem eine Schlittschuhquadrille als Einlage gegeben wurde. Aber der Werfende hatte nicht genau sein Ziel berechnet, und der Lorbeerkranz fiel unversehens dem amtierenden Kapellmeister von hinten um den Hals. Natürlich bekam der Kapellmeister einen fürchterlichen Schreck, ließ seinen Takt-

stock fallen, und das ganze Orchester geriet in Unordnung. Das Publikum amüsierte sich köstlich, und der alte Wrangel, der oben in der Kommandanturloge saß, wollte sich ausschütten vor Lachen. Aber Prinz Friedrich Karl, der auch da war, nahm die Sache krumm, ließ die Kadetten im Zwischenakt antreten und hielt uns eine donnernde Rede. Späterhin wurde der unglückliche Kranzwerfer auch noch in den Arrest gesteckt, und Monsieur Médon verbat sich ernsthaft derartige überrumpelnde Huldigungen.

Amüsante Abwechslung bot immer der Pagendienst. Die höchsten und hohen Herrschaften hatten ihre Leib- und Hofpagen, gewöhnlich adelige Selektaner. Wenn auswärtiger Hofbesuch eintraf und das Pagenkorps verstärkt werden mußte, wurden aber auch Primaner und Sekundaner von Adel zum Hofdienst herangezogen. So wurde ich einmal als Page zum Herzog Elimar von Oldenburg kommandiert, dann bei einer Prinzessin und schließlich sogar beim Schah von Persien, dem höchstseligen Nassreddin, der damals Berlin mit seinem ersten Besuch beglückte. Das machte uns nun viel Spaß. Zuerst wurden wir vom Pagenhofmeister wirksam eingekleidet: scharlachroter Schoßrock, weiße Kniehosen, weiße Strümpfe, Lackschuhe mit Goldagraffen. Dann kam der Friseur an die Reihe, schnitt, kämmte, glättete und puderte uns das Haar, und hierauf wurden wir von königlichen Wagen nach dem Schlosse abgeholt, wo wir zunächst abgefüttert wurden, um bei dem Galadiner nicht zu gierig auszusehen. Nun hatte jeder seinen besonderen Dienst. Die Schleppenträger mußten am meisten aufpassen, weil sie jedem Schritt ihrer Herrin zu folgen, jeder Bewegung nachzugeben hatten. Kaiserin Augusta war ziemlich streng gegen ihre Pagen, sehr liebenswürdig dagegen eine damals noch blutjunge Prinzessin, die so lebhaft und quirlig war, daß ihr Schleppenpage ganz verzweifelte Sätze machen mußte, um ihr beständig folgen zu können. Schließlich stolperte er denn auch richtig, und da er dabei die Schleppe festhielt, so bekam die Prinzessin einen gewaltigen Ruck und wäre beinahe gleichfalls gefallen. Aber sie schalt nicht, sondern lachte fröhlich, sagte ihrem todblaß gewordenen Pagen ein paar tröstende Worte und stopfte ihm nachher beim Diner die Taschen voll Konfekt. Denn

das war für uns die Hauptsache. Nach uralter geheiligter Sitte füllten die Fürstlichkeiten beiderlei Geschlechts beim Dessert ihren Teller und reichten ihn sodann ihrem Pagen. Um die Bonbonnière und das sonstige Zuckerzeug bequem beherbergen zu können, waren die Schoßtaschen der Pagen mit Leder ausgelegt. Aber beim König aller Könige fiel ich in dieser Beziehung gründlich herein. Ich stand sehr aufmerksam hinter dem Schah und präsentierte ihm die Schüsseln, die der Lakai mir reichte, und freute mich darüber, daß er Mohammed zum Trotz gehörig Champagner trank, und freute mich noch mehr auf den Augenblick, da er mir das Konfekt zustecken würde. Das Dessert wurde gereicht. Sämtliche Fürstlichkeiten, auch der Kaiserliche Herr, respektierten die bewußte uralte geheiligte Sitte, und ihrem freundlichen Lächeln dabei sah man es an, daß sie es gern taten — der Schah aber, der glorreiche Vertreter der schiitischen Dynastie Kadschar — ja, bei Gott, Nasseddin fütterte sein Konfekt höchstselbst auf! Ich war starr in der Enttäuschung meiner Jugend, ich mag auch wohl blaß geworden sein, und meine Pagengenossen lächelten schadenfroh. Aber der gute Prinz Georg, der dem Beherrscher Persiens schräg gegenübersaß und die Szene beobachtet hatte, verhalf mir zu meinem Recht. Nach dem Cercle zupfte mich einer der Lakaien am Rock und gab mir ein dickes Paket. „Prinz Georg schickt's Ihnen," wisperte er, „und läßt sagen, der Schah wüßte noch nicht so recht Bescheid. Sie möchten sich's schmecken lassen" . . . . Das geschah denn auch redlich. Ein Dutzend Jahre später traf ich den Prinzen öfters im Salon der Frau v. Hohenhausen in der Landgrafenstraße und erinnerte ihn an seine Guitar . . .

Das alte Kadettenhaus in der Neuen Friedrichstraße existiert längst nicht mehr. Aber kurz vor der Übersiedelung nach Groß-Lichterfelde habe ich es mir noch einmal angeschaut. Der alte Drommler in seiner Portierloge lebte noch; bei dem hatte man sich zu melden, wenn man nach Zapfenstreich von Urlaub kam, und er ließ nie einen durchwischen. Denn des Sonntags kehrte man natürlich immer erst im letzten Augenblick zurück, und dann raste man durch die Straßen und war froh, wenn man

die große goldene Kugel vor der Destillation an der Ecke der Neuen Friedrichstraße blinken sah, von der schon der alte Winterfeld erzählt. Die Destillation hat inzwischen einem Neubau weichen müssen; auch unsere kleine Konditorei, in der damals das Kuchenduell zwischen dem kühlen Berserker und dem Leidenschaftlichen stattfand, ist von der Bildfläche verschwunden; das ganze Viertel ist umgestaltet worden. Aber wenn ich auf der Stadtbahn fahre und an dem langweiligen Gerichtsgebäude vorüberkomme, denke ich doch noch zuweilen an die Zeiten zurück, da hier ein Teil der Jugend Deutschlands herangedrillt wurde, und die eigene Jugend wird wieder lebendig, wenn ich durch die blankgeputzten Fensterscheiben in das Innere der Zimmer schaue.

Vom Geschmack des Berliners — Aus der Theaterwelt — Der dramatische Niedergang

1. Mai

Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten — über den Geschmack des Berliners aber schon gar nicht. Er steht auf keiner allzu hohen Stufe — das muß auch der bekennen, der unsere Hauptstadt liebt und sich nur ungern von ihr trennt. In künstlerischer Beziehung ist der Geschmack bei den sogenannten oberen Zehntausend allerdings noch verwilderter als bei dem mittleren und kleinen Bürgertum. Der Herr Kalkulator und der Handschuhmacher von nebenan tut gern etwas für die gute Erziehung seiner Tochter. Früher schickte er sie zu dem Abgott jeder gebildeten Tochter, zu Barnay in das Berliner Theater. Aber seit mit Dr. Blumenthal im Berliner Theater der Geist des Klassischen dem Geschwätz der „Madame Sans-Gêne“ und ihrer verwandten Kumpane gewichen, ist es mit der Vorliebe des Berliner Pfahlbürgers für die Bühne in der Charlottenstraße aus. Dafür wallfahrtet man jetzt zu Scharen in das Schiller-Theater, das sich zum Range einer echten und tüchtigen Volksbühne emporgeschwungen hat. Das sogenannte bessere Publikum sucht sich andere Anziehungskräfte. Ach, ist das ein Elend! Für unseren Adel und die dem

Hofe naheſtehenden Kreiſe ſcheinen Literatur, Kunſt und Theater nur noch Begriffe zu ſein. Schlimmer beinahe ſteht es um die Gelehrtenwelt. Eine chineſiſche Mauer erhebt ſich zwiſchen ihr und der lebendigen Kunſt der Zeit. Der Nachfolger Wilhelm Scherers, jener hochgewachſene Literatur-Profeſſor, der da verſucht hat, das akademiſche Zöpflein ein wenig zu ſtutzen, iſt nur eine vereinzelte Ausnahme. Der Berliner Gelehrte ſitzt bei ſeinen Büchern und kümmert ſich den Teufel um das Theater, um die neue Literatur und die Malerei der Modernen. Das Wort „Moderne“ allein erfüllt ihn bereits mit Ibſenſchem Gruſeln. Er kennt die Modernen gar nicht, aber er verurteilt ſie. Er hält ſie durchweg für Realiſten, auch wenn ſie ganz und gar Romantiker ſind, und ſpricht ihnen voll weiſer Logik demgemäß alle Ideale ab. Er ſchreibt Bücher über das Theater der letzten dreißig Jahre, hat es aber ſeit dreißig Jahren nicht beſucht.

Der Hof und die Hofkreiſe gehen in die Königlichen Theater, wenigſtens dann und wann — wenigſtens wenn Kaiſerbeſuch bevorſteht oder wenn ein patriotiſches Stück das Repertoire füllt, das der Kaiſer gelobt hat. Wagners Opern ſind noch immer am meiſten beſucht, und als Rückſchlag hat das Naiv-Harmloſe, wie Humperdincks „Hänſel und Gretel“, letztjährig viel Publikum angezogen. Die Diplomatie hat in der Winterſaiſon mit der Geſellſchaft mehr zu tun, als ſich um Theater und Kunſt zu kümmern, und die Offiziere gehen meiſt nur dann in das Schauſpielhaus, wenn den Regimentern Freibillette zugeſandt werden. Für die ſogenannte gute Herrengeſellſchaft bieten die Spezialitätentheater mehr Intereſſe als ein ernſtes Drama ohne Trikotrollen. Da ſind z. B. noch immer die five sisters Barrison, die ſchon ſeit dem Oktober alles, was leben will, in lohe Begeiſterung verſetzen. Die Barriſons ſind fünf ſplitterdürre Engländerinnen, die in kurzen Höschen auf der Bühne des Wintergartens herumtanzen und dazu mit ſchrillen Stimmen unmelodiſche Lieder ſingen. Ihre langen blonden Perücken und ihre bemalten Puppengeſichter ſind aber in die Mode gekommen. Herr Adolf Ernſt, der Introdukteur von „Charleys Tante“, gibt auf ſeiner Tingel-Tangel-Bühne augenblicklich ein neues engliſches Stück, in dem ſämtliche weibliche Darſtellerin-

nen in den Masken der Barrisons auftreten. So etwas zieht. Noch mehr zieht aber die neue Cancantänzerin, die der findige Theaterleiter für dies Stück direkt aus dem Lande Albion, wo man quirlige Beine zu schätzen weiß, bezogen hat. Miß Rose Batchelor heißt sie und ist häßlich und mager. Sie tanzt auch nicht, sondern strampelt mit Armen und Beinen wie eine Wahnsinnige in der Luft herum — da sie aber vor dem Prinzen und der Prinzessin von Wales in London ebenso gestrampelt hat und diese hohen Herrschaften selbigem Strampeln allerhöchste Anerkennung gezollt haben, so ist der Berliner ganz entzückt und klatscht dem Unding von Tänzerin allabendlich enthusiastisch Beifall.

Eine besondere Blüte des Berliner Geschmacks bildet das Parodie-Theater. Vor ungefähr zwanzig Jahren, in einer Zeit tiefsten dramatischen Niedergangs, spielte der „Geschundene Raubritter" eine gewichtige Rolle in Berlin. Man gab ihn überall, in den kleinen Tingel-Tangeln und auf besseren Bühnen, selbst im Woltersdorf- und Wallner-Theater. Es war die traurigste Periode in der deutschen Theatergeschichte, seit die Neuberin den Hanswurst verbrannt hat. Und nun auf einmal, zwischen Ibsen, Hauptmann, Fulda und Sudermann, ist der „Geschundene" wieder aufgetaucht und hat abermals stürmischen Beifall gefunden. Unglaublich, aber wahr! Die Ehrenbeweise, die man dem Raubritter zollte, weiteten den Blick seines Impresario. Er schindete fröhlich drauf los und begann in ähnlicher Weise wie diese alten Schmarren auch neuere Stücke zu bearbeiten. Die „Ehre" und die „Jugend", „Tannhäuser" und „Cavalleria" — alles kam unter dieselbe Maschine des großen Parodiendichters, und alles wurde gleich fröhlich aufgenommen. Je wüster der Blödsinn, desto jauchzender das Lachen. Das Parodie-Theater ist stets überfüllt, nur die Muse bleibt draußen und hüllt das geschändete Antlitz ein.

Für die niedrigste Art der Komik hat der Berliner immer viel übrig gehabt; seine Lieblinge sind ziemlich weit abwärts von den Wegen der Kunst zu suchen, z. B. im American-Theater, einer kleinen Bühne in der Dresdner Straße, in der Martin Bendix, der sich selbst der „Urkomische" nennt, der

Held jedes Abends ist. Seine Komik ist die denkbar elementarste. Er spricht nur in Kalauern blutigsten Kalibers und bewegt sich in Ausdrücken, die allein der Berliner verstehen kann, aber gerade das ist es, was das Publikum in jubelndes Entzücken versetzt. Auf ähnlicher Stufe wie Bendix steht Little Carlsen, der „Rixdorfer", der seine Couplets durch fabelhafte Gliederverrenkungen begleitet, Jahre hindurch immer dasselbe bringt, wie die Clowns in den Manegen, und trotzdem stets von neuem engagiert wird, weil er immer wieder gefällt.

Feldmarschall von Manteuffel und sein Nachlaß

12. September

Es hat immer etwas Tragisches, dem Untergange eines großen und berühmten Geschlechts zuschauen zu müssen. Es berührte mich eigentümlich, als ich vor einigen Tagen in den Zeitungen las, daß auf dem Speditionshofe in der Kaiserstraße eine Anzahl Gegenstände aus dem Nachlasse des verstorbenen Feldmarschalls von Manteuffel, des ehemaligen Statthalters von Elsaß-Lothringen, zur öffentlichen Versteigerung kommen sollte. Der Zufall führte mich an jenem Tage in die Nähe des Speditionshauses. Neben einigen Kisten mit Hausgerät und unwichtigen Briefschaften kam auch eine Anzahl von Ölgemälden und Stahlstichen zur Auktion, meist lebensgroßen Bildnissen europäischer Potentaten, zum Teil mit eigenhändigen Unterschriften wie bei dem Porträt König Oskars von Schweden, Geschenke an den verewigten großen Heerführer und Strategen. Zwar hatte sich ein Beauftragter der Familie eingefunden, der für wenige hundert Mark die Masse zurückkaufte — aber für den, der den verstorbenen Feldmarschall persönlich gekannt und verehrt hat, war es dennoch ein recht schmerzlicher Anblick, sich von dieser Liquidation eines großen Namens überzeugen zu müssen. Die Gemälde stammten aus dem Schlosse zu Topper, dem ehemaligen Besitztum des Feldmarschalls, das dieser von seiner nach dem letzten Feldzuge erhaltenen Dotation gekauft und später zu einem Fideikommiß gemacht hatte, um es seinen Kindern und Enkelinnen erhalten

zu können. Aber nach seinem Tode übernahm sein jüngster Sohn, Baron Job, das Besitztum — und für ihn galt das Dichterwort nichts: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“. Die Rechenkunst war nie eine starke Seite des alten Feldmarschalls gewesen, dessen Haushalt in Topper wie vor allem in Straßburg große Summen verschlang. Aber er bezog ein hohes Gehalt und hohe Repräsentationsgelder und erhielt auch noch als Domherr von Magdeburg einen recht erheblichen Zuschuß, so daß er selbst ohne persönliches Vermögen auf großem Fuße leben konnte. Wie sehr man seine Gutmütigkeit und seinen Mangel an Rechenkunst mißbraucht hatte, zeigte sich erst nach seinem Tode. Er hinterließ fast nichts an barem Gelde, und nur die Güte des Herrschers, die den Angehörigen das Gehalt des Feldmarschalls noch auf ein Vierteljahr auszahlen ließ, ermöglichte es, daß einigermaßen Ordnung in seinen Nachlaß kam. Der Feldmarschall hatte aus seiner Ehe mit seiner vor ihm verstorbenen Gattin, einer geborenen von Witzleben, vier Kinder. Der älteste Sohn Hans Carl, eine genial angelegte, aber Sonderwege gehende Natur, war mit der Familie zerfallen und lebte einsam in der Schweiz, bis man ihn vor etwa zehn Jahren als todkranken Mann in die Heimat zurückschaffte, wo er bald darauf in der Maison de Santé zu Schöneberg starb. Der zweite Sohn, Baron Edwin, zuletzt Major im ersten Garderegiment und ein Günstling des Königs, wurde unglücklicherweise in die pekuniären Schwierigkeiten seines Bruders Job verwickelt, nahm den Abschied und trat in den Kolonialdienst über. Die Tochter, Baronesse Isabella, eine kleine zierliche Dame mit scharf geschnittenen, interessanten Gesichtszügen und klugen dunklen Augen, lebte fast immer im Auslande; in letzter Zeit hatte sie ständigen Aufenthalt in Beaulieu und in Nizza genommen, und es ist kaum anzunehmen, daß sie je wieder nach Deutschland zurückkehren wird, nachdem die Verhältnisse ihrer engeren Familie eine so traurige Wendung genommen haben. Mit dem Freiherrn Job und dessen Lebensführung haben sich die Zeitungen seinerzeit viel beschäftigt und viel Häßliches und Unwahres erzählt. Gewiß hätte er sich auf Topper halten können, wenn er ein besserer

Rechner und vor allem nicht bis zum Leichtsinn gutmütig gewesen wäre. Um der Sensation willen dichtete man ihm indessen häufig Übertriebenes an. Er hat bis auf das Äußerste um seine Existenz gekämpft — als er aber auch nicht einmal mehr die Zinsen der eingetragenen ritterschaftlichen Darlehen bezahlen konnte, brach das Unglück mit Macht über ihn herein. Das Fideikommiß, ein alter märkischer Adelsbesitz, kam zur Subhastation; ein Potsdamer Millionär kaufte den Besitz für 450 000 Mark, eine Spottsumme für das freilich in letzter Zeit böse ausgesogene Gut, das indessen 13 000 Morgen umfaßt und dessen ausgedehnte Forsten sich in bestem Zustande befinden, da sie schon lange vor dem Zusammenbruch von der königlichen Hofkammer in Verwaltung genommen worden waren. Baron Job mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Schmettow aus dem Hause Pommerzig, und seinen drei Kindern logierte sich in einem kleinen Hotel Berlins ein und dampfte eines Abends in aller Stille nach der Riviera ab. In Topper aber kam alles, was einst Besitztum eines unserer ersten Feldherren war, nach und nach zur Auktion. Zahlreiche Erinnerungen an die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich, an andere preußische Prinzen und an fremde Souveräne wanderten in alle Welt. Viel wurde von seiten des weiteren Verwandtenkreises und des Hofes durch Vermittler aufgekauft, anderes mußte verschleudert werden. So kamen die Schloßbibliothek, viele tausend Bücher umfassend, unter ihnen auch eine Ausgabe der „Geschichte des Konsulats" von Thiers mit einer eigenhändigen Widmung des französischen Gelehrten und Staatsmannes an Manteuffel und andere Seltenheiten mehr, für 700 Mark an einen Berliner Antiquar. Von den hinterlassenen Papieren des verewigten Feldmarschalls ist ein großer Teil gleich nach seinem Tode von Staats wegen mit Beschlag belegt worden; ein weiterer Teil soll sich noch im Depot der Bank von England in London befinden — nach einem Rest wird von behördlicher Seite eifrig geforscht. Es ist dies eine etwas dunkle Geschichte. Verlegern und Zeitungen sind in letzter Zeit mannigfach Briefschaften aus dem Nachlasse Manteuffels angeboten worden; vereinzelte Papiere politisch unwichtigeren, doch aber in bezug auf die han-

delnden Persönlichkeiten allgemein interessanten Inhalts wurden hie und da auch bereits veröffentlicht — bei anderen Schriftstücken refüsierten die Verleger, wie man wissen will, teils weil man fürchtete, durch eine Publizierung den staatlichen Interessen entgegenzutreten, teils weil die Mittelsleute zu hohe Summen forderten. Jedenfalls befinden sich noch nicht die gesamten diplomatischen Dokumente Manteuffels in so sicherer Hut, daß Indiskretionen ausgeschlossen erscheinen könnten, und das wirkt auf gewisse Kreise beunruhigend. Das ist auch der Grund, daß man zurzeit erneute Nachforschungen nach diesen Akten angestellt hat.

Helmholtz und Brugsch-Pascha †
Vom alten Unruhe-Bomst

20. September

Mit den ersten fallenden Blättern hat man zwei große Tote auf den Friedhof getragen: Helmholtz und Brugsch-Pascha. Ein lieber alter Freund ist mir in Brugsch gestorben. Noch vor etwa einem Vierteljahr war ich mit ihm in einer Gesellschaft zusammen, und er sprach mir voller rosigen Hoffnungen über seine Zukunft und beglückt über die ihm gewordene Genesung. Aber er war in der Tat nicht genesen, er täuschte sich oder wollte sich täuschen; das schwere Leiden, das er sich vor Jahresfrist bei der Auswicklung von Mumien in Ober-Ägypten zugezogen, hatte seinen nicht mehr widerstandsfähigen Körper so geschwächt, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um den bedeutenden Forscher aus dem Leben abzurufen. Der Ursprung seiner Erkrankung war zweifellos in einer Ansteckung durch Leichengift zu suchen. Als ich Brugsch nach jener Krankheit zum erstenmal wiedersah — es war Anfang Januar — kannte ich ihn kaum wieder. Der große, stattliche Mann mit dem behäbigen Embonpoint war zu einem Skelett abgemagert; die Kleider umschlotterten ihn förmlich, und tief lagen die klugen, noch immer lebendig und geistsprühend blitzenden Augen in ihren Höhlen. Professor Schweinfurth, der

an jenem Abend gleichfalls zugegen war, flüſterte mir erſchreckt zu: „Großer Gott, iſt das denn Brugſch?! Sieht er nicht aus, als wäre er eben erſt vom Tode erſtanden oder als ſtände er an der Schwelle des Todes?“ — Ja — Schweinfurth hatte recht: Brugſch war dem Tode entgangen und ſchritt ihm dennoch entgegen. Noch einmal freilich ſchien es, als wolle mit dem neuen Frühling auch ſeine Geſundheit erſtarken. Es war um die Zeit, da hier in Berlin ein junger Arzt, Dr. G., durch ſeine hypnotiſchen Kuren viel von ſich reden machte. Der Mann heilte alles, und wenn auch ſeine mediziniſchen Kollegen über die Nachwirkung ſeiner Kuren bedenklich die Köpfe ſchüttelten, — die Tatſache, daß er poſitive Erfolge erzielte, war nicht zu leugnen. An ihn wandte ſich Profeſſor Brugſch, um vor allem ſeine qualvolle Schlafloſigkeit loszuwerden. Das Suggeſtions-Experiment gelang vollkommen; Brugſch fand ſeinen Schlaf wieder, ſeine Schmerzen ließen nach, ſeine Kräfte hoben ſich und ſein Allgemeinbefinden wurde beſſer. Mit einem Schlage ſchien er ein ganz anderer Menſch geworden zu ſein. Heiterkeit und Laune kehrten in ihn zurück, die alte epikuräiſche Stimmung kam wieder — er hoffte binnen kurzem noch einmal ganz geſund werden zu können und plante bereits wieder neue Reiſen nach dem Orient. Brugſch war immer eine ſtark impreſſionable Natur, und ſo äußerte ſich denn auch ſein Dank gegen jenen Dr. G. in überſchwenglich ſtürmiſcher Weiſe. Er vergötterte den Mann förmlich und erzählte überall von dem Wunderdoktor, dem er die Erhaltung ſeines Lebens verdanke, hielt ſogar eines Abends im Verein der Berliner Preſſe einen längeren Vortrag über G. und ſeine Kurweiſe und über die Erfolge, die er an ſich ſelbſt erproben konnte. Anfang Juni ſah ich Brugſch zum letzten Male, wie ſchon geſagt, roſiger Hoffnungen voll — und drei Tage ſpäter las ich in den Zeitungen, daß er von neuem ſchwer erkrankt ſei. Der Erfolg der hypnotiſchen Kur war nur ein trügeriſcher geweſen; er hatte dem Hoffen des armen Kranken neue Schwungkraft gegeben, aber den kranken Leib nicht geneſen laſſen können. Faſt drei Monate hindurch rang Brugſch mit den dunklen Mächten, die ſein Leidenslager umkreiſten; ſeine urſprünglich überaus rüſtige

Natur wehrte sich mit aller Kraft gegen den Tod. Ein großer Gelehrter, dessen Bedeutung vielleicht nur von einem seiner Mitkämpfer, von Schweinfurth, voll anerkannt worden, ist mit ihm dahingegangen. Brugsch hat mir oft geklagt, welche Schwierigkeiten man ihm in den Weg zu legen pflegte und wie sehr er sich durch Neid und Mißgunst durchzuringen hatte. Als er vor drei Jahren neue Operationsfelder in Ägypten entdeckt hatte, die große Ausbeute versprachen, konnte ihm die Regierung die notwendigen Mittel zur Erschließung jener Fundgruben nicht gewähren; Brugsch war unglücklich darüber und mußte von Pontius zu Pilatus laufen, um sich auf privatem Wege Geld zu beschaffen. Aber alle diese kleinlichen Sorgen konnten ihn ebensowenig beugen wie die Nörgeleien seiner Gegner; nur seine Stimmung und sein froher Humor litten darunter. Er war ein höchst unterhaltender Gesellschafter und ein brillanter Erzähler, der in seinen hübschen Geschichten freilich zuweilen Dichtung und Wahrheit vermischte, aber stets amüsant aus seinem reichbewegten Leben zu plaudern verstand. Nun ist er stumm geworden für immer . . .

Der Besuch der Posener Deutschen in Varzin und das hübsche Intermezzo der Überreichung einer Flasche „Bomster Ausbruchs" von den Weinbergen des verstorbenen Herrn von Unruhe-Bomst an den Fürsten Bismarck hat in mir manche Erinnerung an den dicken, liebenswürdigen, immer jovialen ehemaligen Landrat des Wollsteiner Kreises wachgerufen. Die Unruheschen Güter sind nach seinem Tode in fremde Hände übergegangen — zu seinen Lebzeiten aber war ich häufig Gast auf seiner schönen Besitzung Lang-Heinersdorf in der Neumark und auf dem reizenden Weinbergsschlößchen der Herrschaft Bomst. In Lang-Heinersdorf haben zur Manöverzeit auch die drei Kaiser Wilhelm I., Friedrich und unser regierender Herr logiert und keinem blieb der Genuß der berühmten „Schattenseite von Bomst" erspart. Kaiser Wilhelm II. war vor vier Jahren zu einem Frühstück Gast in Lang-Heinersdorf, und es gefiel ihm so wohl in dem hübschen, an alten Familienerinnerungen reichen Schlosse, daß der diensttuende Adjutant die Majestät zu öfterem an die kurz bemessene Zeit mahnen

mußte. Als dem Kaiſer ſchließlich, Unruheſcher Tradition zufolge, ein Pokal mit Bomſter Wein kredenzt wurde, trank er ihn leer und bemerkte dann ſcherzend: „Nun aber vorſichtig, denn jetzt kommt die Unruhe“ ... Das Bomſter Majorat hat Herrn v. Unruhe in den letzten Jahren manche Sorgen bereitet; er brachte ſeiner Erhaltung viele und große Opfer, und vielleicht hat ſein raſcher Tod ihn davor bewahrt, an ſeines Lebens Ende noch recht bittere Erfahrungen machen zu müſſen. Während ich dies ſchreibe, ſcheint es mir, als ſtehe der Verſtorbene leibhaftig vor mir, groß, ſtattlich und breitſchultrig, mit ſeinem behäbigen, roten Antlitz und den klug und gutmütig in die Welt ſchauenden Augen. Er war ein durch und durch lauterer Charakter und hatte ein goldenes Herz; auf Kaiſer und Bismarck ſchwor er, aber die Politik der konſervativen Agrarier hatte ihm in den letzten Zeiten viel Ärger bereitet. Er haßte nichts mehr als den blindwütigen Fanatismus und — die Kniehoſen der Hofgala. Ich entſinne mich noch genau, wie unglücklich er ſich fühlte, als die Eskarpins bei Hofe eingeführt wurden. Damals beſuchte er mich einmal, direkt von einer Kur kommend, und ſtellte ſich in dem neuen Koſtüm vor; ſo gut ihm aber auch die goldgeſtickte Kammerherrnuniform ſtand — die Kniehoſen kleideten den dicken Herrn wenig — er fühlte ſich höchſt ungemütlich in ihnen. Schade, daß er die Wallfahrt der Poſener nach Varzin nicht mehr erleben konnte; bei ſeiner begeiſterten Verehrung für den Alt-Reichskanzler würde er trotz aller herrſchenden politiſchen Strömungen an der Spitze der Wallfahrer geſtanden haben.

Klein-Glienicke und ſeine Bewohner
Eine prinzliche Taufe
Von der ſozialdemokratiſchen Frauenbewegung

24. September

Glin heißt, wie Fontane in ſeinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ erzählt, auf wendiſch der Lehm, und da die Ufer des Havelfluſſes zwiſchen Potsdam und Spandau ſtrichweiſe einen recht guten Lehmboden aufweiſen, ſo findet

man in dieser Gegend vielfache Ortsbezeichnungen, deren Etymologie auf das altwendische Glin hinweist, so Glindow und Glienicke. Es gibt ein Groß- und ein Klein-Glienicke. Das erstere ist ein alter märkischer Herrensitz, der in den Chroniken um 1300 zuerst genannt wird. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war hier das Geschlecht der Bammes ansässig; ihm folgten die Ribbecks und zweihundert Jahre später die Winnings. In der Kirche von Groß-Glienicke finden sich noch viele Ribbeckſche Familienbilder, außerdem aber auch ein Altarbild, das von besonderem Interesse ist. Es stellt das heilige Abendmahl dar: Christus in der Mitte, Johannes neben ihm. Neben diesem jedoch an Stelle des Petrus — der große Kurfürst! Der große Kurfürst im Sammetkleid mit der Feldbinde, das kühne, energisch geschnittene Gesicht von einer mächtigen Allonge umrahmt: die Huldigung eines unbekannten Malers, die in ihrer Originalität wohl einzig dasteht. Auf die ehemaligen Besitzer von Groß-Glienicke bezieht sich auch des alten Fontane herrliche Ballade von den „Herren von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“. Mehr nach Potsdam, zu Füßen von Babelsberg, dessen weißes Schlößchen in der Höhe durch die Baumwipfel blinkt, liegt Klein-Glienicke mit dem Schlosse des Prinzen Friedrich Leopold, ein einfach in den Formen gehaltener, aber immerhin recht stattlicher Bau. Am Sonnabend wehte auf der Zinne des Schlosses die Hohenzollernfahne: der am 27. August geborene Sohn des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Leopold sollte die Taufe empfangen. Die Hoftrauer war für diesen Tag der Freude abgelegt worden. Im großen Saal des Erdgeschosses, in dem sich ehemals die Tafelrunde des „roten Prinzen“ zu versammeln pflegte, wenn Friedrich Karl einmal nicht in seinem geliebten Dreilinden weilte, fanden sich die Gäste zusammen. Als Taufkapelle war das große und freundliche Arbeitszimmer der Prinzessin hergerichtet worden. Hier stand der Altar und das goldene Taufbecken mit dem heiligen Jordanwasser zwischen Palmen, Orchideen und Rosazeen, und durch die Fenster fiel der schimmernde Sonnenschein des heiteren Herbsttages. Prinzessin Friedrich Leopold nahm, in weißen Damast gekleidet, am Altare Platz; der Prinz war in großer

Uniform. Dem Taufzuge schritten ein paar Hausbeamte voraus, dann folgten der Hofmarschall Generalmajor z. D. von Nickisch-Rosenek, die Oberhofmeisterin Gräfin Königsmarck mit dem Täufling im Arm, dessen rosiges Gesichtchen aus Wolken weißer Spitzchen wie ein Rafaelsches Engelsköpfchen hervorlugte und dessen Taufkissenschleppe von den Hofdamen Gräfinnen Finckenstein und Colmar getragen wurde. Es folgten weiter die in Scharlach gekleideten Leibpagen des prinzlichen Paares, der diensttuende Kammerherr von Trotha und die Gäste, unter denen sich auch der greise Feldmarschall Graf Blumenthal, der Kommandeur des Franz-Regimentes Baron Buddenbrock und Herr von Braunschweig, Kommandeur des Augusta-Regiments, befanden. Generalsuperintendent Dryander vollzog im Beisein des Pfarrers Rödenbeck von Klein-Glienicke die heilige Handlung. Das Frühstücksmahl, das der Zeremonie folgte, vereinigte nur eine kleine Anzahl Intimer des Hauses. —

Die sozialdemokratische Frauenbewegung, die seit dem Tode der Berliner Louise Michel, jenes unglücklichen hysterischen Geschöpfes, das für Krafft-Ebing ein „interessanter Fall" gewesen wäre, langsam eingeschlafen war, hat sich wieder zu regen begonnen. Am letzten Mittwoch abend war in ein räucheriges Lokal in der Alten Jakobstraße eine Versammlung einberufen worden, in der u. a. zwei Delegiertinnen zu dem Breslauer sozialdemokratischen Parteitage gewählt werden sollten. Die Sache schien unterhaltsam zu werden, und so ging ich hin. Zufällig war mir der aufsichtführende Polizeileutnant bekannt, so daß meinem Eintritt keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Die Versammlung war nicht sehr zahlreich besucht; es mochten sich etwas über zweihundert Männer und Frauen zusammengefunden haben; die Männer wohl meistens aus dem Arbeiterstande, unter den weiblichen Besuchern aber auch viele, die ihrer Geburt nach den besseren Kreisen anzugehören schienen. Man sah da recht interessante Erscheinungen: robuste Weiber mit roten platten Gesichtern neben schlanken und mageren Frauengestalten mit zurückfliegender Stirn, brennendem Blick und hektischen Zirkeln auf den Wangen; junge Mädchen mit zarten, verkümmerten Gesichtern und ge-

putzte Dirnen mit tiefumschatteten Augen und der Marke des Lasters in ihrem ganzen Sichgeben. Von den bekannteren weiblichen Aposteln der Sozialdemokratie waren anwesend: Frau Ihrer, eine Apothekersgattin, eine energische und redegewandte Persönlichkeit, Frau Rohrlack, Frau Lutz und Fräulein Bader. Auch eine Sozialdemokratin mit aristokratischem Namen hatte sich eingefunden, eine bei derartigen Versammlungen nie fehlende Dame. Ihr verstorbener Mann war auf den Berliner Zeitungsredaktionen eine sehr bekannte Persönlichkeit. Er war ein begeisterter Demokrat. Als blutjunges Bürschlein hatte er mit den Rothemden Garibaldis Italien befreien helfen und war bei der Eroberung Roms zuerst der Adjutant des Diktators und dann des Menotti Garibaldi gewesen. Seinem Ideal war sein Vermögen zum Opfer gefallen. Die sozialdemokratische Partei, der er sich später angeschlossen, hatte ihm wenig Dankbarkeit entgegengebracht; schließlich war er gezwungen, sich sein Brot als Reporter zu verdienen. Aber bis zu seinem Tode blieb der alte republikanische Phantast, der übrigens auch ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle war, seinen Idealen getreu.

Frau Ihrer hatte das Referat übernommen. Sie war nicht gut auf die Genossen zu sprechen und ereiferte sich sehr darüber, daß gerade die bekanntesten Führer der Sozialdemokratie ihre Frauen von der politischen Bewegung zurückhalten. „Wenn es aber irgendein Vergnügen gibt," führte sie weiter aus, „dann fehlen die Damen (Damen mit ironischer Betonung gesprochen) niemals! . . ." In der Folge kam viel Unsinn zum Vorschein. So behauptete Frau Ihrer u. a. in tiefstem Ernste, daß das berüchtigte „jus primae noctis" noch heute überall auf dem Lande seine Gültigkeit habe. „Es gibt kaum eine ländliche Arbeiterin," sagte sie, „die nicht in die Netze des Großgrundbesitzers, ihres Brotherrn, gefallen wäre, um nicht verhungern zu müssen." . . . Jeder, der mit den ländlichen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, weiß, wie unsinnig diese Bemerkung ist. Die Unsittlichkeit auf dem flachen Lande geht nicht von oben aus, sondern aus der Mitte des Bauerntums und der Arbeiterschaft hervor. Sie ist nicht größer als die großstädtische,

nur naiver. Wenn der Großgrundbesitzer sie fördern wollte, so würde er damit seinem eigenen Interesse entgegenarbeiten, denn immer geht mit ihr Faulheit, Liederlichkeit und Trunksucht Hand in Hand ... Ein paar Arbeiter widersprachen der Referentin, aber auch sie urteilten ziemlich abfällig über die sozialdemokratischen Führer. Einer der Sprecher erklärte das neue Agrarprogramm für einen elenden Bauernfang; die Leute auf dem Lande sollten nicht aufgeklärt werden, sondern nur Stimmvieh bilden. Unter allgemeiner Heiterkeit erzählte Frau Ihrer, sie habe im Parteitage neben Delegierten gesessen, die sich schlankweg der Abstimmung angeschlossen hätten, ohne überhaupt zu ahnen, worüber abgestimmt werde. Fräulein Bader, allem Anschein nach eine recht spitze Zunge, beklagte sich bitter über Herrn Auer, der eine „besonders malitiöse Art" besitze, die Frauen beiseitezuschieben. Gegen den Schluß hin wurde die Diskussion überaus lebhaft. Allerhand Grobheiten und Sticheleien flogen herüber und hinüber; dazwischen wurden Witze gemacht, die sich nicht recht für zarte Ohren eigneten. Als ich in der zwölften Stunde das Lokal verließ, schritt ein dicker Mann augenscheinlich ein Budiker, an mir vorüber, der seine Kritik des Abends in das einzige, sehr bezeichnende Wort zusammenfaßte: „Quatsch!" ...

Das Kladderadatsch-Duell — Noch ein unblutiger Zweikampf — Erinnerungen an König Alexander von Serbien und den Erzherzog Otto von Österreich

6. Oktober

Zwei Duelle haben in diesen Tagen von sich reden gemacht; sie liegen als Tatsachen schon ziemlich weit zurück, sind aber jetzt erst an Gerichtsstatt abgeurteilt worden. Man weiß, welches Aufsehen seinerzeit die Angriffe des „Kladderadatsch" gegen zwei Beamte des Auswärtigen Amts, Herrn von Holstein und Herrn von Kiderlen-Wächter, hervorgerufen haben. Der in seiner politischen Satire sonst ziemlich zahme „Kladderadatsch" gebärdete sich plötzlich als Orlando furioso, und Herr Johannes Trojan, der Chefredakteur des Blattes, war in jenen

Tagen schweigsamer als sonst. Innerhalb der Redaktion des „Kladderadatsch“ platzen nämlich beständig die verschiedenen Temperamente aufeinander. Trojan, der älteste der Herren, ist der Typus des deutschen Humoristen, ein großer stiller Mann, der ungeheuer viel des sauersten Mosels trinken kann, ohne daß er dabei eine Miene verzieht. Er ist schweigsam wie Moltke und ein Kindergemüt, und wie sein Vorgänger im Amt, wie der selige Rudolf Löwenstein, so hat auch er seinen literarischen Ruf durch seine sinnigen, reizvoll poetischen und rührenden Kinderlieder begründet. Gleich seinem Freund Heinrich Seidel, ist auch Trojan ein leidenschaftlicher Botaniker, und in allen seinen Gedichten und seinen kleinen Erzählungen und Skizzen spiegelt sich, getragen von seiner Liebe zur Natur, der Grundzug seines Wesens, eine stille Beschaulichkeit wider, die auch dem Kleinsten im Kosmos, wenn es poetisch wirkt, Aufmerksamkeit und Beachtung schenkt. Anders geartet ist schon der zweite Redakteur des Blattes, Herr Polstorff, ein ehemaliger Oberlehrer, ein leicht aufbrausender Choleriker und eine tapfere Feder; er ist der Verfasser der meisten Leitgedichte, die sich immer durch schöne Form und Originalität, meist auch durch stachlige Bosheit auszeichnen. Der dritte des Redaktions-Triumvirats, Herr Roland, ist noch ein jüngerer Herr, ein früherer Jurist und auch eine schneidige Feder; seine Spezialität liegt in der Erfindung der Illustrationen, für deren Ausführung man seit dem Ausscheiden des Herrn Jüttner, eines höchst genialen Karikaturisten, zwei neue Zeichner, die Herren Stutz und Retemeyer, gewonnen hat. Hinter dieser Redaktion thront der Verleger, Herr Rudolf Hoffmann, der indessen nicht die übliche Verlegerstellung zu dem Ganzen einnimmt, sondern aus den Erträgnissen des „Kladderadatsch“ ein festes Gehalt und eine Tantieme bezieht, gewissermaßen also der Präsident der Kladderadatsch-Republik ist. Der Heißsporn des Blattes, Herr Polstorff, war auch in der Affäre Kiderlen-Wächter der Kampfhahn und gab sich als solchen zu erkennen. Es kam zu einem Duell, das in der Folge zu einer Verurteilung der beiden Herren zu viermonatiger Festungshaft führte, aber *nicht* zu einer Aufklärung darüber, ob die Angriffe des „Kladderadatsch“ gegen Kiderlen-Wächter

und seinen austernliebenden Freund Holstein irgendwelche Berechtigung hatten. Die lebhaft interessierte Öffentlichkeit konnte wieder einmal mit langer Nase abziehen.

Das Duell zwischen den Genannten war Ernst gewesen und auch nicht unblutig verlaufen. Erheiternder und gänzlich unblutig gestaltete sich dagegen ein zweiter Zweikampf, mit dem sich kürzlich die Gerichte zu beschäftigen hatten. Der Freiherr Dr. Viktor von Hartogensis, ein Legationsrat, der nie diplomatisch tätig war, und der Rentier Philipp Mosino gehören mit zu den bekanntesten Persönlichkeiten jenes Teils der Berliner Gesellschaft, der viel und gern auf den Rennplätzen verkehrt. Beides sind reiche Leute, Herr von Hartogensis war längere Zeit hindurch der Besitzer des Telegraphenbureaus Herold, das dem bekannten Wolffschen Bureau Konkurrenz machen wollte, und ist bei Gelegenheit der Muster-Opern-Vorstellungen, die im vorigen Jahre in Gotha stattfanden, viel genannt worden, da er für das entstandene Defizit aus eigenen Mitteln eintrat. Der verstorbene Herzog von Koburg-Gotha war ihm sehr gewogen, verlieh ihm den Adel, den Freiherrn- und Legationsrats-Titel und machte ihn sogar zum Kammerherrn. Herr Mosino hat oder hatte noch weiter reichende Protektionen — bis nach Rußland hinüber und bis in die Nähe des Zaren. Er ist russischer Staatsrat — ohne Gebrauch davon zu machen — und war bis vor kurzem Direktor einer russischen Tattersall-Gesellschaft, die unter dem Patronat eines Großfürsten stand. Die Ursache seines Duells mit dem Baron Hartogensis war ein Artikel in der dem letzteren gehörigen „Sportwelt", durch den Herr Mosino sich beleidigt fühlte — nach anderen soll der Grund zu dem Zweikampf in antisemitischen Äußerungen zu suchen gewesen sein, die von einer der beiden Seiten gegen die andere gefallen sind, was indessen wenig glaublich ist, da sowohl Herr von Hartogensis wie Herr Mosino aus jüdischer Familie stammt. Jedenfalls fand das Duell statt, aber es wurde niemand verwundet; die beiden Gegner dachten milde und schonten sich. Weniger milde urteilten Staatsanwalt und Gerichtshof, als sie die Duellanten zu je drei Monaten Festung verdonnerten. —

Die bevorstehende Reise König Alexanders von Serbien nach Berlin ruft in mir die Erinnerung meiner ersten Bekanntschaft mit dem jungen Fürsten wach, allerdings einer Bekanntschaft ziemlich flüchtiger Art. Vor etwa zehn Jahren reiste ich durch das Ampezzotal und machte in Schluderbach Station. Da hatte unter anderen auch ein dicker, jovial ausschauender Herr mit schwarzem aufgesteiftem Schnurrbart Quartier genommen — König Milan, der damals noch nicht so regierungsmüde geworden war, daß er Zepter und Krone hätte aus den Händen geben wollen. Aber er schien sich inmitten der starrenden Felswildnis der Dolomiten ein wenig zu langweilen, denn er sah gewöhnlich ziemlich mürrisch und unfreundlich aus, was allerdings auch auf Regierungssorgen hätte schließen lassen, und vertrieb sich die Zeit damit, sehr viel französische Romane zu lesen, die er in großer Menge in broschierten Exemplaren mit sich führte, und des Abends in einem Extrazimmerchen des Gasthauses mit seinem Adjutanten Karten zu spielen. Das währte oft bis tief in die Nacht hinein, und bei solchen Gelegenheiten konnte man neben dem König, der natürlich inkognito, ich weiß nicht mehr unter welchem Namen, reiste, einen schwarzlockigen blassen Knaben sitzen sehen, der sich noch mehr zu langweilen schien als sein Vater und oft vor Ermüdung am Tische einschlief. Aus dem Knaben ist inzwischen ein Mann geworden, der eine Königskrone trägt, aber die Krone wird ihn für seine einsame Kinderzeit kaum entschädigt haben.

In demselben Jahre führte mich Reiselust nach Tunis, wo ich im Grand Hotel an der Marina mit zwei österreichischen Kavalieren, einem Grafen Hoyos und seinem jüngeren Begleiter, einem hübschen, schlank gewachsenen, vornehm ausschauenden Herrn, der auch den Grafentitel führte, zusammenwohnte. Ich hielt den jüngeren Herrn anfänglich für einen Maler, da er selten ohne sein Skizzenbuch ausging — als ich aber bemerken mußte, daß er bei seiner Abreise durch den deutschen Konsul, damals noch Herrn von Eckardt, den Nachfolger Nachtigalls, nach Goletta, dem Hafen von Tunis, und von dort in der Barkasse des Konsuls nach dem Dampfer geleitet

wurde, kam mir der Gedanke, daß der, den ich für einen Maler hielt, vielleicht doch ein Höherstehender sein könne. Und so war es in der Tat: es war der Erzherzog Otto von Österreich, der in Begleitung seines Adjutanten Nordafrika bereiste und später eine sächsische Prinzessin heimgeführt hat. Daß der Prinz sein Maltalent inzwischen fleißig vervollkommnet, beweist das Gemälde, das er zurzeit hier in Gurlitts Salon ausgestellt hat, ein Weidmannsbild, das von Begabung und technischer Fertigkeit zeugt, wenn es auch nicht gerade eine Meisterhand verrät.

Fahnenweihe Unter den Linden — Festvorstellung im Opernhause — Eine Berliner Magistratssitzung mit Hindernissen

19. Oktober

Es war ein eigentümlicher Anblick, den gestern vormittag unsere „Linden" darboten — ein Anblick, der an die Zeiten der Siegestage von Anno Siebzig erinnerte. Der Himmel wolkenüberzogen und trübe; nur zuweilen lugt die Sonne mit goldigem Blick hinter den grauen Schleiern hervor und entzündet auf Hunderten von Bajonetten ein blitzendes Freudenfeuer. Vor dem Rauchschen Denkmal des Großen Friedrich steht ein schlichter Altar; eine weiße Decke ist darüber gebreitet, auch noch eine zweite, rote, die in ihrer Mitte das Siegeszeichen des Eisernen Kreuzes trägt, das Symbol für das Losungswort der Stunde: „Ist Gott für uns — wer mag wider uns sein?" — einen herrlichen Spruch aus den Römerbriefen. Der Altar, auf dem zwei Lichter zwischen einem Kruzifix brennen, ist von Palmen, Orchideen und Lorbeer umbuscht; zwei Geschütze flankieren ihn nebst Pyramidenbauten von Trommeln. Es ist also ein militärisches Weihefest, das man hier unter freiem Himmel, auf dem altberühmten Triumphwege preußischen Ruhms, angesichts des ehemaligen Königlichen Palais feiern will, von dessen Eckfenster aus so oft das milde Auge des großen Kaisers auf das Erzbild seines Ahns und das frohe Leben ringsum schaute. Ein militärisches Weihefest —

Ihre Leser wissen bereits aus früheren Berichten, daß es sich um die Einsegnung der hundertzweiunddreißig neuen Fahnen für die vierten Bataillone handelt. Ich will auch nicht weiter auf die Einzelheiten dieses Festakts eingehen, dem ich beiwohnen durfte —, nur über die Stimmung des Ganzen und über die eigenartige Poesie der Stunde seien mir noch ein paar Worte gestattet.

Für Herrn von Werner oder einen andern Maler glänzender Repräsentation wäre das Bild dieses trüben Vormittags kein recht geeigneter Vorwurf gewesen. Es fehlte zwar nicht an schimmernden Linien und farbenschönen Einzelheiten, aber die Hauptsache war doch der weihevolle Stimmungszauber, den die Mischung des Religiösen und des rein Militärischen mit sich brachte. Hinter dem Altar haben die Musikkorps der Gardedukorps und Gardekürassiere Aufstellung genommen, Hünengestalten in ihren weißen Kollern und den gelben Metallhelmen. Vor dem Altare steht ein greiser Priester, ein Mann mit schneeweißem Haar über einem schönen, frischen Gesicht, den schwarzen Talar mit einer langen Reihe von Ordens-Dekorationen geschmückt: der Militär-Oberpfarrer Hof- und Garnison-Prediger Dr. Frommel. Eine Anzahl weiterer Militär-Geistlichen der Garnison umgibt ihn, unter ihnen auch, an seiner violetten Gewandung kenntlich, der Feldprobst Dr. Aßmann. Oben, auf dem Balkon des Königlichen Palais, steht die Kaiserin, an der Hand den Prinzen August Wilhelm, zur Seite einer schlanken Jünglingsgestalt in grauem Mantel: des Königs von Serbien. Die übrigen Fürstlichkeiten, die Großherzöge und die Prinzen des Königlichen Hauses, haben sich zu Füßen des Altarpodests versammelt. Um die Fürstengruppe hat sich die Leibkompagnie des ersten Garderegiments unter Führung des längsten Offiziers der Armee, des Hauptmanns von Plüskow, zum Kreise geschlossen; die Kompagnie trägt die Fahnen, die geweiht werden sollen. Offiziere aus Hohenzollernblut flankieren die Züge; rechts stehen der Kronprinz und die Prinzen Eitel-Fritz und Adalbert, links die Prinzen Friedrich Heinrich, Joachim Albrecht und Friedrich Wilhelm. Die Spitze der Fürstengruppe nach dem Altar zu bildet der Kaiser.

Ein feierlicher Choral erklingt — dann nimmt Hofprediger Frommel das Wort, und am Beſchluß ſeiner Rede ſpricht er die Weihworte über die ſich ſenkenden Fahnen. In ſein Gebet brauſt der Donnergruß der Geſchütze hinein. Ein wunderbarer Moment — aber ein wichtigerer folgt. Der Kaiſer übergibt die neuen Fahnen den hundertundzweiunddreißig Regiments-Kommandeuren. Seine Stimme klingt hell, als töne Erz auf Erz, und auch das, was er ſpricht, klingt eiſern, denn wir leben in eiſerner Zeit ... Die Truppen präſentieren vor den neuen Wahrzeichen, dann entbietet der greiſe Feldmarſchall Graf Blumenthal dem Kaiſer den Dank der Armee, und General von Hahnke bringt das Hurra auf den Kriegsherrn aus.

Man braucht ſich keinen ſentimentalen Regungen hinzugeben, braucht nicht weich zu ſein und kann in ſolchen Augenblicken doch eine tief weihevolle Stimmung empfinden. Nur der Philiſter, den nichts aus ſeiner bequemen Ruhe aufzuſcheuchen imſtande iſt, bis man ihm das Haus über dem Kopfe anzündet, kann ſich dem Grollen der ſozialiſtiſchen Vulkane verſchließen, die ſich unter dem Boden der Geſellſchaft von heute gebildet haben — und nur der Philiſter, dem die Steuern ſeine Renten reduzieren, kann der Anſicht widerſprechen, daß eine ſtarke Armee der einzige Schutz und der ſtärkſte Wall gegen das Anwachſen ſtaatsbedrohender Elemente iſt. Die Fahnenweihe von geſtern bildet einen neuen Markſtein in der Schutzwehr der Regierung wider die Revolution. Auch des Kaiſers Worte, die eine blinde, in Parteileidenſchaft verrannte Preſſe bereits wieder zu bekritteln beginnt, ſprachen dies aus.

Die künſtleriſche Fortſetzung des Schauſpiels vom Morgen bildete das Schauſpiel des Abends: die militäriſche Feſtvorſtellung im Opernhauſe. Vom „hoh'n Olymp herab" bis in das Parkett füllten bunte Uniformen das Haus, nur der zweite Rang war dem Zivil, zu dem auch die Berichterſtatter der Preſſe gehörten, reſerviert geblieben. Den glänzendſten Anblick gewährte der erſte Rang, in dem die hohe Generalität, das diplomatiſche Korps und die Hofchargen Platz genommen hatten. Es war eine Ausſtellung ſchimmernder Uniformen und blitzender Ordensreihen. In die Mitte des

ersten Ranges ist die große Hofloge eingebaut. In der vordersten Reihe saß das Kaiserpaar mit seinem jungen exotischen Gaste: die Kaiserin in einer lila Sammetrobe mit dem Bande des Schwarzen Adlers, dessen orangefarben satte Töne sich höchst wirkungsvoll von dem zarten Grundlicht des Kostüms abhoben — der Kaiser in großer Generalsuniform, König Alexander in dem roten, goldgestickten Rock seiner Leibgarde. Rechts und links der drei schlossen sich die Großherzöge von Baden und Mecklenburg-Schwerin, Prinzeß Friedrich Leopold in burgunder-roter Robe mit einer Brillantrivière, der Großherzog von Oldenburg und Prinz Heinrich an. Dahinter sah ich den Prinzen von Hohenzollern, die Fürsten Reuß und zu Waldeck, den Erbprinzen von Reuß j. L., den Erbprinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, den Fürsten von Schaumburg-Lippe und andere Souveräne — zwischen ihnen den General-Intendanten Grafen Hochberg, den Oberhofmarschall Grafen Eulenburg, den Baron Lyncker, die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, den Kriegsminister, die Gräfin Bassewitz — wer kann alle Physiognomien und alle Namen behalten!

Die Vorstellung war nur kurz — sie währte kaum eine Stunde. Die lebenden Bilder, durchweg militärischen Inhalts, waren zum Teil außerordentlich schön und höchst malerisch gestellt, zum Teil ziemlich nüchtern in der Wirkung. Ein gleiches läßt sich von der musikalischen Illustration sagen; poetisch und vor allem feinfühlig gab sich dagegen der von zwei Herolden gesprochene Begleittext. —

Im roten Gemeinderat von Paris pflegt man sich zu öfterem in den Haaren zu liegen, wohl auch dann und wann einmal mit den Fäusten aufeinander loszugehen. In den Berliner Magistratssitzungen hat man derartig anmutige Sitten bisher noch nicht kopiert — aber diejenigen, die der gestrigen Stadtverordneten-Sitzung beiwohnten, werden kaum noch daran zweifeln, daß auch das möglich ist, nachdem die sozialdemokratische Fraktion begonnen hat, einen Ton unerhörter Rohheit in die ruhige Diskussion zu tragen. Singer und Genossen hatten ihren alten, ewig wiederkehrenden Antrag auf Einführung einer achtstündigen Arbeitszeit für alle in

städtischen Diensten stehenden Arbeiter wieder einmal erneuert. Der behäbige Sozialist, der das Glück hat, Millionär zu sein, und das Unglück, immer dicker und bourgeoismäßiger zu werden, erhebt sich von seinem kuruliſchen Sessel und beginnt. Er spricht anfänglich ziemlich ruhig, mit fetter und öliger Stimme, dann und wann asthmatisch prustend, doch ohne Leidenschaft — ungefähr so, als ob ihm die von ihm vertretene Sache im Grunde genommen höchst gleichgültig sei. Aber in der Gruppe um ihn wird es bereits unruhig, als der Stadtverordnete Gerstenberg den Übergang zur Tagesordnung beantragt. Dr. Hennes unterstützt diesen Antrag — die Köpfe der sozialdemokratischen Vertreter der Bürgerschaft werden röter, leise Worte und Zurufe fliegen herüber und hinüber. Nun nimmt Dr. Sachs das Wort. Er beklagt, daß die Sozialdemokraten auch in der Stadtverordneten-Versammlung ihr politisches Programm durchzubringen versuchten. Auf der Seite der „Genossen" wächst die Unruhe; lebhafter Widerspruch wird laut. Er steigert sich, je weiter Herr Sachs spricht, und als der Redner erwähnt, daß mit dem fraglichen Antrage nur eine Art von Demonstration beabsichtigt sein könne, tönt ihm aus der Reihe der äußersten Linken ein lautes „Frech!" entgegen. Herr Sachs spricht weiter; er berührt den Bierboykott und führt u. a. aus: „Sie machen Hunderte von Arbeitern durch den Boykott brotlos und verlangen anderseits von der Kommune Gelegenheit zur Arbeit!" Ein stürmischer Tumult erhebt sich. Herrn Singers Gesicht ist wutverzerrt; er erhebt die Faust und schlägt dröhnend auf den Tisch. Seine Genossen brüllen durcheinander. Man ballt die Hände gegen Herrn Sachs und ruft ihm Schmähungen zu wie „Unverschämtheit! Frechheit! Dreistigkeit!" Unter betäubendem Lärm endet der Redner. Singer repliziert in heftigen Worten, dann bittet auch Stadtverordneter Stadthagen, einer der wildesten Fanatiker der Sozialdemokratie, um das Wort. Er fuchtelt mit den Armen in der Luft umher, sein Gesicht ist gerötet, seine Augen blitzen, seine Worte überstürzen sich. Plötzlich springt er in höchster Erregung an den Vorstandstisch und schreit den Dr. Langerhans an: „Ich protestiere gegen die Frechheit und Unverschämtheit des Stadtverordneten Sachs!"

Man fällt ihm in den Arm — ein ungeheurer Tumult entsteht — „raus! raus!“ tönt es von allen Seiten — einen Augenblick noch, und eine solenne Prügelei hat sich entwickelt. Da gelingt es im letzten Moment dem Vorsteher, den Streit zu schlichten; die Abstimmung ergibt die Verwerfung des Antrages Singer.

Unsere Hofhistoriographen (Sybel und Treitschke) — Der neue Kanzler (Fürst Hohenlohe)

28. Oktober

Hofhistoriograph zu sein, ist zu manchen Zeiten ein übel Ding, wenn man keinen elastischen Rücken hat und nicht schmeicheln kann. Das haben Sybel und Treitschke erfahren müssen. Sybel ist tatsächlich die Benutzung des Staatsarchivs entzogen worden, weil er in seinem Werke über die „Begründung des Deutschen Reiches“ allzu subjektiv gewesen sein soll — und das hat höheren Orts Anstoß erregt. Ein gleiches wissen süddeutsche Blätter nunmehr auch von Heinrich von Treitschke in bezug auf den neuesten Band seiner „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ zu erzählen. „Die rückhaltlose Zeichnung der reichen Herrschereigenschaften König Friedrich Wilhelms IV.“, in der man noch dazu eine versteckte Parallele zu modernen Zuständen wittern will, soll an „höchster Stelle“ so großen Unmut erregt haben, daß man auch dem zweiten Hofhistoriographen das Staatsarchiv verbieten und ihm seinen Titel aberkennen will. Zufällig habe ich nun Treitschke in diesen Tagen getroffen und bin in einer Gesellschaft auch mit einem Herrn zusammengekommen, der zum Hofe und zu den Vertrauten des Königs gehört, kann über das jüngste on dit also ein Wort mitsprechen. Treitschke, mit dem eine Unterhaltung seines Gehörleidens wegen freilich sehr schwierig ist, wenn man nicht einen Block und einen Griffel zur Hand hat, wußte von der neuesten Ungnade absolut nichts — und der andere versicherte mir, daß der berühmte Historiker im Gegenteil stets in hoher Gunst bei dem Könige gestanden habe und noch stehe. Bei Sybel hatte seinerzeit Persönliches mitgesprochen — vor allem die Nachwirkung der Bismarck-Krisis, die verstimmt und ge-

reizt hatte. Daß die Entziehung des Staatsarchivs für die Studien des verdienstvollen Forschers in weiten Schichten unangenehm berührt hat, ist bekannt, weniger bekannt dürfte es sein, daß man in maßgebenden Kreisen sich schon vor längerer Zeit mit dem Gedanken getragen hat, den in nervöser Übereilung begangenen Fehler bei passender Gelegenheit wieder gutzumachen. Es ist übrigens begreiflich, daß gerade die Preßorgane der Demokratie die angebliche Ungnade, in die Treitschke gefallen sein soll, mit Behagen registrieren, denn die um den Freisinn sich gruppierende Gesellschaft ist dem konservativen Historiker naturgemäß am wenigsten gewogen. Seine Ausfälle gegen das moderne Judentum und seine Beurteilung Heinrich Heines haben die Zahl seiner Gegner noch vermehrt. —

Wer den neuen Kanzler des deutschen Reiches noch nicht von Angesicht gesehen hat, wird sich auch nach den zahlreichen, in allen Schaufenstern stehenden Porträts von ihm kein rechtes Bild von seiner äußeren Erscheinung entwerfen können. Fürst Chlodwig Hohenlohe macht ohne weiteres den Eindruck eines sehr vornehmen Mannes, man sieht ihm sozusagen seine Abstammung an. Auch den Diplomaten spürt man aus seiner Erscheinung heraus, im Gegensatz zu Bismarck und Caprivi, die in ihrem Äußeren wie in ihrem Sichgeben niemals die alten Militärs verleugnen konnten. Der Kopf des Fürsten ist fein geschnitten, die Stirn hoch und breit, von Gedankenfurchen durchzogen, der Mund nicht klein, das Kinn energisch. Die Augen sind von hellblauer Färbung und blicken wohlwollend in die Welt. Die Statur ist zierlich, Hände und Füße sind aristokratisch geformt; der Rücken ist bereits ein wenig geneigt, auch liebt es der Fürst, einen Stock zu benutzen. Er ist stets sehr elegant gekleidet und trägt gewöhnlich einen schwarzen oder tiefblauen Überrock mit zwei Reihen Knöpfen oder ein dunkles, langschößiges Jackett. Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß er noch einen älteren Bruder, den Fürsten Carl, besitzt, der nach seiner Vermählung mit einer Dame aus bürgerlichem Hause 1860 auf die Nachfolge und den Besitz von Langenburg und Gleichen, den Stammesherrschaften der Familie Hohenlohe-Langenburg, verzichtet hat. Die Gemahlin

des Fürsten Carl, eine geborene Gratwohl, wurde unter dem Namen einer Baronin Bronn nobilitiert und lebt mit ihrem Gatten seit Jahren in Salzburg. Fürst Carl hat drei Kinder, einen Sohn, der Offizier bei einem österreichischen Ulanen-Regiment ist, und zwei Töchter, von denen die eine, Baronesse Beatrix, unvermählt, während die älteste die Gattin eines mährischen Magnaten, des Rittergutsbesitzers Baron Manner, geworden ist. Auch der zweite Bruder des Reichskanzlers, der verstorbene Prinz Victor von Hohenlohe-Langenburg, hat eine morganatische Ehe geschlossen. Er war mit der Lady Laura Seymour vermählt, Tochter des Admirals Seymour, der lange zu den getreuesten Beratern der Königin Victoria gehörte, und hatte nach seiner heimischen Grafschaft den Namen eines Grafen von Gleichen angenommen. Er war, wie sein Schwiegervater, englischer Admiral und starb vor drei Jahren in London infolge einer Lungenentzündung.

Berliner Premierenpublikum
Max Nordau in Wut — Ein Deklassierter

10. November

Das Berliner Premieren-Publikum hat sich schon manche bittere Wahrheit sagen lassen müssen — auch an dieser Stelle ist es bereits genügend charakterisiert worden. So schlecht, wie Herr Max Nordau es machen will, ist es aber wirklich nicht. Nordau hat jüngst im Lessing-Theater ein fünfaktiges Schauspiel aufführen lassen, „Die Kugel" betitelt. Das Publikum nahm das traurige Machwerk mit Wohlgefallen auf. Es pfiff nicht wie wenige Wochen vorher bei Sudermanns „Schmetterlingsschlacht", die an literarischem Gehalt „Die Kugel" schimborassohaft überragt — es rief sogar den sogenannten Dichter vor die Rampe und war vielleicht erstaunt, in Nordau keinen jungen Anfänger vor sich zu sehen, sondern einen gereiften Mann mit schlohweißem Haar. Aber die Kritik, die bitterböse Kritik! Sie schonte das schlohweiße Haar nicht und vermöbelte den Fünfakter Nordaus in vielleicht grausamer, aber durchaus gerechter Weise, denn „Die Kugel" verdiente kein

anderes Schicksal. Dafür hat sich Herr Dr. Nordau, der als Arzt in Paris lebt und der persönlich ein sehr liebenswürdiger Mann sein soll, nun schrecklich gerächt. Er hat einem Mitarbeiter des „Goulois" sein Urteil über das Berliner Premieren-Publikum und die Berliner Kritik anvertraut. Die Besucher einer Berliner Premiere seien „wahrhafte Henker" usw. Das Urteil Nordaus war ein so grimmes, daß ich es mir kaum zu wiederholen getraue. Allerdings hat er in gewisser Weise revoziert; er hat einem Berliner Blatte mitgeteilt, daß er nur die Äußerungen eines Freundes „wiedergegeben" habe — aber was man selbst für Unrecht hält, gibt man auch nicht wieder. Seine Kritik der Kritik, die er aufrecht hält, lautet noch schlimmer. Einige wohlwollende Rezensenten nimmt er aus; in einem anderen Teile der Berliner Preßvertretung und „namentlich in der Vertretung selbst großer Provinzial-Zeitungen" aber sieht er „einen kritischen Janhagel, in dessen Geiste Gassenjungen-Roheit, Partei-Fanatismus, unheilbare Verlogenheit und vollständige Unfähigkeit des Begreifens um den Vorrang streiten."

Das sind harte Worte. Nun gibt es ja freilich überall in der Welt neben anständigen Menschen auch Rowdys und Gauner und gerade in den sogenannten „freien Berufen", in den Kreisen der Künstler und Schriftsteller, mischt sich zwischen die ehrenwerten Elemente leicht die Spreu des Revolvertums. Das ist nun einmal nicht anders und wird schwer sobald besser werden. Speziell in der Schriftstellerwelt wird häufig einer „Hebung des Standes" das Wort geredet; die Erörterungen über diese mehr kuriose als zweckmäßige Frage sind aber stets theoretischer Natur geblieben. Es ist auch gar nicht anders möglich. Zur Schriftstellerei wird jeglicher zugelassen, der die Feder in die Hand nehmen kann. Ein großer Poet braucht noch lange nicht ein Mann von umfassender akademischer Bildung, braucht nicht einmal ein Mensch von Ehren und Anstand zu sein; sein Genie und seine Begabung entscheiden. Schriftsteller nennt sich der Gelehrte vom Fach, der Novellist und Dramatiker, der Redakteur und der Reporter, der Zeilenschmierer und der Pamphletist. Alle diese Herrschaften unter einen Hut bringen zu wollen, ist einfach unmöglich — sie durch die gleiche Lupe

zu beurteilen, einfach ungerecht. Der König von Schweden und die Königin von Rumänien zählen mit zur Gilde der Schriftsteller und der verflossene Redakteur des unselig entschlafenen Revolverblattes „Der Unabhängige“ betitelte sich ebenso. Zwischen diesem Strolch und den dichtenden Fürstlichkeiten aber dehnt sich die gleiche weite Kluft aus, die Heyse und Wildenbruch von dem spekulativen Verfasser eines vielgelesenen Kolportageromans scheidet. Die Revolverjournalistik hat ihren Nährboden verloren, seit die Polizei aufmerksamer geworden ist. Eine geistige Revolverjournalistik aber blüht noch heute in allen großen Städten. Gegen Leute, die unter dem Schutze der Preßfreiheit allerhand persönliche Intimitäten ihrer literarischen Gegner an die große Glocke der Öffentlichkeit hängen und ihnen mit raffinierter Rücksichtnahme auf den Berichtigungsparagraphen heimlich ein Zipfelchen ihrer Ehre abzuschneiden sich mühen, gibt es ebensowenig einen polizeilichen Schutz wie gegen die Besitzer und Leiter gewisser Klatschblätter, die um des lieben Skandals willen auch das Heiligtum der Familie nicht schonen. Die Ehrengerichte der verschiedenen Presse-Vereine sind allein imstande, sich so unlautere Elemente vom Leibe zu halten, wenn sie es mit der Idee einer „Hebung des Standes“ ernst meinen.

Im allgemeinen also würde Max Nordau nicht so unrecht haben, wenn er beim Allgemeinen bliebe. Er urteilt indessen von einem Spezialfalle aus, der der seine ist, und guckt durch die Brille des Persönlichen. Denjenigen Kritikern, die sein schlechtes Schauspiel leidlich glimpflich besprochen haben, dankt er für „ihre gute Absicht“, und den anderen, die härter mit ihm umgesprungen sind, wirft er Sottisen an den Kopf. Das ist nicht nur ungerecht, sondern auch unklug. Größere Poeten als er haben sich von der Kritik die Wahrheit sagen lassen müssen und dazu geschwiegen. Es wäre vernünftiger gewesen, wenn auch Herr Nordau geschwiegen hätte, statt sich in seiner Autoreneitelkeit verletzt zu fühlen und der Kränkung Ausdruck zu geben. —

Durch die Berliner Blätter ging kürzlich die Notiz, ein Arbeitshäusler von altem Adel sei als Greis in der Charité verstorben. Von interessierter Seite ist mir neulich der

anderes Schicksal. Dafür hat sich Herr Dr. Nordau, der als Arzt in Paris lebt und der persönlich ein sehr liebenswürdiger Mann sein soll, nun schrecklich gerächt. Er hat einem Mitarbeiter des „Goulois" sein Urteil über das Berliner Premieren-Publikum und die Berliner Kritik anvertraut. Die Besucher einer Berliner Premiere seien „wahrhafte Henker" usw. Das Urteil Nordaus war ein so grimmes, daß ich es mir kaum zu wiederholen getraue. Allerdings hat er in gewisser Weise revoziert; er hat einem Berliner Blatte mitgeteilt, daß er nur die Äußerungen eines Freundes „wiedergegeben" habe — aber was man selbst für Unrecht hält, gibt man auch nicht wieder. Seine Kritik der Kritik, die er aufrecht hält, lautet noch schlimmer. Einige wohlwollende Rezensenten nimmt er aus; in einem anderen Teile der Berliner Preßvertretung und „namentlich in der Vertretung selbst großer Provinzial-Zeitungen" aber sieht er „einen kritischen Janhagel, in dessen Geiste Gassenjungen-Roheit, Partei-Fanatismus, unheilbare Verlogenheit und vollständige Unfähigkeit des Begreifens um den Vorrang streiten."

Das sind harte Worte. Nun gibt es ja freilich überall in der Welt neben anständigen Menschen auch Rowdys und Gauner und gerade in den sogenannten „freien Berufen", in den Kreisen der Künstler und Schriftsteller, mischt sich zwischen die ehrenwerten Elemente leicht die Spreu des Revolvertums. Das ist nun einmal nicht anders und wird schwer sobald besser werden. Speziell in der Schriftstellerwelt wird häufig einer „Hebung des Standes" das Wort geredet; die Erörterungen über diese mehr kuriose als zweckmäßige Frage sind aber stets theoretischer Natur geblieben. Es ist auch gar nicht anders möglich. Zur Schriftstellerei wird jeglicher zugelassen, der die Feder in die Hand nehmen kann. Ein großer Poet braucht noch lange nicht ein Mann von umfassender akademischer Bildung, braucht nicht einmal ein Mensch von Ehren und Anstand zu sein; sein Genie und seine Begabung entscheiden. Schriftsteller nennt sich der Gelehrte vom Fach, der Novellist und Dramatiker, der Redakteur und der Reporter, der Zeilenschmierer und der Pamphletist. Alle diese Herrschaften unter einen Hut zu wollen, ist einfach unmöglich — sie durch die

Roman dieſes Mannes erzählt worden. Da ſeine Verwandten ſich zum Teil in hohen Staatsſtellungen befinden, ſo will ich ihn, um jede Andeutung auf ſeinen Namen zu vermeiden, Baron X. nennen. Baron X. gehörte in der Tat dem älteſten märkiſchen Adel an. Er ſtudierte Jurisprudenz, trat aber nach dem erſten Staatsexamen zur Armee über und wurde in einem glänzenden Kavallerie-Regiment Offizier. Sein Leichtſinn war unbeſchreiblich, und von ſeinen tollen Streichen wußte man noch Jahre nach ſeiner Verabſchiedung Wunderdinge zu erzählen. So ſollte er einſt ſeinem Wachtmeiſter, der ihm ein ſtörriſches Pferd zugeritten, eine Taſche mit Zigarren geſchenkt haben, in der jede Zigarre mit einem Hunderttalerſchein umwickelt war. Wenn er aus ſeiner Garniſon nach Berlin fuhr, benutzte er gewöhnlich einen Extrazug, und wenn er in das Theater ging, nahm er ſich eine Loge allein. Eine ſehr törichte Geſchichte endigte mit ſeiner Verabſchiedung. Baron X. war ein Mann von koloſſaler Körperkraft. Ein kleiner Kaufmann in ſeiner Garniſon hatte ihn einmal geärgert; Baron X. ging in den Laden des Krämers, packte den Mann und ſchob ihn kopfüber in die offene Heringstonne, ſo daß der arme Teufel bei einem Haar erſtickt wäre. X. erhielt daraufhin ſeinen Abſchied und widmete ſich nunmehr ganz dem Sport; er war ein ausgezeichneter Reiter, hatte aber das Unglück, ſich bei einer Schnitzeljagd einen komplizierten Oberſchenkelbruch zuzuziehen, der ihn für alle Zeiten daran verhinderte, noch einmal einen Gaul zu beſteigen. Seine Sportpaſſion wandte ſich von da ab leider mehr den Auswüchſen der Rennplätze, dem Totaliſator und den Buchmachern zu; er kam in ſchlechte Geſellſchaft und in Spielerhände und verlor eines Abends den Reſt ſeines Vermögens, gegen 50 000 Taler, auf einen Schlag. Reiche Verwandte halfen ihm nach Amerika hinüber; Baron X. wurde drüben Bierküfer, Hausknecht, Clark, Ausrufer und noch vieles andere, aber nichts Rechtes. Eines Tages erſchien er von neuem, verlumpt und verkommen, in der Alten Welt. Wieder halfen die Verwandten, doch X. war bereits auf einer Stufe moraliſchen Niedergangs angelangt, von der aus ihm kein Emporringen mehr gelang. Er war zum Trunkenbold geworden. Infolge

einer Gefängnisstrafe, die er sich durch einen in höchster Not begangenen Diebstahl zugezogen, sagte sich seine Familie vollends von ihm los. Er sank tiefer und tiefer und wurde schließlich im Arbeitshause aufgenommen, wo er über vierzig Jahre hindurch verblieb. Kurz vor seinem Tode entwich er eines Tages; man fand ihn nachts total betrunken, die leere Schnapsflasche in der Hand, im Friedrichshain. Man schaffte ihn nach der Charité, wo er einige Stunden später in einem Anfall von Delirium starb — ein von der Natur mit reichen Gaben ausgestatteter, auf die Höhe des Lebens gestellter Mann, der sich mit eigener Hand das Grab seiner Existenz geschaufelt hatte ...

Die Einweihung des neuen Reichstagshauses
Ein Kanzler in Zivil und ein Präsident in Uniform

6. Dezember

Der größere Teil derer, die gestern der Einweihung des neuen Reichstagsgebäudes beiwohnten, stand vor zehn Jahren, bei der Grundsteinlegung, an gleicher Stelle. Aber welch ein Unterschied zwischen damals und jetzt — zwischen dem sonnengoldigen Junitage mit seinem Lenzduft und dem Vogelgesang in den Bäumen des nahen Tiergartens und dem grauen Dezemberhimmel, der sich gestern über der Residenz wölbte! Damals lebte der alte Kaiser noch, und ihm zur Seite stand in rüstigster Manneskraft sein ritterlicher Sohn. Auch Prinz Wilhelm wohnte der Feier der Grundsteinlegung bei, und hell klang der Schlag seines Hammers auf den Granit, hell, kräftig und frisch, wie ein lockender Gruß der Zukunft. Aus der Schar der Paladine des Reichs ragte mächtig des Fürsten Bismarck Riesengestalt empor. Als er die Urkunde für den Gründungsstein verlas, herrschte weithin eine feierliche Stille — nur aus der Ferne tönte das brausende Geräusch der Weltstadt herüber. Laut und voll schallte die Stimme des Kanzlers — jedes Wort war deutlich zu verstehen, und auch sehen konnte jeder der Anwesenden den Mann, der vor allen hatte mitarbeiten helfen an der Wiedererrichtung des alten Reiches... Wie anders gestern! Der Glanz der Uniformen und Ordens-

sterne und des militärischen Pomps, den man aufgeboten hatte, vermochte nicht die graue Stimmung zu verscheuchen, die wie ein Reflex des Dezemberhimmels über der ganzen Feier lag. Es schien, als dränge sich unwiderstehlich in das Gedächtnis aller die Erinnerung an die beiden großen Toten und an den zwar noch lebenden, doch fern von Berlin weilenden dritten Großen . . . Das immer gern zu abergläubischen Vorstellungen geneigte Volk sah in einem kleinen Unfall, der bei der Anfahrt des Kaisers passierte, ein böses Omen, das die allgemeine Stimmung noch mehr bedrückte. Als der Wagen des hohen Herrn durch das Brandenburger Tor fuhr, stürzten zwei Reiter der Kürassierschwadron, die den Kaiser eskortierte. Bei der engen Passage und dem schlüpfrigen Pflaster konnte das vorkommen; der Unfall hatte auch keine ernstlichen Folgen — aber er berührte unangenehm — unangenehm, wie das Fehlen der Sonne.

Auch der Umstand, daß die große Mittelrotunde des Wandelganges, in der sich der Schlußstein erhob, noch jedes künstlerischen Schmuckes entbehrt, mag dazu beigetragen haben, der Feierlichkeit jenen Glanz zu nehmen, wie er der Bedeutung der Stunde entsprochen haben würde. Mit dem kalten, weißblauen Licht der Bogenlampen mischte sich das Tagesgrau, das durch die Scheiben der Kuppel fiel. An schimmernden Uniformen war freilich kein Mangel — die Generalität, die staatlichen Würdenträger und die Hofchargen waren en grand tenue erschienen, und von dieser gleißenden Masse hoben sich die befrackten Vertreter des Volks — ich möchte fast sagen provokatorisch einfach ab. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten waren fast alle Mitglieder des Reichstages erschienen; manche wohlbekannte Gestalt, deren Physiognomie man in den politischen Witzblättern allwöchentlich begegnen kann, grüßte zu uns herüber. Punkt ein Uhr verkündete Kanonendonner das Nahen der Majestäten. Eine leise Bewegung ging durch die Versammlung und die auf den Tribünen harrenden Zuschauer. Von draußen herein schollen die Klänge des Präsentiermarsches, das Bläserkorps über dem Thronhimmel intonierte die Begrüßungsfanfare. Nun öffnete sich der Vorhang vor dem Hauptportale — die elegante, fast zierliche Gestalt des neuen Reichskanzlers wurde

sichtbar, und neben ihm die gedrungenere des Herrn v. Boetticher in goldgesticktem Ministerfrack, die Brust mit Orden gepanzert. Hinter beiden schritt ein einzelner Mann mit ernstem Gesicht und einem roten Ordensband um den Hals — Herr Wallot, der Schöpfer des neuen Parlamentsgebäudes. Erst jetzt folgte der Kaiser: hochaufgerichtet, stattlich und schön, im weißen Koller seiner Gardedukorps, mit dem gelben Bande des Schwarzen Adlers um die Brust, den Stahlhelm auf dem Haupte. Neben ihm die Kaiserin in schwarzem Sammetkleid, gleichfalls mit dem Bande des Schwarzen Adlers — hinter ihm das Gefolge. Die Majestäten traten unter den Thronhimmel, und die schon vorher erschienenen Prinzen und Prinzessinnen des Königshauses nahmen rechts und links der hohen Herrschaften Aufstellung. Der Kaiser entblößte das Haupt, und Fürst Hohenlohe begann mit der Verlesung der Urkunde für die Schlußsteinlegung. In diesem Augenblick gab es unter denen in der Versammlung, die am 9. Juni 1884 an diesem Platze gestanden hatten, sicher keinen, dem nicht die Phantasie das Bild des alten eisernen Kanzlers vor Augen gezaubert hätte . . . Graf Lerchenfeld präsentierte dem Kaiser Mörtel und Kelle. Der erste Wurf fiel, dann traten die Maurermeister heran und setzten den Schlußstein ein. Der Bau war vollendet — es fehlte nur noch die letzte Weihe. Landesdirektor von Levetzow als Reichstagspräsident, eine schlicht bürgerliche Erscheinung mit fein liniiertem Gesicht, reichte dem Kaiser mit kurzer Ansprache den Hammer. Und der Kaiser nahm ihn. „Pro gloria et patria!“ rief er — und dreimal sauste der Hammer dröhnend auf den Kalkstein herab. Es war der Höhepunkt der Feier, und in der Tat auch ein Moment hoher Weihe. Die vier Worte des Kaisers ersetzten gewissermaßen die fehlende Inschrift auf dem Bande über dem Hauptportal, die nach den Vorlagen „Dem deutschen Volke“ hätte lauten sollen, die aber unbegreiflicherweise fortgelassen worden ist.

Zweierlei Absonderlichkeiten brachte der Festakt mit sich. Er zeigte uns zum ersten Male einen Reichskanzler in Zivil und zum ersten Male einen Reichstagspräsidenten in Uniform. Bismarck, den alten, kennt die große Masse nur aus Photographien

und Zeichnungen im Bürgerkleide, in dem langschößigen dunklen Rocke und dem breitkrämpigen Schlapphut, den er als Landedelmann daheim auf seiner waldumrauschten Besitzung zu tragen pflegt. Der historische Bismarck aber läßt sich eigentlich nicht anders denken, als in der Kürassier-Uniform, mit dem blanken Helm oder der tief im Nacken sitzenden Mütze, mit den hohen Stiefeln und den Stulpenhandschuhen, die auf dem Griffe des Pallasches ruhen. So lebt Bismarck im Gedächtnis des Volkes und so haben ihn die meisten Bildhauer zu verkörpern gesucht. Auch den zweiten Kanzler, der aus der Armee hervorgegangen, hat man immer nur in Uniform gesehen. Er war nicht Diplomat, sondern Soldat von Beruf. An den neuen Reichskanzler, den Reichskanzler im Frack, muß sich das Auge gewissermaßen erst gewöhnen. Seine Erscheinung hat etwas vollendet Aristokratisches, aber doch mit einer leichten Neigung zum Bureaukratischen, zum Typus des Geheimrats. Einen ganz merkwürdigen Eindruck machte es, daß Herr von Levetzow bei der Feier der Schlußsteinlegung in der Uniform eines Landwehrmajors erschien. Ich sprach schon von seiner schlichten und einfachen Außerlichkeit; er hat durchaus nichts Soldatisches an sich — der Rock von zweierlei Tuch kleidet ihn nicht einmal. Warum trug er Uniform? War das Vorschrift? — Ich habe auch Herrn von Goßler, unseren früheren Kultusminister, einmal in Uniform gesehen — das war aber bei Gelegenheit einer Parade. Auch dem Grafen Hochberg, dem General-Intendanten unserer königlichen Bühnen, bin ich einmal in der Uniform eines Rittmeisters von der Armee begegnet — das war aber bei einem sogenannten Schrippenfest des Lehrbataillons in Potsdam. Die Feier von gestern war keine militärischen Charakters — was also bewog den Präsidenten der Volksvertretung, statt im Bürgerkleide, in der Landwehr-Uniform den Weiheakt zu vollziehen? — Mit gleichem Rechte hätten alle Minister und sonstigen staatlichen Würdenträger und hätten auch die Hofchargen, die der Armee noch angehören, an Stelle ihrer Galakleider Offiziers-Uniform tragen müssen. Herr von Levetzow ist bei allen politischen Parteien eine beliebte Persönlichkeit; man schätzt und achtet ihn — sein konziliantes,

gewinnendes Wesen weiß sich rasch die Herzen zu erobern. Gestern hat ihm seine Uniform geschadet. Irre ich nicht, so gehört er auch dem Hofe an; jedenfalls ist er Kanzler des Johanniterordens der Ballei Brandenburg. Es würde kaum mehr aufgefallen sein, wenn er im Kammerherrnfrack oder in der roten Johanniter-Uniform erschienen wäre, als mit den Abzeichen eines Majors der Landwehr. Die Uniform, wo sie hingehört — als Präsident des Reichstages durfte Herr von Levetzow nur im Frack erscheinen, im Staatskleide des Bürgers. Wer kann sich bei so unbegreiflichen Vorkommnissen noch wundern, wenn man in Sachsen und Bayern über den „preußischen Soldatentick" spöttelt und wenn die demokratische Presse immer wieder von neuem den „Moloch des Militarismus" beschwört?

Der Rundgang des Kaiserpaares durch das Reichstagsgebäude nach beendigter Feier wurde vielfach besprochen und glossiert. Herr von Boettticher geleitete die Kaiserin, Herr Wallot den Kaiser. Man weiß, wie wenig zufriedengestellt sich der hohe Herr über den architektonischen Wert des Baues, speziell über die Wirkung der Mittelkuppel geäußert hat. Um so mehr mußten die liebenswürdigen und warm anerkennenden Worte auffallen, die er während des Rundgangs an Herrn Wallot richtete. Allerdings soll sich diese Anerkennung lediglich auf die praktische Verteilung und Einrichtung der inneren Räume bezogen haben. Immerhin mag der Händedruck seines kaiserlichen Herrn den Schöpfer des neuen Parlamentsgebäudes mehr noch als die Ernennung zum Geheimen Baurat für die verlorengegangene große goldene Medaille entschädigt haben.

Bälle der Botschafter — Feste bei Einsiedels und Beroldingens — Der Tod in der Gesellschaft

14. Dezember

Mit den ersten größeren Diners und den ersten kleineren Tanzfestlichkeiten hat die Saison — es wird keine allzu vergnügte werden — ihren Anfang genommen. So fand vor einigen Tagen bei dem liebenswürdigen Grafen Lanza, dem italienischen Botschafter, ein Gastmahl statt, zu dem

verschiedene Minister geladen waren, u. a. die Herren von Marschall und von Rotenhan, sowie die meisten Mitglieder der Botschaft. Vorgestern gab der Staatsminister Freiherr Lucius von Ballhausen ein Diner, dem die badischen und bayrischen Gesandten und der Vertreter Japans, Vicomte Aoki Siuzo, beiwohnten. Herr von Lucius feiert in den nächsten Tagen seinen sechzigsten Geburtstag; seit seine drei Söhne — zwei sind Husarenoffiziere, der dritte ist Regierungsreferendar — außer dem Hause weilen, ist es stiller geworden in der Familie des Ministers, dessen Gattin, eine Engländerin aus dem französischen Emigrantengeschlecht der Souchays, übrigens in gleichem Alter mit ihrem Gatten steht. Im Hotel Kaiserhof gab die amerikanische Botschaft am 8. Dezember ihrem von hier abberufenen ersten Legationssekretär Mr. Chapman Coleman zu Ehren ein größeres Abschiedsessen. General Th. Runyon, der Botschafter, hielt bei der Tafel dem scheidenden Mitgliede eine herzliche Ansprache; neben ihm waren der Legationssekretär Mr. Jackson und die Attachés Mr. Evans und Mr. Breeland erschienen, ferner der Generalkonsul de Kay und vom Auswärtigen Amt die Direktoren Hellwig und Reinhardt, Geh. Legationsrat v. Mühlberg, der niederländische Gesandte Jonkheer van Tets, die Herren Freiherr von der Tann, Larios und Keuchenius, Freiherr von Schrödter, von Münchhofen und andere.

Die Reihe der Tanzfestlichkeiten der Saison eröffnete am letztverflossenen Donnerstag der Major a. D. Graf von Einsiedel, der ehemals, gemeinsam mit seinem Vetter Adolf, dem ersten Gardedragonerregiment angehört hatte, dann als Eskadronchef der badischen Leibdragoner nach Karlsruhe versetzt wurde und zuletzt als etatsmäßiger Stabsoffizier dem Gardekürassierregiment zugeteilt war. Seine Gattin ist eine geborene von Kramsta, eine Enkelin des bekannten Groß-Industriellen, Geheimen Kommerzienrats Kramsta, dessen drei Söhne vom König Wilhelm I. nobilitiert wurden. Das gräfliche Paar besitzt nur ein Kind, die am 1. Dezember 1875 geborene Komtesse Elisabeth, deren nachträgliche Geburtstagsfeier mit dem erwähnten Tanzfest verbunden wurde. Ein grö-

ßerer Ball fand am Montag im Beroldingenſchen Hauſe ſtatt. Graf Conſtantin von Beroldingen, einer der beliebteſten Kavaliere unſerer Hofgeſellſchaft, iſt Rittmeiſter und Eskadronchef im zweiten Gardeulanenregiment. Er gehört erſt ſeit etwa vier Jahren dem preußiſchen Heere an und diente vorher in der württembergiſchen Armee, in der auch ſein Vater, Graf Cäſar, ſtand, der 1878 als Hofmarſchall a. D. und Generalmajor verſtarb. Die Einladungen zu dem Ballfeſt waren zum größten Teil an die jüngeren Mitglieder der Geſellſchaft ergangen. Selbſtverſtändlich war das Offizierkorps der zweiten Gardeulanen hervorragend ſtark vertreten, doch ſah man zwiſchen den bunten Röcken und ſilbergeſtickten Kragen der tanzenden Herren auch vielfach den bürgerlichen Frack — zum Teil mit reichem Ordensſchmuck, wie bei den anweſenden Herren des Hofes, teils auch, wie bei den Attachés der amerikaniſchen Botſchaft, ohne den Glanz ſchimmernder Dekorationen.

Der Tod hat in den letzten Tagen aus dem Hochadel des Landes manches Opfer gefordert. Am 7. verſtarb in Warmbrunn im 65. Jahre unvermählt die Gräfin Luitgarde Pinto, älteſte Tochter des weiland Grafen Heinrich Pinto de Barri aus ſeiner zweiten Ehe mit Theodoſia von Ulaszewicz. Ihr einziger, gleichfalls verſtorbener Bruder, Majoratsherr zu Meltkau in Schleſien, eine höchſt begabte, aber etwas exzentriſche Natur, begründete in den fünfziger Jahren die ſeinerzeit vielgeleſene konſervative „Berliner Revue“ und publizierte eine ganze Anzahl Broſchüren politiſchen und agrariſchen Inhalts. Das freiherrliche Geſchlecht derer von Buddenbrock verlor den Chef ſeines Hauſes, den Generalmajor z. D. und Ritter des Eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe Friedrich Wilhelm Freiherrn v. B. in faſt vollendetem 80. Lebensjahre. Seine beiden Töchter Adele und Eliſabeth ſind mit dem Kontre-Admiral a. D. Grafen Hacke und dem Oberſt von Rauch vermählt. In Florenz ſtarb die Gräfin Clotilde Oeynhauſen, Konventualin des adligen Kloſters Lüne bei Lüneburg, einzige Schweſter des bekannten Heraldikers und Zeremonienmeiſters Grafen Julius Oeynhauſen, mit deſſen 1886 erfolgtem Tode der Mannesſtamm der zweiten

Oeynhauſenſchen Linie erloſchen iſt. Er war in kinderloſer Ehe mit einer Hamburgerin, Suſanne Kayſer, vermählt, deren Schweſter Antonie gleichfalls einen Oeynhauſen, den Grafen Kuno auf Schloß Reelſen bei Driburg, einen Vetter des Zeremonienmeiſters, heiratete. Im hohen Alter von 87 Jahren ſtarb vorgeſtern die Gräfin Julia Rantzau, eine Tante des Schwiegerſohns des Fürſten Bismarck und Witwe des Wirklichen Geheimrats und Geſandten am ſächſiſchen Hofe Grafen Otto Rantzau; ſie war ſelbſt eine geborene Rantzau und in erſter Ehe mit dem Grafen Heinrich von Reventlow vermählt geweſen. In Dresden entſchlief vor einigen Tagen die Gräfin Sofie von Baudiſſin, zweite Gattin des verſtorbenen Grafen Wolf Baudiſſin, des bekannten Shakeſpeare- und Molière-Überſetzers, eine geborene Caskel. Die Baudiſſins ſind faſt alle ſchriftſtelleriſch veranlagt; außer dem genannten und den Romanſchriftſtellern Ulrich, Adalbert und Wolf Baudiſſin kenne ich noch zwei Herren und Damen des gleichen Geſchlechts, die ſehr talentvoll die Feder zu führen verſtehen. Auch Hermann Heibergs Mutter iſt eine geborene Gräfin Baudiſſin.

Von zwei Siebzigjährigen: Ludwig Pietſch und Balduin Möllhauſen

20. Dezember

Die literariſchen Vereine Berlins rüſten ſich zu einer Doppelfeier zweier Genoſſen, die demnächſt ihr ſiebzigſtes Wiegenfeſt begehen, zweier Veteranen der Feder, die allerdings nicht auf höchſter Künſtlerhöhe ſtehen, aber als ehrliche und fleißige Arbeiter viel Gutes geleiſtet haben und deren Schriften von Hunderttauſenden gern geleſen wurden; Ludwig Pietſch und Balduin Möllhauſen. Pietſch iſt der Neſtor der Berliner Journaliſtik. Seine Popularität gründet ſich auf ſeine Verbindung mit der „Voſſiſchen Zeitung“, dem alten Leib- und Magenblatt der Berliner Bourgeoiſie. Seine kunſtkritiſche Tätigkeit hatte L. P. im Jahre 1858 für die „Spenerſche Zeitung“ begonnen. Damals war er noch Zeichner, und ſein

Freund Wilhelm Lübke, der bekannte Kunsthistoriker, hatte ihn gebeten, vertretungsweise für ihn die Berichte über den Sachseschen Salon und später auch über die große akademische Ausstellung zu übernehmen. Hermann Kletke und Dr. Lindner, die beiden derzeitigen Redakteure der Tante Voß, wurden auf diese frisch und mit Sachkenntnis geschriebenen Referate aufmerksam, und es gelang ihnen, L. P. zu ihrem Blatte herüberzuziehen. Das war im Jahre 1863, und seit dieser Zeit hat er mit der „Vossischen" in ununterbrochener Verbindung gestanden und ungezählte Hunderte von Artikeln, Kunstreferaten, Reise-, Fest- und Ballbeschreibungen für sie geliefert.

Die Ballbeschreibungen waren es besonders, die der Leser und mehr noch die Leserin beim Morgenkaffee stets mit schmunzelndem Behagen las. Über fünfundzwanzig Jahre hindurch hat L. P. die Berichte über den Subskriptionsball im Königlichen Opernhause verfaßt. Seine fabelhafte Personenkenntnis, vor allem aber sein virtuoses Geschick in der Beschreibung eleganter Damentoiletten gestalteten diese kleinen Aufsätze immer so interessant, daß sie in der Berliner Gesellschaft stets lebhaft besprochen wurden. Der lieben Eitelkeit schmeichelte es natürlich ungemein, von L. P. in der „Vossischen" genannt zu werden, und die Gräfin A. freute sich nicht minder wie die Kommerzienrätin B., wenn das neue Ballkleid Wohlgefallen in den Augen des scharfen Beobachters fand. Schließlich hatte L. P. aber die Sache satt und übergab den Bericht einem jüngeren Kollegen, der sich in die Ästhetik der Toilettenfragen erst mühsam hineinfinden mußte.

Als Berichterstatter der Vossin hat L. P. den bedeutsamsten und interessantesten Vorgängen der letzten vier Jahrzehnte beiwohnen können. Er half den Suezkanal einweihen und zu Versailles das Hoch auf den ersten deutschen Kaiser des neugeeinten Reiches ausbringen; er begleitete der Deputation nach Fez, die dem Sultan von Marokko 1877 die Geschenke Kaiser Wilhelms I. zu überbringen hatte, begleitete den regierenden Herrn auf seiner ersten großen Kontinentalreise, wohnte allen großen Weltausstellungen bei, war in Bulgarien, als Rußlands

infamer Streich den Battenberger zur Abdankung zwang, und in Bayreuth, als Wagner zum ersten Male in seinem neu errichteten Festspielhause dirigierte, war zur Zarenkrönung in Moskau und der erste deutsche Gast Carmen Sylvas im Pelesch-Kastell der rumänischen Königin — er war überall. Und aus allen Landen und Windrichtungen flogen die mit seinen großen festen Schriftzügen bedeckten Blätter nach Berlin in das Redaktionslokal seiner Zeitung, und am nächsten Morgen erfreuten die Leser sich an den anschaulichen Schilderungen L. P.'s — denn nie unterzeichnete der Verfasser seine Aufsätze anders als mit diesen beiden Anfangsbuchstaben seines Namens. Die Artikel waren immer nur für den Tag geschrieben; aber daß sie den Tag überdauerten, beweisen die Erfolge der Bücher, in denen Reihen jener Aufsätze vereinigt sind.

Mit besonderem Genuß wird der Tourist von heute L. P.'s italienische Reiseskizzen aus jener Zeit lesen, da es noch keine Luxuszüge gab und die Sicherheitsverhältnisse im Stiefel Europas noch recht fragwürdige waren. Italien „wie es ist" hat eigentlich erst L. P., der auch die erste Stangensche Reisegesellschaft begleitete, der Touristenwelt erschlossen. Vasis Itinerario und Försters Handbuch waren zwar schon durch den Baedecker verdrängt worden, und Hermann Allmers, der Marschendichter, hatte bereits sein Schlenderbuch veröffentlicht, in dem der schmutzigste Facchino von poetischer Glorie umflossen erscheint und jeder römische Gauner mit klassischen Seelenfunken betupft wird. L. P.'s Schilderungen, denen seine Zeitung eine weite Verbreitung gab, stellten manche irrige Ansicht richtig; sie können noch heute als die beste Ergänzung zu Burkharts herrlichem „Cicerone" gelten. L. P. war auch der erste, der mit der überlieferten Meinung brach, Italien sei im Sommer ungenießbar; er hat im Hochsommer Campanien und Sizilien durchstreift, und ich bin gewiß, daß seine Briefe aus dem in leuchtendem Blütenflor strahlenden Lande manchen Touristen um diese Zeit über die Alpen gelockt haben, so wie sie mich selbst als jungen Burschen zu einer wundervollen Sommerfahrt durch Apulien begeisterten. Auch kulturgeschichtlich sind L. P.'s italienische Briefe von höchstem Interesse. Es mutet uns son-

derbar an, wenn er noch 1874 von einem Besuch in Päpstum erzählt, daß Baedeker den guten Rat gebe, sich für den Fall eines Attentats durch Briganten „ruhig auf die Erde zu legen, ohne unnützen Widerstand zu leisten. Dann kommt man in der Regel mit dem Verlust seines Geldes und der Uhr davon..."

Balduin Möllhausen, der zweite Siebzigjährige der Berliner Schriftstellerwelt, ist einem weiten Leserkreise durch seine zahlreichen Romane bekannt geworden. Er hat die beiden Expeditionen Humboldts nach Südamerika begleitet und bevorzugt daher in seinen Erzählungen das sogenannte ethnographische Genre, das Armand und Gerstäcker bei uns volkstümlich gemacht haben; fast alle seine Romane spielen in zwei Welten, beginnen gewöhnlich in Europa und schlängeln sich dann auf vielverschlungenen Pfaden in die Pampas, Prärien und Urwälder hinüber. Es ist eine gute Unterhaltungslektüre, ein flott gehender Lesestoff der Leihbibliotheken. Möllhausen ist ein prächtiger alter Herr, groß gewachsen und breitschultrig, mit schneeweißem, langem Vollbart und hell blickenden Augen. Wer einmal bei ihm war, weiß auch, daß er prächtig zu erzählen versteht. Er legt dabei gewöhnlich ein merkwürdiges Kostüm an: eine Art Jacke aus amerikanischem Büffelfell, die er auf seinen abenteuerlichen Fahrten jenseits des Wassers getragen hat und die in ihm die Erinnerung und nicht minder seine unerschöpfliche Phantasie zu beflügeln scheint. Möllhausen ist auch Maler, freilich nur dilettierender; in seinem Arbeitszimmer liegen ganze Mappen voller Skizzen und Aquarelle — und wenn er einmal in einer seiner bunten Geschichten eine Landschaft beschreiben will, dann greift er nur in die Mappen hinein, vertieft sich auf ein Stündchen in ihren farbigen Inhalt, und die Feder saust von neuem über das Papier. Was hat er nicht alles schon zusammengeschrieben! Unter drei starken Bänden tut er es nie; seine Werke könnten ganze Regale füllen. Aber er ist immer unterhaltend und weiß den Leser zu spannen — und das ist auch etwas wert. Im übrigen ist er einer der letzten der berühmten Tafelrunde des Prinzen Friedrich Carl in Dreilinden.

Alt-Berliner Konditoreien: Kranzler, Koblank, Spargnapani, Courtin, d'Heureuse, Josty, Steheli, die Angst- und die Kadetten-Konditorei

29. Dezember

Durch die Zeitungen ging kürzlich die Notiz, daß die kleine Konditorei gegenüber dem alten Kammergericht in der Lindenstraße eingehen solle, um einem Neubau Platz zu machen. Sie hieß die „Angst-Konditorei", weil in ihr die Prüflinge auf das Ergebnis des Referendarexamens zu warten pflegten, das drüben in den Räumen des Kammergerichts abgelegt wurde. Seit Jahren fanden übrigens diese Prüfungen in einem vom Kammergericht gemieteten Hause in der Markgrafenstraße statt, aber der kleinen Konditorei blieb trotzdem ihr dantesker Name. Neben dem winzigen Laden lagen zwei wenig größere Zimmer: ein einfenstriges und ein zweifenstriges, das letztere der sogenannte „Rauchsalon". Auf Ausstattung gab man in diesen alten Konditoreien nicht viel; an den Fenstern hingen einfache Gardinen, der Sammet des Sofas war verschossen, und die Bilder an den Wänden stammten durchaus nicht von Meisterhand . . .

Der Einbruch des sogenannten „Wiener Cafés" in die neue Reichshauptstadt hat vielen dieser alten Berliner Konditoreien den Lebensfaden abgeschnitten. Andere bequemten sich zu einer gründlichen Umformung, wie beispielsweise Schilling und wie letzthin auch Kranzler, der in seiner modischen Eleganz gar nicht wiederzuerkennen ist. Schilling war an der Ecke der Koch- und Friedrichstraße noch um siebzig herum das solide Stelldichein ehrbarer Rentiers, die da ihren Kaffee tranken und die Zeitungen lasen. Kranzler hat seinen alten Platz Unter den Linden an der Ecke der Friedrichstraße nicht verlassen. Doch seine historische Zeit ist auch vorüber. Noch Saß in seinem Buche „Berlin in seiner neuesten Zeit und Entwicklung", das 1846 erschien, schildert Kranzler als das Dorado der Berliner Lebewelt, und Hosemann hat einmal ein Bild gezeichnet, das die Kranzlersche Rampe darstellt, auf der Gardeleutnants und Dandys sich flegeln und die Schönheiten der Lindenpromenade durch ihr Einglas beäugen (also war das Monokel damals

ſchon Mode, aber viereckig, nicht rund). Was war das für eine beſcheidene Zeit, da eine Konditorei das beſuchteſte Lokal der eleganten Lebewelt war! Saß zählt auch die Zeitungen auf, die man da finden konnte, natürlich nur konſervative. Die Tante Voß war mit dabei, aber die galt dem dicken Demokraten ſchon für konſervativ.

Unter den Linden gab es damals noch zwei andere Konditoreien: die Koblankſche und die von Spargnapani. Die Koblankſche war aus Nationalgefühl begründet worden; ſie ſollte der ſchweizeriſchen Vorherrſchaft auf dem Gebiete der Zuckerbäckerei ein Ende bereiten. Aber es wurde nichts daraus; die Schweizer, Joſty und d'Heureuſe an der Spitze, hielten ſich wacker, und Koblank behielt als letzten, feſt ſäſſigen Stammgaſt nur noch Herrn Johannes Matthias Firmenich, Germaniſten und Dichter, die Leuchte der Alldeutſchen jener Tage, der in der einſamen Konditorei das Rieſenprojekt ſeines neuen Nationalvereins entwarf, vielleicht auch an ſeiner Tragödie „Clotilde Montalvi" dichtete. Durch ſeine dreibändige Sammlung der deutſchen Mundarten „Germaniens Völkerſtimmen" hat er ſich ein ehrliches Verdienſt geſchaffen. Kurz vor ſeinem Tode habe ich ihn noch perſönlich kennengelernt. Er lebte damals in Potsdam: unter der Laſt von Millionen, die er von ſeinem Oheim Richartz in Köln geerbt hatte . . . Spargnapanis Konditorei lag an der Stelle des ſpäteren Dreſſelſchen Reſtaurants und wurde hauptſächlich von alten Beamten beſucht. Sie ging wohl an ihrer eigenen Langeweile zugrunde. Als Dreſſel ſein Geſchäft eröffnete, zog ſie ein paar Häuſer weiter. George Belly, der Verfaſſer des „Monſieur Herkules", gehörte zu ihren Stammgäſten. Er verehrte da eine Büfettmamſell, deren Kreditgewährung ſeinem Herzen wohltat . . .

Näher dem Schloſſe zu gab es drei ſehr berühmte Konditoreien: die Courtinſche neben der Poſt, die von d'Heureuſe in der Breiten Straße und Joſty an der Stechbahn. Bei Courtin herrſchte die Kaufmannswelt. Die jungen Kommis tranken hier in der Mittagspauſe ihr Schälchen Kaffee und ſpielten Domino dazu. d'Heureuſe ſagte man die beſte Schokolade nach: zwei gute Groſchen die große Taſſe. Bei d'Heureuſe und dem Stech-

bahn-Josty machten an den Sonntag-Abenden auch immer die Kadetten Halt, ehe sie vor Toresschluß ihre Anstalt in der Neuen Friedrichstraße aufsuchten. Josty war die Konditorei der alten Offiziere; sie fühlten sich wohl in den verräucherten Räumen mit den großen Bildern der preußischen Könige, die dann mit nach dem neuen Lokal am Potsdamer Platz genommen wurden, wo sie aber nüchtern und langweilig aussehen, weil sie nicht in die Räumlichkeit passen . . .

Die Kadetten, die des Sonntags immer durch die Poststraße mußten, verkehrten auch viel in einer hier gelegenen kleinen Konditorei, in der es den billigsten Apfelkuchen gab und der Sahnenklex darüber nur fünf Pfennige kostete. Die Konditorei existiert noch, aber der Apfelkuchen mit Sahne ist wohl teurer geworden. Es ist ein altes historisches Haus, das dereinst Herrn Anton Freytag gehörte, dem Kämmerer des Kurfürsten Johann Sigismund, und bei ihm ist der Kurfürst auch am 23. Dezember 1619 verstorben, als er aus Angst vor dem Erscheinen der „Weißen Frau" aus dem Schlosse flüchtete. In der Anhaltstraße erfreute sich die Voßsche Konditorei großer Beliebtheit und in der Königgrätzer Straße die Telschowsche. Voß existiert nicht mehr, aber Telschow lebt noch (freilich nicht der alte Inhaber) und ist nach dem Potsdamer Platze verzogen. Telschow war übrigens ein Verwandter einer anderen Alt-Berliner Konditorenfamilie, der Buchholzschen, die ihr Geschäft in der Friedrichstraße, zwischen Behren- und Rosmarienstraße, hatte und wo gegen Ende der sechziger Jahre Frau von Bismarck, des Altreichskanzlers Gattin, gern verkehrte.

Aber die Stehelysche Konditorei berichtet ein 1833 erschienenes Buch von Joel Jacoby „Bilder und Zustände aus Berlin" manches Plaisierliche. U. a. zählt er auch die Blätter auf, die man dort lesen konnte: die Allgemeine, die Stuttgarter, die Deutsche Allgemeine Zeitung, das Morgenblatt, Menzels Literaturblatt, Gleichs Eremit, Herloßsohns Komet, Härings Freimütiger, Oettingers Figaro und Glaßbrenners Don Quixote. Was ist übriggeblieben von dieser Literatur?! Der Pariser Figaro war verboten, was Herr Jacoby gutheißt, aber es gab dafür auch den Messager, den Courier Français, die Gazette

de France, das Journal des Débats. Man sieht, Stehely war ein literarisches Café. Prutz erwähnt es in seiner „Literarischen Wochenstube", und in den „Vertrauten Briefen aus Preußens Hauptstadt" von 1837 werden die Besucher geschildert, allerdings nur mit den Anfangsbuchstaben, aber man kann schon die Rätsel lösen. Der Verfasser erzählt da von dem Tänzer H . . .; das ist Hoguet, der über fünfzig Jahre Ballettmeister und Solotänzer am Berliner Opernhause war und eine Reihe reizender choreographischer Schöpfungen geschaffen hat: der Gatte der Emilie Vestris, deren Schwester Rosa, selbst eine vortreffliche Tänzerin, später den Hofrat Bork, einen der Vorleser des alten Kaisers, heiratete. Sein Sohn war Charles Hoguet, der ausgezeichnete Landschaftsmaler, den der Tod in der Blüte seiner Jahre dahinraffte. Die „Vertrauten Briefe" bezeichneten Hoguet als „exaltierten Royalisten", und das mag er wohl gewesen sein. Als weitere Stammgäste Stehelys nennen sie u. a.: den Journalisten Sobernheim, die Schriftsteller Häring (Willibald Alexis), O. F. Gruppe, Dr. Sachs, Heinrich Stieglitz, Eduard Beurmann und andere weniger bekannte, immer nur mit Anfangsbuchstaben und Punkten dahinter, aber mit so genauer Beschreibung, daß es nicht schwer ist, die gemeinten Persönlichkeiten herauszufinden. Die Stehelysche Konditorei lag damals in der Charlottenstraße, zwischen der Jäger- und Französischen Straße. Ich habe sie noch gekannt. Erst 1876 hörte ihre Existenz auf, und 1882 wurde auch das Haus abgerissen, in dem sie sich befand.

1895

Smoking und Überrock — Der erste Kavalierball — Pressefest — Januarball bei Hofe

30. Januar

Es hält schwer für den Chronikeur, bei der Fülle der geselligen Feste dem Leser ein einigermaßen umfassendes Gesamtbild des Gesellschaftslebens in der Hauptstadt zu entwerfen. Wer mitten in diesem wirbelnden Strudel steht, muß sehr genau Kalender führen, um nicht die Stunde der Einladung und den befohlenen Anzug, wohl gar die Einladung selbst zu vergessen, wie es mir zu meiner ewigen Bekümmernis vorjährig einmal mit einem Ballfest ergangen ist. Der Frack hat gute Zeiten. Der Smoking, der zwei Jahre lang herrschte und dem schwarzen Spitzrock das Feld streitig machte, hat entschieden an Macht verloren, — man pflegt ihn nur noch zu tragen, wenn auf den Einladungskarten als Hinweis für die uniformierten Herren der besondere Wunsch notiert ist: „Überrock erbeten". Der Überrock selbst aber, der sogenannte Gehrock mit den zwei Reihen Knöpfen — dies langschößige Monstrum, das die Knie umschlenkert wie die Serpentintanzröckchen die geschmeidigen Glieder der unsterblichen Loï Fuller, ist gänzlich ins Hintertreffen geraten; man trägt ihn eigentlich nur noch, wenn man betrübte Mienen zu machen Ursache hat — bei Begräbnissen oder im Reichstage. Ewig allein währt der Frack. Selbst bei kleinen Diners legt man ihn gern an, englischer Sitte folgend, die in Sachen der Herrenmode wohl immer tonangebend bleiben wird.

Der erste Kavalierball im Hotel „Kaiserhof" ist glänzend verlaufen wie immer; trotzdem dürfte er diesjährig der

einzige bleiben, denn schon jetzt beginnt sich die sonst erst im März gewohnheitsmäßig eintretende gesellschaftliche Abermüdung, der Bazill der nervösen Abspannung, bemerkbar zu machen. Graf Conrad Lüttichau, ein Vetter des Schloßhauptmanns von Friedrichskron, der ehemals, so lange er dem Gardekürassierregiment angehörte, die Kavalierbälle leitete, ist als Kommandeur des Regiments Geßler nach Deutz versetzt worden, und an seine Stelle ist Graf Ferdinand Brühl getreten, Major à la suite der Gardedukorps und Adjutant des Kriegsministers. Als Vortänzer und Arrangeur figurierte ein Herr mit noch berühmteren Namen, der Freiherr Bernhard von Humboldt-Dachröden, und es muß gesagt sein, daß er sich in bezug auf die Ordnung der Dinge seines Großvaters und Großonkels würdig erwies. Wer alles zugegen war? Nun — so ziemlich alles, was zum Hofe gehört und ihm nahesteht: ein blendender Flor junger Schönheiten in schimmernden Toiletten und dazu fast das gesamte tanzfähige Offizierkorps der Garde. Auch Fürsten und Prinzen und feinsinnige Diplomaten, aber wenig Parlamentarier von Ruf. Doch einer: der Freiherr von Stumm-Hallberg, der prächtig aussah mit seinem schön gepflegten Vollbart — der sich an jenem Abend freilich auch noch nicht über den Geheimrat Wagner so bitter hatte ärgern müssen. Das unterbliebene Duell Stumm-Wagner hat drei Tage lang als Gesprächsstoff dienen müssen; es hat die leidige Affäre Kotze-Schrader überholt und auch die höchst interessante Tatsache, daß der Erbe eines berühmten gräflichen Namens nun doch nicht die jüngste der Barrisons, die liebliche Fifi, heiratet, in den Hintergrund gedrängt. Baron Stumm ist lieb Kind überall: beim Könige, bei Hofe und bei den Trägern der vornehmsten Namen unserer Gesellschaft. Kein Wunder also, daß man dem schneidigen Herrn recht gibt und Ach und Weh über den Gelehrten mit der goldenen Brille schreit, der das ihm angetragene Duell „ehrlos" abgelehnt hat. Ehrlos — nur sanft, meine Herren! Es wird viel Mißbrauch mit dem Begriff der Ehre getrieben. Ich habe gar keinen Grund, mich für Adolf Wagner ins Zeug zu werfen, aber ich muß offen bekennen, daß er auch vom sogenannten Kavalierstandpunkte aus nur richtig gehandelt hat,

wenn er erklärte: „Gut, ich will das, was Herr von Stumm als Beleidigung empfunden hat, zurücknehmen, wenn er auch seine, mich beleidigenden Äußerungen revoziert.“ Ebenso korrekt war sein Ersuchen um Bildung eines Ehrengerichts. Man kann ihm, meiner Ansicht nach, keinen Vorwurf machen. Solange im Ehrenkodex der modernen Gesellschaft das Duell seine verhängnisvolle Rolle spielt, wird es nicht aus der Welt zu schaffen sein. Aber ein klein wenig spricht bei Duellfragen die ruhige Erwägung und die gesunde Vernunft doch auch noch mit. —

Der diesjährige Presseball ist prächtig und farbenbunt wie sonst verlaufen. Auch der Reichskanzler Fürst Hohenlohe erschien auf ein halbes Stündchen in Begleitung seines Adjutanten, des Grafen Schönborn, des Herzogs von Ratibor und des Ministers des Königlichen Hauses. Natürlich war die Freude darob groß. Caprivi hat sich von den Veranstaltungen der Presse stets ängstlich ferngehalten, und an Stelle Bismarcks erschien gewöhnlich Graf Herbert, sein Sohn. Der General-Intendant der königlichen Schauspiele, der sonst nie zu fehlen pflegt, war diesmal nicht erschienen. Verschiedene Blätter haben sich darüber recht wenig liebenswürdig ausgesprochen. Mit Unrecht, denn die Abwesenheit des Grafen Hochberg hatte einen erklärlichen Grund; er war einfach anderweitig in Anspruch genommen. Mit der Verausgabung der Eintrittskarten war das Ball-Komitee diesmal ziemlich streng vorgegangen. Man hatte nur die Koryphäen des Theaters aufgefordert — die dii minorum gentium, die dem Gesamtbilde des Presseballs eine nicht gerade sehr angenehme pikante Beimischung gaben, fehlten. Bei weitem weniger gelungen war der acht Tage früher von der Genossenschaft deutscher Schriftsteller im Wintergarten veranstaltete Ball. Das war eine langweilige Geschichte und eine Gesellschaft, die man, alles in allem, nicht gerade vornehm nennen konnte, obschon die ersten und besten Namen aus der Literatur dem Komitee angehörten, das man leider nicht sah.

Der gestrige Hofball im königlichen Schlosse war von der ganzen Elite der Berliner Gesellschaft besucht. Das Zeremonienamt hatte 2000 Einladungen verschickt, und die Zahl der Erschienenen mochte diese Ziffer annähernd wohl erreichen. Vor Beginn des Tanzes fand wie gewöhnlich im Weißen Saale ein

Cercle vor den Majestäten statt. Die Kaiserin, die von dem Großherzog von Baden, der preußische Ulanenuniform trug, geführt wurde, erschien in einer lichtblauen, leicht ins Grünliche spielenden Atlasrobe, die reich mit Brillanten geschmückt war, dazu einen breiten goldenen Gürtel, Collier und Halsschmuck und die Dekoration des Schwarzen Adlerordens. Der Kaiser führte die Prinzessin Heinrich in weißlich-gelbem, mit Goldstickereien verziertem und mit Buketts aus Margueriten geschmücktem Atlas. Dann folgte Prinz Heinrich mit der Prinzeß Friedrich Carl, die hellblauen Sammet mit Pelzverbrämung und wundervoller Stickerei auf dem weißen Devant trug — Prinzessin Friedrich von Hohenzollern in lichtgrauem Damast mit rotem Sammet, die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen und die Prinzessin Friedrich Carl von Hessen in weißer Seide — der Erbprinz von Koburg-Gotha, Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin, Prinz Max von Baden, Prinz Ernst von Altenburg und andere Fürstlichkeiten. Nach Beendigung des Cercle, der dem Kaiser Gelegenheit gab, namentlich mit den anwesenden fremdländischen Diplomaten liebenswürdige Worte zu wechseln, begann der Tanz unter Anführung des Baron Humboldt-Dachröden, dessen ordnende Kunst man auch bei Hofe zu schätzen weiß. Den Eröffnungswalzer bildete, wie schon seit langen Jahren, die „Schöne blaue Donau", dann kam das unvermeidliche Königin-Menuett an die Reihe, an dem sich auch Prinz Max von Baden, der stattlich und hübsch in seiner schmucken Kürassieruniform aussah, mit der Prinzeß Heinrich beteiligte. Prinzessin Friedrich Carl von Hessen tanzte mit einem jungen Leutnant vom ersten Garderegiment; Baron Humboldt, der den Ball mit der Komtesse Bassewitz eröffnete, hatte die zwanzigjährige Prinzeß Margarethe Radziwill engagiert, die ihrer Mutter, einer Prinzessin Sapieha, ähnlich zu werden beginnt. Zwei Polkas, zwei Contres, ein Lancier, eine Quadrille, ein Galopp und ein prächtiger Kotillon folgten. Um ½11 Uhr wurde das Souper an den Büfetts eingenommen; gegen eins begann der Aufbruch, und wer eine Stunde später am Schlosse vorüberging, der konnte das riesige Gebäude bereits wieder in tiefem Dunkel liegen sehen.

Vom zweiten Kavalierball — Im Palais Radziwill — Schloßball bei den Majestäten

8. Februar

Es geht noch immer recht lebhaft zu in der Gesellschaft. Die nervöse Ermüdung, die ich in einem meiner letzten Briefe auf Grund längerer Erfahrungen prophezeite, ist noch nicht eingetroffen. Man hat sich sogar gegen die anfänglichen Absichten zu einem zweiten Kavalierball entschlossen, der abermals in den Festräumen des Hotels „Kaiserhof" stattfand und der dem ersten an Glanz und Fülle in keiner Weise nachstand. Wieder leitete Baron Humboldt-Dachröden die Tänze. Ich beneide den schlanken Offizier um seine unglaubliche Ausdauer. Er ist einer der begehrtesten Kavaliere der Saison und fehlt bei keiner größeren Festlichkeit. Tagsüber Frontdienst in Potsdam und in den Nachtstunden Dienst auf dem Parkett des Salons — — nein, es ist doch nicht wahr: wir sind keine nervösen Leute! Wer den Zyklon einer Gesellschafts-Saison über sich ergehen lassen kann, ohne daß die Nerven sich sträuben, der ist beneidenswert gesund. Von Fürstlichkeiten und bekannteren Erscheinungen sahen wir u. a. den Erbprinzen von Sachsen-Koburg-Gotha, dessen jugendlicher Gestalt man diesjährig viel auf Bällen und Soireen begegnet und dessen Uniform, die des ersten Garderegiments, auch schon der Stern des Schwarzen Adlers schmückt — den Prinzen Ernst von Weimar, gleichfalls noch ein blutjunger, tanzlustiger Herr, den Prinzen Max von Hohenlohe, einen stattlichen Kürassier, der zum Generalstabe kommandiert ist und sicher nicht ungern seine westfälische Garnison mit der Residenz vertauscht hat, sowie dessen Gemahlin, eine geborene Gräfin Hatzfeldt, die älteste, 1865 geborene Tochter unseres Botschafters in London.

Auch die Fürsten Anton und Ferdinand Radziwill haben in den letzten Tagen der Saison ihren Tribut gezollt. Das Ballfest im Palais des Fürsten Anton gehörte zu den glänzendsten Festlichkeiten dieses an Gesellschaftsprunk so reichen Winters. Von souveränen Häusern waren Sachsen-Meiningen, Weimar, Koburg und Anhalt durch ihre jüngeren Prinzen vertreten. Fast das gesamte Corps diplomatique, an seiner Spitze

Lord und Lady Malet, Herr Herbette mit Gemahlin und Sohn, die Grafen Lanza und Szögyeny, war mit einem ganzen Blütenflor von Damen erschienen. Dazu hatte das Offizierkorps unserer Garde ein stattliches Aufgebot gestellt — handelte es sich doch um einen Ball, bei dem man tanzfähiger Herren bedurfte, und noch dazu um ein Fest zu Ehren dreier jugendlicher Schönheiten, die zurzeit als Gäste im Hause des Fürsten am Pariser Platz weilen: der Prinzessin Doda Radziwill und ihrer Kusinen, der beiden Komtessen von Oppersdorff. Prinzessin Doda — der Name ist eine russifizierte Abkürzung für Dorothea — ist die älteste Tochter des in Warschau lebenden Prinzen Matthias Radziwill, der mit einer Gräfin Krasinska vermählt ist. Die Komtessen Marie-Anna und Eleonore Oppersdorff sind die jüngeren Schwestern der bei ihrem Gatten in Konstantinopel weilenden Fürstin Johanna Radolin; der Fürst, der unter der kurzen Regierung Kaiser Friedrichs an Stelle der neunperligen die geschlossene Krone erhielt, war in erster Ehe mit einer Engländerin aus dem alten Geschlecht der Howard Wakefields vermählt und heiratete vor drei Jahren die Komtesse Oppersdorff. Die genannten drei Damen sind bei Gelegenheit der letzten großen Cour bei Hofe vorgestellt worden und erregten schon dort durch ihre Schönheit und ihren Liebreiz allgemein Bewunderung. Erst gegen Mitternacht kam die Erfrischungspause des Soupers, dann begann sofort der Kotillon, der mancherlei originelle Überraschungen in Fülle bot. Unter anderem erschien die Komtesse Marie-Anna Oppersdorff in chinesischem Kostüm in einer von vier Mandarinen getragenen glanzausströmenden Sänfte und teilte entzückende Andenken aus, indes die Komtesse Elenore und Prinzessin Doda Blumen streuten. In der fünften Morgenstunde endete die Festlichkeit, deren Gastgeber, der Fürst Anton und seine Gemahlin, die Fürstin Marie, eine Marquise von Castellane aus altem provençalischem Hause und zugleich eine Enkelin des Fürsten von Talleyrand-Périgord, auch an diesem Abend wieder einmal zeigten, daß die Liebenswürdigkeit der Radziwills sich nicht umsonst einer sprichwörtlichen Berühmtheit erfreut.

Dem Fürſten Anton folgte geſtern ſein Vetter Fürſt Ferdinand Radziwill, Herzog von Olyka und Graf von Przygodzice, wie er mit ſeinen vollen Namen heißt (im Gegenſatz zum Fürſten Anton, der ſeit der Erbteilung 1876 Herzog von Nieswiez und Graf von Mir iſt), mit einer großen Ballfeſtlichkeit in ſeinem Berliner Palais, Behrenſtraße 47. Auch dieſer Ball fand zu Ehren der Tochter des Hauſes ſtatt, der Prinzeſſin Margarethe, die Ende vorigen Jahres ihr zwanzigſtes Lebensjahr vollendet hat und zu den anmutigſten Erſcheinungen unſeres Hofes gehört. Natürlich war auch der befreundete Vetter vom Pariſer Platz mit ſeinen Damen geladen, und zudem noch der Fürſt und die Fürſtin Fürſtenberg, der Ober-Jägermeiſter Fürſt Pleß mit Gemahlin und deren Schwiegerſohn, der Graf Friedrich Solms, älteſter Sohn erſter Ehe des Baruther Fürſten zu Solms, ferner der Ober-Hof- und Haus-Marſchall Graf Auguſt Eulenburg mit ſeiner Gattin, geb. v. Witzleben, die Gemahlin des Hausminiſters von Wedel und Tochter, Graf Szögyeny und Gattin, der Zeremonienmeiſter Baron Schrader, General Graf Alten mit ſeiner Gemahlin, einer Niederländerin von Geburt, und beider Tochter, die Komteſſe Eliſabeth, Graf Arnim-Muskau und Gattin — — es würde zu weit führen, auch nur die bekannteſten Namen unter den ungefähr zweihundert Geladenen anzuführen. Es war ein glänzendes Feſt, das die Gaſtfreundlichkeit des Hausherrn und ſeiner dem altlitauiſchen Bojarengeſchlecht der Fürſten Sapieha entſtammenden Gemahlin jedem Anweſenden unvergeßlich machte.

Der letzte Schloßball bei den Majeſtäten vereinigte nur die Intimeren des Hofes um die Allerhöchſten Herrſchaften. Dagegen ſoll der Faſtnachtsball, zu dem das Zeremonienamt umfaſſende Vorbereitungen trifft, den ganzen Prunk kaiſerlicher Repräſentation entfalten. Ein großer Teil der zu den Radziwills geladenen Herrſchaften, unter ihnen der Fürſt Anton ſelbſt, vereinigte ſich am Sonntag wiederum zu einem größeren Ballfeſt, das der General Freiherr v. Zedlitz-Leipe im Blücherſchen Palais an der Königgrätzer Straße gab. Der General, der zuletzt die dritte Gardekavalleriebrigade kommandierte, gehört zu den beliebteſten der älteren Kavaliere der Berliner Geſell-

schaft. Seine Gattin ist die Tochter des ehemaligen belgischen Gesandten an unserem Hofe, Baron von Nothomb; die belgische Gesandtschaft unter ihrem derzeitigen Chef, dem Baron Greindl, war denn auch fast vollzählig auf dem Feste der Generalin erschienen. Heute findet, den ergangenen Einladungen zufolge, bei dem Oberst L. V. Swaine, Militär-Attaché der großbritannischen Botschaft, eine Soiree statt, zu der die Elite der englischen Kolonie erwartet wird. Morgen wiederum wird der bayerische Gesandte die Salons seines schönen neuen Palais in der Voßstraße der Gesellschaft öffnen — — der Karneval ist in vollem Gange. Nur die Kaiserin Friedrich flüchtet vor den lustigen Klängen der Ballmusik, die allüberall ertönen; sie ist gestern Mittag nach Vlissingen abgereist, um von dort aus die Fahrt nach dem stillen Wight fortzusetzen, in dessen erquickender Seeluft auch ihr unvergeßlicher hoher Gemahl gern zu weilen pflegte.

Subskriptionsball im Opernhause — Wohltätigkeitsfest der Bühnengenossenschaft — Theater der Hofgesellschaft — Auf der italienischen Botschaft — Bei Exzellenz Stephan

15. Februar

Sind diesjährig zu dem großen Subskriptionsball im Königlichen Opernhaus mehr Karten verausgabt worden als sonst, oder bilde ich mir nur ein, daß es niemals so drückend, so fürchterlich, so unbarmherzig voll gewesen ist wie am Mittwoch Abend? —

In den ersten zwei Stunden war es geradezu unerträglich. Man glaubt zu schieben, und man wird geschoben. Dann bringt das Erscheinen der Majestäten und des Hofes eine kurze Stauung hervor. Enger und enger preßt sich die befrackte Menschheit zusammen, die Hälse werden lang — — ah, da ist der Hof! Ein Beamter der Intendanz stürzt sich wagemutig in die menschliche Flut, um den hohen Herrschaften den Weg zu bahnen. Dann erscheint Graf Hochberg, diesmal nicht im Kammerherrnfrack, den er gewöhnlich zu tragen pflegt, wenn der Kaiser

eins seiner Theater besucht, sondern in der vorschriftsmäßigen Uniform des General-Intendanten, an seinem Arm eine der Hofdamen der Kaiserin, ich glaube Fräulein von Gersdorff. Hinter ihm werden die Majestäten sichtbar — der Kaiser in Husarenuniform, mit frisch gerötetem Gesicht, liebenswürdig, lächelnd, nach allen Seiten hin grüßend, die Kaiserin in einer Robe aus roter Seide mit Silberstickerei, mit der Dekoration des Schwarzen Adlers, im vollen Schmucke der wundervollen Brillanten des Kronschatzes. Dann folgt Prinz Heinrich mit der Prinzessin Friedrich Carl in Lichtblau, Prinz Maximilian von Bayern mit der Prinzeß Heinrich in Meergrün, Prinz Friedrich von Hohenzollern mit der Prinzeß Leopold, Prinz Ernst von Weimar mit der Prinzessin Friedrich Hohenzollern — ein glänzender Zug, der sich langsam zu den Klängen der Kückenschen Polonäse durch den Saal bewegt. Der engere Hofkreis blieb etwa bis gegen elf Uhr, und da sich um diese Zeit auch ein Teil der Gesellschaft zurückzog, so wurde die Bewegungsfreiheit für den Einzelnen allmählich eine bequemere. Man konnte sich wenigstens umschauen, diesen und jenen begrüßen und konnte sogar in beginnendem Übermut den Versuch eines Walzers wagen. Ja wahrhaftig — was man in der ersten Stunde gar nicht für möglich gehalten hätte, geschah — es wurde getanzt! Das Offizierkorps war zahlreich vertreten, und als in der zwölften Stunde auch vereinzelte Damen des Theaters und des Königlichen Balletts, — Gott sei Dank! nur die jüngeren und hübscheren — auf der Bildfläche auftauchten, da sah man die Kecken unserer Garderegimenter vielfach Arm in Arm mit den Huldinnen Thalias und Terpsichores. Wie immer, so war auch diesmal an schönen und geschmackvollen Toiletten kein Mangel. Aber auch sehr schlichte, vereinzelt sogar recht dürftige zeigten sich dem Auge. Daß sich Straßentoiletten in das glänzende Bild des Abends mischen konnten, ist einfach unbegreiflich, zumal auf den Eintrittskarten der Ballanzug vorgeschrieben ist. Vom diplomatischen Korps fehlten nur wenige. Unter den Damen, die in der für das Corps diplomatique reservierten Loge Platz genommen hatten, fielen in erster Linie die bildhübsche Tochter des amerikanischen Gesandten und die Gattin

des Obersten Ferrer von der spanischen Botschaft, eine Schönheit von eigenartig pikantem Gepräge, auf. Japan und China, der Vicomte Aoki Siuzo und Herr Hsii-Ching-chäng, saßen friedlich beieinander, und hinter ihnen tauchte das schokoladenbraune Antlitz des Herrn Delorme, Gesandten Haitis, auf. Inzwischen war es auch in den Restaurationsräumen lebendig geworden, in denen, wie schon seit vielen Jahren, der Hoflieferant Borchardt das Zepter führte; bei einer Flasche Pommery konnte man das „gedrückte Empfinden" der ersten Ballstunden vergessen. —

Ein paar Tage vorher fand im Hotel „Kaiserhof" ein Ball von erheblich anderer Prägung statt: ein Wohltätigkeitsfest zum Besten der Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen. „Gesindeball" war er getauft worden, weil die Geladenen die Verpflichtung hatten, im Domestikenkostüm zu erscheinen — boshafte Zungen hatten ihn ähnlich klingend, aber unhöflicher genannt. Damen der Gesellschaft waren nicht zugegen, dagegen fast alles, was der Bühne angehört: die Heldinnen und die Naiven, Soubretten und sehr niedliche Choristinnen, Primadonnen und Ballerinen — die ganze und auch die halbe Welt unserer Theater. Es war ein Ball für fröhliche Junggesellen und solche, die es zu sein vorgeben, wenn sie den Trauring in der Westentasche tragen. Man amüsierte sich köstlich und konnte es auch. Wer mit Jenny Groß oder einer anderen Brillantenkönigin einmal durch den Saal promenieren wollte, mußte zuerst einen goldenen Obolus zum Besten der Bühnengenossenschaft erlegen. Es kam eine ganze Menge zusammen; auch für die Witwe des beim Untergang der „Elbe" ertrunkenen Regisseurs Baumann wurde gesammelt — und so gab der wohltätige Zweck dem lustigen Fest eine besondere Weihe.

Wohltun trägt Zinsen — man ist sehr wohltätig in diesem, an harten Schicksalsschlägen reichen Jahre. Wo die Kreise der Bühne sich im Dienste der Pieta zusammenfinden, da darf auch die Hofgesellschaft nicht nachstehen. Heute Abend findet im Neuen Theater eine von Mitgliedern des Hofes arrangierte Wohltätigkeits-Vorstellung statt, deren Generalprobe ich gestern beiwohnen konnte. Das wunderhübsche kleine Theater

am Schiffbauerdamm eignet sich für derartige Zwecke ausnehmend gut; es war auch schon zur Probe bis auf den letzten Platz mit einer eleganten Gesellschaft gefüllt. Ein altes französisches Lustspiel, „Embrassons-nous“ von Lefranc und Labiche, eröffnete die Vorstellung. Max Grube, der Oberregisseur unseres Schauspielhauses, hatte es mit Geschick in Szene gesetzt. Das anmutige kleine Kostümstück wurde gewandt gespielt; besonders die Träger der Hauptrollen, die schöne Baronin Greindl, Gattin des belgischen Gesandten, und der Graf Görtz-Schlitz entledigten sich ihrer Aufgabe mit erstaunlicher schauspielerischer Gewandtheit. Es folgte die vom Hofopernsänger Liebau inszenierte bekannte Bialsche Operette „Der Herr von Papillon“. Die weibliche Hauptrolle sang und spielte mit reizender Anmut die Gemahlin unseres früheren Botschafters in Rom, Frau von Keudell, bekanntlich eine Tochter des verstorbenen Herzogs Ernst von Württemberg aus seiner Ehe mit der zu einer Frau von Grünhof erhobenen Natalie Eschhorn. Frau von Keudell ist gleich ihrem Gatten sehr musikalisch. Dem französischen Lustspiel und der deutschen Operette reihte sich als drittes Glied ein amüsanter englischer Schwank an: „Kleine Mißverständnisse“ in der Bearbeitung von Alexander Bergen und inszeniert vom Hofschauspieler Vollmar. Auch dieser Einakter wurde flott heruntergespielt. Baron Humboldt-Dachröden vom ersten Garderegiment, Major Prinz Ratibor von den zweiten Gardedragonern, die Herren von Stutterheim und von Behr und der Graf Otto Castell-Rüdenhausen hatten die männlichen Hauptrollen inne; Fräulein Clara von Wedel spielte die weibliche Hauptrolle; Fräulein von Schmidthals war ein sehr hübsches Kammerzöfchen, mit dem Herr von Forstner als Bedienter Johann höchst drollig scharmierte.

Der Abend des Subskriptionsballes brachte auch noch an anderer Stelle ein großes Fest. Graf Lanza di Busca, der italienische Botschafter, hatte seine Kollegen von der Diplomatie mit ihren Damen und einen Teil der vornehmeren Berliner Gesellschaft zu elf Uhr zu einer Tanz-Soiree geladen. Der Graf wohnte zunächst dem Rundgange des Kaiserpaares im Opernhause bei, allerdings ohne seine Gemahlin, die erkrankt

sein soll; mit ihm verschwand ein großer Teil der eleganten Welt vom Subskriptionsballe, um sich bald darauf in den schönen Räumen der italienischen Botschaft wieder zusammenzufinden, wo an Stelle der Frau vom Hause die Gattin des Botschaftsrats Grafen Calvi di Bergolo die Honneurs machte. Der Vorgänger des Grafen Lanza, der alte Graf Launay, war mit seiner Gattin in der Berliner Gesellschaft so beliebt, daß Graf Lanza anscheinend schweres Terrain hatte; seine große persönliche Liebenswürdigkeit haben ihm aber rasch die Herzen erobert. Der Verlauf des gestrigen Balles bewies das wieder. Von Fürstlichkeiten wohnten dem Feste u. a. bei: Prinz und Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, Prinz Ernst von Sachsen-Weimar, Rittmeister bei den zweiten Gardedragonern und überdies „Dr. jur.", Fürst Anton Radziwill mit seinen Damen, Fürst Lichnowsky, Prinz Eduard Salm-Horstmar, Kommandeur der ersten Gardekavalleriebrigade, mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin Schimmelmann, und ihrer ältesten zwanzigjährigen Tochter, Prinz und Prinzessin Max Hohenlohe, Rittmeister Prinz Arenberg — dazu ein Schwarm von Offizieren und Kavalieren im Frack und ein ganzer Flor junger Damen. Der unermüdliche Baron Humboldt machte auch hier wieder den Vortänzer. Der Abend vorher gehörte dem Postminister, Exzellenz Stephan, der an vierhundert Gäste bei sich sah, unter ihnen die meisten der in Berlin akkreditierten Gesandten. Auch Herr v. Berger war anwesend, der ehemalige deutsche Gesandte in Guatemala, der an Stelle des in letzter Zeit viel genannten Herrn Payer demnächst auf seinen alten Posten in Zentral-Amerika zurückkehren wird. Nun könnte ich auch noch von den Bällen, die letzthin bei Frau von Schmidthals, geborenen von Bentinck, deren Tochter diesjährig zum ersten Male bei Hofe erschienen ist, und die heute Abend in der Wohltätigkeitsvorstellung im Neuen Theater mitwirkt, und bei Frau Geheimrat von Frerichs stattfanden, und schließlich noch von dem glänzend gelungenen Winterfest des deutsch-österreichischen Alpenvereins in der Philharmonie erzählen — aber der Raum ist knapp, und wenn auch die Feste selbst sich wenig ähneln, so gleicht sich doch ihre Schilderung auf dem Papier nur allzu

leicht. Und ich will den Leſer nicht frühzeitig ermüden; bis zum Aſchermittwoch ſind noch vierzehn Tage Zeit, und auch bei Hofe iſt man mit den diesjährigen Luſtbarkeiten noch nicht am Ende.

Vom Bismarck-Kommers der Berliner Hochſchulen

3. März

Der Bismarck-Kommers, den die Studierenden an den Berliner Hochſchulen am Freitag abend im Saale der Brauerei Friedrichshain feierten, gehört zu jenen Stunden, die man auf Lebenszeit nicht zu vergeſſen pflegt. Es war eine gewaltige Kundgebung, eine ſtürmiſche Demonſtration für den großen Mann von Friedrichsruh, deſſen führende Hand wir alle gerade in dieſen Zeiten ſo ſchmerzlich vermiſſen. Wunderbar war ſchon das Geſamtbild, das der rieſige Saal bot: die Banner und Fahnen, die von den Wänden flatterten, das Grün der Lorbeerbüſche, aus dem die Büſten der drei Kaiſer, denen Bismarck gedient hat, hervorragten, und dann im hellen Lichte der elektriſchen Ballons die tauſendköpfige Verſammlung — die ganze ſtudentiſche Jugend der Reichshauptſtadt mit ihren buntfarbigen Abzeichen, Generalsuniformen, zahlreiche Diplomaten und bekannte Reichstagsabgeordnete, Freunde des Alt-Reichskanzlers — ein glänzendes Bild. An einer der Ehrentafeln ſaß unter den Miniſtern auch der derzeitige Kanzler, Fürſt Hohenlohe, die kleine zierliche Geſtalt ein wenig gebeugt, aber das feine Greiſengeſicht noch friſch und hell von Augen. Neben ihm hatten ſeine beiden Söhne Platz genommen, dann kam Herr von Köller, der Miniſter des Innern, der ſich bei der neulichen Literaturdebatte im Landtag ein ſo wunderbares Monument errichtet hat, daß ihm noch über das Grab hinaus der Beiname eines Protektors aller freien Künſte gebührt, dann der Kultusminiſter und Herr von Berlepſch, der Miniſter für Handel und Gewerbe. Herr von Boetticher fehlte; er fehlt gewöhnlich, wenn es ſich um eine Ehrung für Bismarck handelt. Von bekannten Militärs bemerkte man noch die Generale v. Spitz, v. Grolmann, v. Falkenhauſen, Auguſtin, Bergmann,

von Abgeordneten den Frhrn. von Stumm, der häufig etwas nervös mit den schlanken Fingern den graumelierten Bart strich, die gedrungene Gestalt des Prinzen Carolath, den behäbigen Führer der Deutsch-Konservativen, Baron Manteuffel, den Grafen Limburg-Stirum, Professor Adolf Wagner, der Herrn von Stumm beständig den Rücken wendete, u. a. Der Kommers begann mit dem Weihelied „Auf Brüder", dem nach dem Eröffnungstoast auf den Kaiser als zweites Allgemeines das von dem stud. art. Warncke gedichtete prächtige Bismarcklied folgte. Es hub also an:

„Nun steige der Begeistrung Flamme
Hellodernd auf in unserm Sang,
Dem Manne gilt's vom deutschen Stamme,
Dem Helden, der den Drachen zwang,
Der an des Rheines Rebenborden
Gepflanzt des Reiches mächt'gen Baum,
Dem Mann, durch den zur Wahrheit worden
Der Väter sehnsuchtsvoller Traum."

In vollem Chor rauschte der Sang durch den Saal. Eine kräftige Melodie gab den begeisterten Versen harmonische Unterlage — es klang, wie ein Jauchzen und Jubeln. —

Vom verstorbenen Sacher-Masoch — Hammerstein-Loxten und die Ypsilons

17. März

Es ist eine ganze Reihe von Jahren her, als ich die persönliche Bekanntschaft des jüngst im Irrwahn verstorbenen Sacher-Masoch machte. Er hatte damals soeben seine Monatsrevue „Auf der Höhe" gegründet und war nach Berlin gekommen, um Mitarbeiter für sie zu werben. Er suchte auch mich auf, und es waren ein paar sehr anregende und unterhaltende Stunden, die ich derzeitig mit ihm verlebte. Sacher-Masoch war kein hübscher Mensch, aber eine interessante Erscheinung. Man sah ihm ohne weiteres seine slavische Abstammung an. Er besaß ein ungemeines Erzählertalent und vor allem die Begabung, in höchst reizvoller Weise zu plaudern;

ich glaube, daß er auch gern ein wenig aufschnitt, aber es geschah dies immer auf eine so liebenswürdige Art, daß man ihm nicht böse sein konnte. Wenn er z. B. von seinen Reitpferden schwärmte, so konnte man ziemlich sicher sein, daß er überhaupt keine besaß. Seine Phantasie ging gern mit ihm durch. Man weiß, daß diese mächtig arbeitende, heiße, schwer zu zügelnde Phantasie auch nicht immer günstig auf sein literarisches Können einwirkte. Das Weib in der Pelzjacke und mit der Knute in der Hand, jener pikante Dämon, den er zuerst in seiner „Venus im Pelz" mit allerdings großer Meisterschaft schilderte, taucht in allen seinen Geschichten auf. Als er mit der Redaktion eines inzwischen eingegangenen belletristischen Blattes wegen seines Romans „Die Seelenfängerin" unterhandelte, schrieb ihm die Redaktion bittend zurück, er möge gütigst etwas weniger blutdürstig sein und nur einige der handelnden Personen am Leben lassen, — dann wolle man den Roman gern bringen. Die Familienblätter haßte Sacher-Masoch; er räsonierte mir gegenüber bitter über ihren, den Geschmack versimpelnden Inhalt. „Auf der Höhe" sollte ihnen geharnischte Konkurrenz machen. Die „Revue de deux mondes", die viele Arbeiten Sacher-Masochs, der das Französische so gut wie das Deutsche beherrschte, gebracht hatte, war ihm das Vorbild für die neue Monatsschrift, von der er sich viel versprach und von deren Erträgnissen er eine endliche Regelung seines immer bedenklich schwankenden Budgets erhoffte. Aber Sacher-Masoch war trotz der redlichsten Mühe, die er sich gab, ein schlechter Redakteur; vor allem hatte er keine Ahnung von dem, was das Publikum wünscht. Er war auch zu eitel, um sich belehren zu lassen; ein leiser Zug von Größenwahn lebte immer in ihm. Es ist bekannt, daß er selbst einmal seinen allerdings herrlichen „Don Juan von Kolomea" die markanteste deutsche Prosadichtung seit Goethes „Werther" genannt hat. Wenn Sacher-Masoch von der eigenen literarischen Produktion sprach, war er durchaus nicht bescheiden. Die ersten Hefte von „Auf der Höhe" sollten die Fortsetzung seines Novellenzyklus „Das Vermächtnis Kains" bringen. Er erzählte mir davon, und es wird mir unvergeßlich sein, daß er seinen Zyklus der „Göttlichen Komödie" Dantes

zur Seite stellte. Im übrigen kann ich aber nur sagen, daß mir Sacher-Masoch als ein sehr liebenswürdiger, geistreicher Gesellschafter erschienen ist. —

Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Anekdote, der Landwirtschaftsminister Freiherr von Hammerstein-Loxten habe bei Gelegenheit irgendeines Festes Anton von Werner gefragt: „Malen Sie auch?“ . . . Ich bezweifle aus verschiedenen Gründen die Wahrheit dieser Anekdote. Zunächst, weil sie mir in etwas anderer Form schon vor Jahren erzählt worden ist. Damals hatte ein mir bekannter Maler, nennen wir ihn X., den Auftrag bekommen, einen deutschen Standesherrn, nennen wir ihn Graf Y., zu porträtieren. X. war Gast auf der wundervollen Besitzung des Grafen Y. im Schwarzwald. Die Ypsilons haben aus „traditionellen Gründen“ seit Jahrhunderten immer nur in der Familie geheiratet. Das rächte sich insofern, als von den einzelnen Gliedern des Geschlechts die meisten als armselige Troddel zur Welt kamen. Auch das gegenwärtige Haupt der sehr reichen und begüterten Familie ist nichts weniger als eine hervorragende Kapazität; es interessiert sich außerordentlich für Hunde und Pferde, während Literatur, Kunst und Wissenschaft ihm böhmische Dörfer sind. Eines Tages beim Diner — die Diners im Y.'schen Schlosse sind stets ganz hervorragend — kam das Gespräch auch auf Malerei. Erlaucht der Herr Graf erkundigte sich bei X., wer zurzeit Direktor der Berliner Akademie sei. „Anton von Werner“, antwortete X. „Ah — so — der?“ antwortete Erlaucht mit seiner näselnden Stimme: „Sagen Sie mal, lieber Herr X., malt denn der Herr von Werner auch selbst?“

Das ist eine wahre Geschichte, und da sie der von Herrn von Hammerstein erzählten wie ein Ei dem anderen gleicht, so glaube ich die zweite nicht so recht. Im übrigen ist der Minister von Hammerstein auch nicht der Minister v. Köller. Vor Jahren war ich einmal mit ihm zusammen und saß nach einem guten Diner mit ihm, mit dem Minister Thielen und dem Grafen Wilhelm Bismarck am gleichen Tische bei schäumendem Pschorrbräu. Weder Hammerstein noch Thielen hatten damals schon ihre Portefeuilles; sie arbeiteten zum Wohle Hannovers

und stritten sich in für mich sehr interessanter Weise über die Vorteile der Kanäle im Gegensatz zu den Eisenbahnen und vice versa. Dann wurde das Gespräch allgemeiner, und — ich kann mir nicht helfen, — der Eindruck, den ich damals von unserem jetzigen Landwirtschaftsminister gewann, war kein solcher, daß er mich berechtigt hätte, die obenerwähnte über ihn kursierende Anekdote für glaubhaft zu halten . . .

Bazar der Hofgesellschaft im Hotel Kaiserhof

22. März

Wenn die vornehme Welt wohltätig wird, amüsiert sie sich auch gern dabei; die bekannte Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen ist in den Diensten der heiligen Pietas am beliebtesten. Besser konnte für das neue „Marienheim", das unter dem Protektorat hoher und höchster Herrschaften zum Wohle der weiblichen Jugend aus den unteren Volksschichten ins Leben gerufen werden soll, auch gar nicht Propaganda gemacht werden als durch den glänzenden Bazar, den die Hofgesellschaft am Montag im großen Saale des Hotels Kaiserhof arrangiert hatte. Der vornehme Raum war malerisch geschmückt. Die Mitte der einen Breitseite nahm der Blumenstand mit seinem duftenden und blühenden Inhalt ein, und um ihn gruppierten sich die übrigen Zelte, in denen die liebenswürdigste und anmutigste Weiblichkeit die Hände offen, weit offen hielt. Die Kaiserin, die durch die Erkrankung des Prinzen Joachim an das Bett ihres Kindes gefesselt war, hatte sich durch die Prinzessin Friedrich Leopold vertreten lassen; im übrigen sahen wir von Fürstlichkeiten noch den Prinzen und die Prinzessin Albert von Sachsen-Altenburg, den Erbprinzen zu Stolberg-Wernigerode, den Prinzen Ernst von Weimar, die Fürstin Hohenlohe und die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, die sich als Protektorin des Bazars eigenhändig und angelegentlich mit dem Verkauf von Blumen befaßte. Aber sie war nicht die einzige Blumenfee. Neben ihr schalteten und walteten noch andere Huldinnen der Flora, wie die Baronesse Fürstenberg, Frau von Bronsart, die Gattin des Kriegsmi-

nisters, mit ihren Töchtern, die Gräfin Gröben, Generalin von der Planitz, Frau von Hahnenfeld und die beiden anmutigen Töchter des österreichischen Botschafters. Wer besonders bevorzugt war, konnte sich von den Damen selbst eine Rose in das Knopfloch stecken lassen. Ein großes chinesisches Zelt nahm eine der Schmalseiten des Saales ein, und in ihm konnte man sich von der Gräfin und der Komtesse Einsiedel, sowie von der Baronin Bélicz und der Gräfin Nemes, den Gattinnen der beiden Attachés von der österreichisch-ungarischen Botschaft, den Tee kredenzen lassen. Zur Linken des Teezeltes hielt Frau Generalkonsul Landau in einem orientalischen Bazar die farbenleuchtenden Produkte ferner Zonen feil und verschenkte zugleich echt arabischen Kaffee, während auf der anderen Seite Fräulein von Siemens, die beiden Gräfinnen Kanitz und die alle Welt entzückende Miß Hunter in einem russischen Zelt der Wohltätigkeit keinerlei Schranken setzten. In einer Schwarzwälder Bude handelten zwei hübsche Bäuerinnen, die Gräfin Berolding en und Frau von Jagemann, mit Kirschwasser und Uhren, und in ihrer Nähe konnte man von Frau von Schmidthals allerliebste Püppchen erstehen. Frau Geheimrat Jordan und ihre Töchter verkauften Papier und die Prinzessinnen Ratibor und Hohenlohe Meißener Porzellan. Viel umdrängt wurde das spanische Zelt, in dem die Gattin des Botschafters Mendez de Vigo mit Frau von Penalver und Frau Oberst Ferrer, alle drei in der Nationaltracht ihrer Heimat, Fächer und Spitzentücher ausboten. Stark umlagert war auch die „Seelen-Apotheke" der Gräfin Keyserlingk, der die Gräfin Dürckheim und Fräulein von Werner in ihrem schweren Geschäfte getreulich zur Seite standen. Was die arme Seele sich wünschte, war hier zu bekommen: „Anti-Eifersuchtin" und „Liebes-Heilserum" — aber es waren auch apothekermäßige Preise. In einem der kleineren Säle verabreichten Frau von Wedel-Malchow, Lady Whitehead, Mrs. Jackson und die Generalin von Loos Erfrischungen, und im bayrischen Bierstübel, in dem Gräfin Wedel, Frau von Hansemann, Fräulein von Frerichs und Frau Geheimrat Pringsheim als Tiroler Dearndl die Gäste bedienten, konnte man a Maß und a paar Schweinshaxerl bekommen

— wenn man gehörig zahlte. Denn das war die Hauptsache — die neuen Insassen von Marienheim werden der Animierkunst der liebenswürdigen Verkäuferinnen nur dankbar sein können. Es muß eine ganze Masse zusammengekommen sein auf diesem hübschen, bunten und lustigen Wohltätigkeitsbazar! —

Des Alt-Reichskanzlers Ehrentag als Nationalfest

2. April

Dem greisen Paladin Kaiser Wilhelms I. ist an seinem Ehrentage auch das berühmte Hohenzollern-Wetter seines alten Herrn beschieden worden. Goldiger Sonnenschein flimmerte gestern über der Reichshauptstadt, die in glänzendstem Festschmuck prangte. Im Zentrum der Stadt gab es kaum ein Gebäude, von dessen Firsten nicht Flaggen und Wimpel wehten. Der Blick die Linden, die Friedrich- und die Leipziger Straße hinab gewährte einen überraschend schönen Eindruck. Hier waren die Häuserfronten zum Teil mit Teppichen geschmückt; die Fahnen blähten sich im Winde und flatterten weithin über das rastlose Leben auf den Trottoirs und dem Fahrdamm. Feiertagsstimmung allüberall. Vor den Schaufenstern der größeren Geschäfte stauten sich die Passanten, namentlich Unter den Linden, in der alten via triumphalis, durch die der Alt-Kanzler mehr als einmal als Sieger gezogen, umbraust von dem Jubel des Volkes, drängten sich von den Vormittagsstunden ab dichte Menschenmassen. Hier erregte besonders das Schaufenster der Hofjuweliere Gebr. Friedländer die allgemeine Aufmerksamkeit. Fürst Bismarck hat der Firma einen großen Teil seiner kostbarsten Ehrengeschenke zur Aufbewahrung gegeben und bereitwilligst die Erlaubnis zur Ausstellung derselben erteilt. Gegen hundert Trinkhörner und Becher aus Gold und Silber schimmern dem Zuschauer entgegen; ein aus Silber getriebener Schlitten stammt von den Deutschen in St. Petersburg; mit der goldenen, brillantengeschmückten Feder, die Hanaus Goldschmiede dem Einiger des Reiches verehrten, wurde der Friede mit Frankreich unterzeichnet. Inmitten all dieser Herrlichkeiten prangte die Ziffer 80, aus großen Per-

len gebildet. Die Kranzlersche Ecke an der Friedrichstraße war besonders reich mit Girlanden, Emblemen, Lorbeerkränzen und Fahnen dekoriert. Auf dem Balkon des Passage-Panoptikums stand die Wachsstatue Bismarcks in Kürassieruniform; auch im Schaufenster des Castanschen Panoptikums sah man die Gestalt des alten Kanzlers. Das Uhlsche Hotel Bristol war bis zum Giebel mit Teppichen und Wimpeln geziert. Trat man durch den Portikus des Brandenburger Tores, so fiel der Blick auf das neue Reichstagshaus mit seiner goldenen Kuppel, von der herab lustig Fahne an Fahne wehte. In der Leipziger Straße zeigte fast jedes einzelne Schaufenster geschmackvolle Anspielungen auf die Feier des Tages. Die königliche Porzellan-Manufaktur hatte ein wundervoll auf Fayenceplatten von Professor Kips gemaltes Porträt und die bekannte Begassche Büste des Helden ausgestellt. In der Gurlittschen Kunsthandlung sah man schon seit einigen Tagen eine reizvolle und originelle Bronze Professor Donndorfs „Bismarck in Friedrichsruh“ — den Kanzler in Zivil, sitzend, den großen Schlapphut auf dem Kopfe. Aber dem Lokale des Vereins Berliner Künstler in der Wilhelmstraße erhob sich ein großes Transparentbild, nach einer von Professor Woldemar Friedrich entworfenen Skizze von den Malern Bendling, Jacob und Ehrentraut ausgeführt: Genien tragen Bismarck die Fürstenkrone entgegen, während die Göttin des Friedens mit der Palme in der Hand das Wappen der Künstler schirmt.

In der sechsten Abendstunde begann die Auffahrt der zu dem großen Festbankett im königlichen Schlosse geladenen Gäste. Tausende von Menschen füllten die Linden und den Lustgarten. In Hofwagen, Privatequipagen und Droschken rollten die Geladenen heran, blitzende Uniformen, wallende Federbüsche und ein strahlender Ordensglanz unter den zurückgeschlagenen Mänteln. Eine Stunde später flammten in der Stadt die Gaslichter und die elektrischen Ballons auf. Die Illumination begann. Dichter und lebhafter wurde das Treiben in den Straßen. Unter den Linden vermochte man kaum vorwärts zu kommen. Dennoch war die Ordnung musterhaft. In den Privatgebäuden hatte man sich meist auf die Kerzenbeleuchtung

der Fenster beschränkt, aber gerade diese langen Reihen zitternder Flammenpunkte gewährten einen überaus prächtigen und malerischen Anblick.

Vereine und Korporationen feierten den Tag durch zahlreiche Festmahle. Der nationalliberale Wahlverein versammelte sich im Hotel Kaiserhof; im Savoy-Hotel tagten die Freikonservativen, im Reichshof die Deutschkonservativen. Gleichfalls im Kaiserhof, der gestern Tausende von Gästen zu beherbergen hatte, tafelten die Mitglieder des Reichspostamtes und die Räte des Kultusministeriums. Die Räte des Auswärtigen Amtes vereinigten sich im Palast-Hotel, die Museumsbeamten bei Tucher, die Ingenieure im Hotel Impérial. Ich selbst war der Einladung eines Freundes in das Hotel Bristol gefolgt, wo eine Anzahl Ärzte den Geburtstag Bismarcks auf der herrlichen Terrasse des Hauses bei einem schäumenden Trunke feierte. Selbstverständlich fanden auch bei allen Offizierkorps Festtafeln statt; Lehrer und Schüler der Kriegsakademie feierten den Tag in dem eigenen Kasino, ebenso die Offiziere der Feuerwehr, die im Hauptdepot in der Lindenstraße eine hübsche Lokalität besitzen. Die Berliner Männergesangvereine veranstalteten in der Philharmonie einen großen Kommers, an dem etwa zweitausend Personen teilnahmen. Und überall wurde in zündenden Worten der Held des Tages gefeiert; es war in Wahrheit ein Nationalfest in größtem und würdigstem Stile.

Saison-Neuheiten bei der Tafel — Botschaftsfeste — Neue Diplomaten

7. April

In kulinarischer Beziehung hat die zur Neige gehende Saison mancherlei Neuheiten gebracht. Ehedem schätzte man die Auster als Vorgericht bei einem guten Diner, aber sie hat abgewirtschaftet, wenigstens in rohem Zustande, oder ist auf die Frühstückstafel verbannt worden. Man bevorzugt sie heute gebacken oder als Timbal oder auch nur als Garnierung. Der brave Hummer mußte mehr und mehr der

Languſte weichen, das berühmte Hamburger Kücken dem Huhn aus Châlons. An Stelle der heimiſchen Pilze traten die franzöſiſchen Cèpes, in ſilbernen Gefäßen zugerichtet und ſerviert, ebenſo ſind die gemiſchten Braten auf einer Schüſſel, für die ſchon Ludwig XV., der Vitellius Frankreichs, eine Vorliebe hatte, wieder in Mode gekommen. Der verfeinerte Geſchmack will auch von dem ſüßen Schaumwein nicht mehr recht etwas wiſſen. Der Crémant roſé, den man früher ſo gern zum Deſſert genoß, iſt in die Acht erklärt worden, Cliquot und Roederer und Moët Chandon zählt der Gourmet von heute nur noch zu den Damenweinen. Herb muß der Sekt ſein und trocken, wenn er die Zunge bei einem feinen Diner erquicken ſoll. Aber ſelbſt das „très-sec“ genügt dem modernen Geſchmacke nicht mehr. Pommery brut oder Mumm cordon rouge waren die beliebteſten Champagnermarken der Saiſon — und ich muß zugeſtehen, gerade am Schluß einer größeren und an Genüſſen reicher. Gaſterei wirkt ein Glas naturreinen, ungeſüßten Schaumweins außerordentlich erfriſchend auf die ſtumpf werdenden Nerven. Der berühmte 1884er Jahrgang des Pommery ſcheint leider auf die Neige zu gehen; ſachverſtändige Leute trinken ihn, wenn ſie ihn faſſen, nur noch mit einem Lächeln wehmütiger Reſignation, als wollten ſie ſagen: Fahr' hin — es war ein Trank, der nimmer wiederkehrt . . .

Die Kunſt der Tafeldekoration wächſt mit der zunehmenden Gourmandiſe naturgemäß auch. Zweifellos — auch ein Gaſtmahl Lukulls würde keinem von uns an einem ſchlecht gedeckten Tiſche recht munden. Aber der moderne Luxus iſt übereifrig geworden — ermüdet zu leicht das Auge. Ich habe in reichen und vornehmen Häuſern Tafeln geſehen, die der Reklame-Ausſtellung eines Glaswarenhändlers glichen. In ähnlicher Weiſe übertreibt man gern in bezug auf die Blumendekoration. Nicht nur den Tiſch ſelbſt ſchmücken Jardinièren mit duftenden Blüten und lebendigem Grün — von den Kronleuchtern herab ſchlingen ſich Girlanden und umkränzen die Prunkſtücke, und häufig genug wird die Dekoration auch auf das ganze Zimmer ausgedehnt. Das entzückt anfänglich das für Schönheit empfängliche Auge in hohem Maße, aber die Überfülle hat doch

auch ihre Schattenseiten. Je höher die Temperatur im Speisezimmer steigt, um so stärker duften die frischen Blumen; der Geruchssinn wird gewissermaßen zu Ungunsten des Geschmackssinnes übermäßig in Anspruch genommen, und das ist für jeden, der „mit Andacht speist" und nicht nur, wie der Amerikaner, die „Maschine heizt", ein „bedauerlicher Zustand", um mit einem Freunde zu sprechen, den man in intimen Kreisen seiner gastrosophischen Leidenschaft wegen die „kulinarische Existenz" zu nennen pflegt. Jede Übertreibung ist vom Übel — so auch in bezug auf die Tafeldekoration, an der sich das Auge erfreuen soll, ohne müde zu werden.

Aber auch die Übertreibung ist ein Zug der Zeit. Der wahre Gourmet läßt sich bei seinem Diner ungern stören. Er will in Gemütsruhe speisen und sich dabei gut unterhalten, doch nicht abgelenkt werden. Die Unsitte (in der letzten Zeit hat sie wieder arg um sich gegriffen), die Gäste während der Tafel durch Gesangs- und Musikstücke irgendeines Virtousen zu überraschen, ist einfach greulich. Sie erinnert mich immer an die Vereinsfeste der „Blauen Schleife" oder der „Goldenen Zwiebel", bei denen zwischen Suppe, Fisch und Braten ergötzliche „Tafellieder" gesungen werden. Ich habe die Bratenbarden immer gehaßt. Selbst der Gesang einer Patti und das Spiel Joachims würde mich stören, wenn ich beim Essen bin. Man hat oft auf die alten Römer exemplifiziert, die die Pausen bei ihren Gastereien auch durch Gesangsvorträge, Tänze, Deklamationen und Possenspiele ausfüllen ließen. Aber die alten Römer waren im Grunde genommen wüste Protzen und keine Feinschmecker. Sie waren Schlinger und Fresser, die sich auf die Anordnung großer Orgien, doch nicht auf die Ästhetik des Essens verstanden. Alles zu seiner Zeit; das Geistige und Materielle will getrennt sein — womit nicht gesagt werden soll, daß sich nicht auch das Materielle vergeistigen läßt . . .

Für die Botschaften und Gesandtschaften ist die offizielle Saison noch nicht abgeschlossen. Bei Herrn v. Szögyeny fand vor einigen Tagen ein größeres Diner statt, und gestern hatte Herr Herbette den Grafen Lanza, den Grafen v. d. Gröben mit Gattin, den Prinzen und die Prinzessin Salm-Horstmar, die

Komteſſe Baſſewitz und die Baronin und Baroneſſe von Magnus bei ſich zu Tafel. Auch ein franzöſiſcher Schriftſteller, Herr Erneſte Laviſſe, der ſich zurzeit in Berlin aufhält, wohnte dem Diner bei. Der an Stelle des verſtorbenen Herrn v. Sainte-Claire neuernannte Botſchaftsſekretär Herr v. Caſenave hat ſich bereits in Berlin inſtalliert; der neue Marineattaché Baron de Grancey wird erſt in dieſen Tagen erwartet. Er iſt mit einer ungariſchen Gräfin verheiratet, während Herr de Caſenave eine geborene Griechin zur Gattin hat.

Oſtern und die Oſtereier — Emil Taubert †
Eine Hundertjährige — Die Affäre Kotze

14. April

Die Oſterglocken läuten und in allen Schaufenſtern blühen — nicht etwa Oſterblumen, ſondern Oſtereier in unzählbarer Menge ... In der Tat, ſie blühen, denn die moderne Induſtrie hat mit dem nackten, blanken, nützlichen Oſterei friſch von der Henne ſchon lange nichts mehr zu tun — das „ſtiliſierte“ Ei, das aus wunderlichen Arabesken hervorwächſt und von Girlanden umrankt und von niedlichen Putten kletternd erſtürmt wird, iſt der Oſtertriumph dieſes Jahres. Merkwürdig genug, daß die Sitte des Oſtereis Zeiten und Moden überdauert! Wenn man in dieſen Tagen durch die Straßen ſchlenderte und in die Schaufenſter blickte, ſah man nichts als Hunderte und Aberhunderte von Eiern — nichts als Eier, Eier, Eier in jeder nur denkbaren Form und in jeder Maſſe: Eier aus Schokolade, Marzipan, Zucker und Kuchenteig, aus duftenden Blumen gebildet, aus Rohrgeflecht, farbigem Sammet, gepunztem Leder, buntem Holz, Eiſen und Stahl, Gold und Silber, Glas und Porzellan — ja, man konnte glauben, daß es keinen Induſtriezweig gibt, der ſich um dieſe Zeit nicht auch mit der Fabrikation von Eiern beſchäftigt hat. Neben den geſchmackloſeſten Ausgeburten wild gewordener, in ungeheuerlichen Eierformen ſchwelgender Phantaſie, neben den Produkten grübelnder Eier-Symboliſten und realiſtiſcher Konditoren konnte das Auge ſich auch an mancherlei Hübſchem erfreuen.

Namentlich die Blumenläden boten entzückende Oſter-Arrangements, in denen die Grundform des Eies natürlich immer wiederkehrte, und in einem Delikateſſen-Geſchäft ſah ich ein Rieſenei, das völlig aus allerhand gut mundenden Fineſſen zuſammengeſetzt war. Einer unſerer erſten Juweliere hatte einen Pokal in Eiform ausgeſtellt, ganz aus Gold und mit Edelſteinen beſetzt, ein koſtbares Geſchenk, das ich indeſſen auf der Stelle wieder verkaufen würde, wenn es mir irgend jemand dedizieren wollte — ein anderer Juwelier ein aus gehämmertem Silber gefertigtes Oſterei, das ſich öffnen ließ und als Dotter eine wertvolle Brillantbroſche barg, wahrſcheinlich das Geſchenk eines reichen Verſchwenders für eine Fifi des Reſidenztheaters oder ein Annele der Operette. Selbſt aus den Auslageſenſtern der Deſtillateure grüßt uns das Oſterei, die Flaſchen mit Halb und Halb, Curaçao, Kümmel, Aniſette und anderen magenſtärkenden Eſſenzen haben Eiformen angenommen — beſonders findige Giftmiſcher haben ſogar einen eigenen „Oſternſchnaps“ erfunden, der ſo erſchütternd wirkt, daß ſelbſt das verhärtetſte Atheiſtengemüt bei ſeinem Genuſſe an die ewige Seligkeit denken muß. Wie Japan dazu kommt, uns heuer gleichfalls mit einer Flut von Oſtereiern eigener Induſtrie zu überſchütten, weiß ich nicht recht; vermutlich iſt man im Reiche des Mikado ſo ingeniös geworden, daß man auch auf die religiös-ſozialen Feſte Europas Rückſicht nimmt. Tatſache iſt jedenfalls, daß aus Japan große Sendungen von niedlichen Oſtergeſchenken in unſeren Geſchäften eingetroffen ſind, faſt alle in Eiform, aber alle den eigentümlich originellen Stempel der Heimat ihrer Fabrikation an ſich tragend . . .

Es war ein großes und feierliches Begräbnis, dem ich geſtern nachmittag beiwohnte — der Beiſetzung des Königlichen Intendanzrates Profeſſor Dr. Emil Taubert. Vor etwa drei Monaten konnte ich den nun Verblichenen zum letzten Male bei Gelegenheit einer Premiere im Deutſchen Theater begrüßen und einige Worte mit ihm wechſeln. Man ſah ihm damals noch nicht das tückiſche Leiden an, dem er vor einigen Tagen erlegen iſt — eine Nierenerkrankung mit all ihren den Organismus untergrabenden zahlreichen Komplikationen. Taubert

war ein großer, breitschultriger und kräftiger Mann, dem man ein hohes Greisenalter hätte prophezeien können; nur seine Nächststehenden wußten, daß er schon seit Jahren unter den Vorboten seiner Todeskrankheit zu leiden hatte. Eine respektsvolle, fast feierliche Verehrung für die Klassizität und eine hingebende Ehrfurcht speziell vor der Goetheschen Verskunst hat ihn immer beherrscht und prägte sich auch seinem literarischen Schaffen auf. Der modernen Realistik im Schrifttum brachte er im allgemeinen wenig Neigung entgegen, ohne ihr jedoch die Berechtigung abzusprechen. In seiner Tätigkeit als Dramaturg der Hofbühne hat er namentlich in den ersten Jahren, da er diesen Posten bekleidete, den dramatischen Anfängern mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Ich weiß, daß er u. a. einem jungen Schriftsteller, der sich mit zwei Schauspielen, die viel Beifall fanden, auf der königlichen Bühne einführte, es durch seine praktischen Ratschläge überhaupt ermöglicht hat, auf den Brettern, die die Welt bedeuten, zu erscheinen. Zur Zeit, als Otto Devrient noch Direktor des Schauspielhauses war, hatte er manchen heimlichen Kampf mit ihm. Am unglücklichsten war er, als eines Tages ein historisches Intriguenstück aus friderizianischer Zeit am Schauspielhause vorbereitet wurde; seinem Urteile nach war es eine ganz dilettantische Arbeit, und der schallende Mißerfolg, den man der Novität bereitete, gab ihm Recht. In späterer Zeit wurde seine amtliche Tätigkeit aus Gründen, deren Erörterung nicht am Platze ist, eine beschränktere. Man bedurfte seiner weniger, und ich glaube, auch das hat sein körperliches Befinden mit beeinflußt. —

Die Hundertjährigen pflegen eigentlich erst zu Beginn der Saurengurkenzeit wieder aufzuleben. Vom heutigen Tage ab beherbergt Berlin aber eine wirkliche und wahrhaftige Hundertjährige. Das Schiller-Theater bringt heute Abend Scribes „Frauenkrieg“ in der Übersetzung von Olfers — und eben diese Olfers ist die Hundertjährige, von der ich spreche — nicht etwa die allbekannte, aber auch schon seit Jahren im Grabe ruhende Frau von Olfers oder ihre Tochter Marie — die Übersetzerin des Scribeschen Dramas ist vielmehr Frau Mühling, die Mutter des Besitzers des Hotels de Rome Unter den Linden, des

Herrn Adolf Mühling, der selbst bereits den Achtzigern nahe ist. Wenn man die hundertjährige Dame sieht, glaubt man freilich nicht so recht an ihre hundert Jahre. Gewiß — es ist eine alte Frau, geneigt und mit zahllosen Fältchen in dem gütigen Gesicht — aber die Augen sind noch hell und klar, und die Stimme klingt noch immer deutlich und lebhaft. Frau Mühling war ehedem Schauspielerin; in jungen Jahren hatte sie einen Sänger geheiratet, der späterhin die Theaterleitung der Bühnen in Köln und Bonn übernahm. Irre ich nicht, so war auch ihr Sohn bei der Bühne, ehe er Gastwirt wurde. Als Besitzer des Hotels de Rome gehört er seit langem zu den volkstümlichen Erscheinungen Berlins; Kaiser Wilhelm I. wollte ihm besonders wohl und war auch Inhaber der ersten Hypothek auf dem stattlichen Hotelgebäude, das sich seinem alten Palais gegenüber erhebt. Der Enkel der Hundertjährigen, der mit dem Vater gemeinsam das Haus führt, hat eine geborene Hiller zur Gattin, die einzige Tochter des bekannten Traiteurs Julius Hiller, dessen Restaurant man einstmals den Véfour Berlins nannte. — —

Die traurige Affäre Kotze ist mit der Publikation des freisprechenden Urteils über den vielgeprüften Mann noch immer nicht zur Ruhe gekommen. Man hatte das vorausgesehen. Eingeweihtere wissen längst, daß über Jahr und Tag in der allernächsten Umgebung unseres Kaisers ein arges Intrigenspiel getrieben wird, aber bis heute fehlt der Jupiterblitz, der allein dem höfischen Treiben ein schnelles Ende bereiten kann. Daß der Kaiser Herrn von Kotze immer wohlgesinnt gewesen ist, geht schon daraus hervor, daß er seinen Flügeladjutanten, den Grafen Moltke, persönlich zu ihm schickte, um ihm die Bestätigung des Urteils des Militärgerichts überbringen zu lassen. Inzwischen ist dem ersten Duell, das ein Vetter des Herrn von Kotze vor einigen Wochen mit dem Zeremonienmeister Baron Schrader ausfocht, vorgestern ein zweites gefolgt. Herr von Kotze hat sich mit dem Freiherrn von Reischach, Zeremonienmeister der Kaiserin, geschossen und ist bei dem Zweikampf leicht verwundet worden. Man sagt, die beiden Herren hätten sich über den noch rauchenden Waffen versöhnlich die Hände

gereicht; mir selbst wurde von einer Seite, die glaubwürdig erscheint, erzählt, daß von Versöhnung gar keine Rede sei. Der Krieg würde demgemäß lustig weitergeführt werden. Nein — nicht lustig, denn die ganze Affäre ist eigentlich recht trauriger Art. Sie ist wenig geeignet, das Ansehen jener Kreise zu erhöhen, die sich um den Thron und die höchsten Herrschaften scharen . . . Vor allem aber: Herr von Kotze ist freigesprochen — — wer ist nun jener tückische Geselle, der die gegen sehr hochstehende Personen der Hofgesellschaft gerichteten anonymen Schmähungen verfaßt hat?!

Schade, daß noch immer der Donnerkeil Jupiters fehlt, der das Gewürm zerschmettert! —

Geschichten vom Heiratsmarkt
Die Suchenden und die Gesuchten

3. Mai

Es gibt doch auch in unserer Zeit noch recht erheiternde Dinge. Wenn man die Gerichtsverhandlungen in den Blättern verfolgt, stößt man zuweilen auf so groteske Unglaublichkeiten, daß sie unwillkürlich die Satire herausfordern. Das ist besonders auf dem Heiratsmarkte der Fall. Es soll vorkommen, daß die gewerbsmäßigen Heiratsvermittler zuweilen ganz „richtig gehende" Ehen zustande bringen — zuweilen sogar, und das ist immerhin wichtig, Ehen, in denen beide Teile sich nicht gerade unglücklich fühlen. Ich kenne folgenden Fall: Ein Graf X., hübsch, stattlich und sehr arm, saß bei seinem Barbier in der Klemme, der neben seinem schaumschlagenden Beruf sich auch noch gelegentlich mit kleinen Wuchergeschäften befaßte. Dieser Barbier sagte ihm eines Tages: „Herr Graf, Sie müssen heiraten. Ich weiß von einer jungen Dame, die zwei Millionen mitbekommt. Sie ist nicht hübsch, aber auch nicht häßlich, aus kleinbürgerlicher, doch ehrenwerter Familie. Der Vater ist durch seine Grundstückverkäufe reich geworden. Nun möchte sie gern einen Grafen haben . . ." Und dieses Fräulein kriegte ihren Grafen. Die Geschichte liegt an vierzig Jahre zurück, und der sehr glücklich verlaufenen gräflichen Ehe

sind auch schon vergnügte Enkelkinder entsprossen. Der Figaro war ein Gelegenheitsmacher. Aber über die Gelegenheit hinaus greift die gewerbsmäßige Heiratsvermittlung handfester zu. Das sogenannte Schadchen spielt in gewissen Kreisen noch immer seine Rolle. Schlimmer sind die Heiratsbureaus, die auf Grund von Ankündigungen gegen Zahlung von festen Summen und Prozenten des eingebrachten Vermögens Ehen zwischen einander wildfremden Personen zu vermitteln pflegen. Nach der deutschen Gewerbeordnung kann ja nun der Betrieb solcher Vermittlungsämter untersagt werden, wenn Tatsachen vorliegen, die die „Unzuverlässigkeit" des Vermittlers dartun. Zudem enthält das Bürgerliche Gesetzbuch die Bestimmung, daß für den Nachweis der Gelegenheit zur Eingehung einer Ehe oder für die Vermittlung des Zustandekommens einer solchen eine Verbindlichkeit nicht begründet ist; immerhin kann das auf Grund des Versprechens Geleistete nicht deshalb zurückgefordert werden, weil keine Verbindlichkeit bestand. Energischer geht das österreichische Gesetz vor; es erklärt jeden Vertrag für ungültig, durch den ein Entgelt für die Unterhandlung eines Ehevertrags bedungen wird. Offiziere dürfen bei uns überhaupt nicht die Tätigkeit eines Heiratsvermittlers in Anspruch nehmen; Entlassung mit schlichtem Abschied würde die Folge sein.

Das Feld der Heiratsvermittler hat also seine beschränkten Grenzen. Machen sie trotzdem recht gute Geschäfte, so liegt dies eben daran, daß die Dummen nicht alle werden. Es kommt nicht allzuoft vor, daß die Öffentlichkeit sich mit ihren Prozessen zu beschäftigen hat, weil die Hereingefallenen sich meist schämen, ihre Vertrauensseligkeit einzugestehen. Aber hin und wieder leuchtet doch ein Gerichtsverfahren in die Tiefen dieses Handwerks hinein. Die ganz Skrupellosen und Ungeschickten betrügen einfach. So ein Fall wurde neulich verhandelt. Zwei Menschen sind dazu nötig. Der eine spielt den Vermittler und annonciert, daß er einen wohlhabenden Gutsbesitzer auf Lager habe (es kann natürlich auch ein Fabrikant, ein Beamter oder sonst was sein), der eine Frau suche, da es ihm an Damenbekanntschaften mangele. Nun kommt der Angelhaken. Diese

Frau braucht keineswegs allzu jung zu sein; Vermögen erwünscht, doch keine Notwendigkeit; aber Herz, Gemüt und häusliches Wesen werden dringend verlangt. Ein solches Inserat ist immer sauler Zauber. Dennoch: es gibt Tausende von nicht mehr ganz jungen Fräuleins und Witwen ohne Vermögen, hingegen mit viel Herz und goldenem Gemüt, die noch an die Ideale der Männerwelt glauben. Jetzt geht der Fischfang los. Der Vermittler ist da — natürlich, er tut das nicht umsonst. Er verlangt die übliche Anzahlung, Schreibspesen, Bureaugebühren und dergleichen mehr. Dann verspricht er, die Bekanntschaft einleiten zu wollen. Jetzt tritt der Helfershelfer auf den Plan, der eine angenehme Erscheinung sein muß. Er bezaubert sofort. Man ist entzückt voneinander. Die Dame wird wild, Herz und Pulse hämmern. Aber plötzlich geht der Geliebte auf Geschäftsreisen. Mein Gott, sollte er sich zurückziehen wollen? Wieder tritt der Vermittler ein, beschwichtigend, beruhigend, aufmunternd — will sich der Sache annehmen, wird den Flüchtling schon wieder zurückbringen, wird alles ordnen, wird ihn suchen, ihm nötigenfalls nachfahren — selbstverständlich kostet das abermals Geld. Das läßt sich nun noch eine ganze Weile hinziehen, bis die liebeskranke Dame genügend geschröpft worden ist und ihr Angebeteter für immer verschwindet. Wenn die Angeführte nun zu aller sonstigen Dummheit auch noch dumm genug ist, zu klagen, so muß dem Verklagten, um ein obsiegendes Urteil zu erreichen, erst der Dolus des Betrugs nachgewiesen werden, und das ist nicht immer ganz leicht, weil der Helfershelfer ohne weiteres erklären wird, durchaus „reelle" Absichten gehabt zu haben — die betreffende Dame sei aber schließlich doch nicht diejenige gewesen, die seinen Herzens- und sonstigen Wünschen völlig entsprechen könne.

Der Schwindel läßt sich natürlich mannigfach variieren. Männer fallen noch leichter herein als weibliche Wesen. Es gibt keine Frau, die so dumm ist, wie es der Mann sein kann, sagt Weininger. Er meint, in bezug auf das Sinnliche. Tatsächlich sind beim Heiratsschwindel auch ungleich mehr Weiber als Männer beteiligt. Daß eine Kellnerin, eine kleine Probiermamsell oder auch eine Abenteuerin gewöhnlicheren Schlages

sich für Gott weiß was ausgibt, um in Männern Heiratsgedanken zu erwecken und sie dafür richtig auszuplündern — derlei Geschichten kann man oft genug in den Zeitungen lesen. Seltener sind die Inhaberinnen der großen sich gewissermaßen offiziell so benennenden Ehevermittlungsämter zu fassen. Aber auch bei ihnen, sicher bei den meisten, beruht der ganze Betrieb lediglich auf Gaunerei. Die Millionärinnen, die sie anbieten, leben nur in ihrer Phantasie, und wenn sie „vorschußlose Ehevermittlung" inserieren, so tritt an die Stelle dieses Vorschusses eine irgendwie anders bezeichnete Gebühr. Sie inserieren oft und viel: das ist schon ein Beweis dafür, daß ihre Geschäfte trotz allem gut gehen müssen. Ich habe neulich in einem großen Berliner Blatt — in einer einzigen Nummer — nicht weniger als 58 Heiratsinserate gefunden, darunter 13 von Vermittlerinnen. Aber nur zwei von ihnen betonen ausdrücklich ihre Vorschußlosigkeit, wogegen sich andere als „streng reell" und „in besten Kreisen bekannt" bezeichnen und eine sogar als „würdige Persönlichkeit" sich vorstellt. Bei ihnen liegen die Millionen nur so auf dem Tische; nette Junggesellen brauchen bloß zuzugreifen. „Millionärinnen wünschen als Gatten Grafen, Freiherren, hohe Staatsbeamte", heißt es an einer Stelle. Eine andere Herzenshelferin sucht „Heirat für Damen mit zwei bis fünf Millionen Vermögen"; wieder eine einen Gatten „für die Tochter eines Großindustriellen, kinderlose Witwe mit zwei Millionen bar" — es wird auch bei dieser Gelegenheit versichert, daß der Vater dieses glücklichen Kindes ebenfalls ein vielfacher Millionär sei. Zwei Waisen sollen verheiratet werden: Preis à 450 000 Mark. Ein fast täglich annoncierendes Heiratsbureau macht die Sache vornehmer: es ersucht „für Damen aller Konfessionen, aus ersten Gesellschaftskreisen, mit bedeutendem Vermögen" um Angebote „passender Lebensgefährten, die jede Auskunft aushalten können".

Zahllos und oft sehr komisch sind die Einzelgesuche. Man liest da u. a. „Es ist mein Herzenswunsch, mich glücklich zu verheiraten . . ." „Gebildeter Herr sucht eine glückliche Wiederheirat . . ." „Glückliche Ehe ersehnt pensionierter Staatsbeamter . . ." „Königlicher Regierungsbaumeister wünscht Nei-

gungsehe . . .“ Glücksgesuche auf dem Wege des Inserats. Warum nicht? Ein Herr hat ein halbes Hundert Güter zur Verfügung; „zum Einheiraten“. Auch in eine „flott gehende Meierei“, in die „Konfektionsbranche“ und in ein Sattlergeschäft kann man „einheiraten“. Ein junges Mädchen sucht schleunigst einen Gatten „wegen augenblicklichen Mangels an Männern“ — wahrhaftig! Ein Opernsänger will eine vermögende musikalische Frau, die indessen zugleich „naturlieb“ sein muß. Erstaunlich, wie man sich selbst lobt! Die Herren sind allesamt von aufrichtigem Charakter, stattlich, von vorteilhaftem Äußeren, gesund, mindestens sehr sympathisch, die Damen häuslich, klug, lebensfroh, wirtschaftlich, solid, ehrenhaft, treu und gleichfalls zum mindesten sehr sympathisch. Viele Kandidaten bemerken, daß sie „freidenkend“ sind. Diese angenehme Eigenschaft betont z. B. ein Freiherr, bei dem „Adel nicht Bedingung, Jüdin nicht ausgeschlossen“, aber ein Vermögen von einer Million Notwendigkeit ist. Ein Dienstmädchen mit 2000 Mark Ersparnissen möchte einen ehrlichen Handwerker haben, ein „leicht Verwundeter, Beruf Zigarrenhändler“, eine Frau mit zirka 10 000 Mark zum „Ankauf eines Geschäfts“. Andere suchen wieder für einen Freund, einen Bruder, einen Vetter, einen Verwandten geeignete Partien, zuweilen ohne deren „Vorwissen“. Auch bestimmte Wünsche treten auf. Der will eine Blondine, der eine Brünette; ein Herr hat sich auf „Tizianrot“ versteift, eine Farbe, mit der aber „800 Mille“ verbunden sein müssen. Merkwürdig kündet eine Heiratssucherin sich als „blonde Brünette“ an. Eine Rentnerin bezeichnet sich kurz und bündig als „elegant“, spricht nicht von ihrem Vermögen, will aber auch nur einen „vornehmen Herrn in erster Position, wo Geldinteressen ausgeschlossen sind“. Hoffentlich findet sie den Gewünschten. Meist werden Photographien verlangt, die zurückgeschickt werden; häufig sind „Vermittler verbeten“, immer ist „Diskretion Ehrensache“. Bei Verwaisten ist „Waise“ oder „Halbwaise“ oft durch Fettdruck hervorgehoben. Eine Witwe mit drei Kindern will gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: sie sucht für sich selbst einen „vornehmen Akademiker“ und für ihre Nichte, hübsch, gebildet und gutherzig, Vermögen

300 000 Mark, einen „Kavallerieoffizier, am liebsten Rittmeister“. Eine junge Künstlerin wünscht einen „Kameraden von gleicher Hochstimmung“, ein Kaufmann in gesicherter Stellung eine Frau, die folgendermaßen sein muß: groß, schlank, doch voll, blond, elegant, sporttrainiert, von vornehmem Wesen und guter Familie, reich, unabhängig, mit gepflegten Händen.“ Die gepflegten Hände sind köstlich.

So geht es spaltenlang — in ernster Zeit . . .

Die Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche — Das Kamel-Relief — Die Mitarbeit des Zoo

8. September

Der Sedanjubel ist verrauscht, aber das häßliche Zwischenspiel, das die Sozialdemokraten zur Störung der großen Feier veranstaltet hatten, dauert noch nach. Wenn man in diesen Tagen in späterer Abendstunde durch die Hauptstraßen Berlins schlenderte, wurde man ständig von einer Rotte junger Burschen verfolgt, die mit Zeitungspaketen im Arm auf dem Trottoir hin- und herstrichen und die Passanten mit dem gellenden Ruf: „Der ‚Vorwärts‘, meine Herren! Die Kamel-Nummer des ‚Vorwärts‘! Der ‚Vorwärts‘ vom 2. September!“ belästigten. Die Eigentümer des sozialdemokratischen Zentralorgans haben ihre Vaterlandslosigkeit auch geschäftlich auszunützen gesucht. Die berüchtigten Nummern des „Vorwärts“ mit ihren Schmähungen gegen den großen alten Kaiser, gegen die Armee und die Feststimmung des Volkes und mit den Veröffentlichungen fremder Privatbriefe sind von Neugierigen in vielen tausend Exemplaren, Stück für Stück um 20 Pfennige, gekauft worden. Das Geschäft über alles! Erst gestern hat die Polizei den Leuten das Handwerk gelegt und den Verkauf der inzwischen beschlagnahmten Nummern verboten. Die Haltung der Polizei während der letzten Festtage verdient übrigens uneingeschränktes Lob. Allerdings waren auch die Absperrungsmaßregeln bei der Einweihung der Gedächtniskirche ziemlich weitgehende; das Volk staute sich am Ausgange der Kurfürstenstraße zum Kurfürstendamm zu dicht gekeilten Massen, und es

ist geradezu als ein Wunder zu betrachten, daß sich kein Unglück ereignet hat.

Einen kuriosen kleinen Zwischenfall bei der Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche haben, so viel ich gesehen, alle Blätter in ihren Berichten unerwähnt gelassen. Ein Freund hatte mir einen Balkonplatz am Kurfürstendamm angeboten, von dem aus ich die Anfahrt der höchsten Herrschaften bequem übersehen konnte. Gerade gegenüber, auf der anderen Seite des Kurfürstendamms, zieht sich die Mauer des Zoologischen Gartens entlang. Als nun die Glocken zu läuten begannen und der kaiserliche Herr jeden Augenblick erwartet werden konnte, scholl plötzlich in die rhythmischen Schwingungen des klingenden Metalls und in die ersten fernen Hoch- und Hurrarufe des Volkes ein befremdliches Geräusch hinein. Die Raubtiere, vor allem die Wölfe des Zoologischen Gartens, begannen unruhig zu werden; auch in den Hundezwingern regte es sich. Lang hallendes Geheul, das Kläffen der Köter und das heisere Bellen der Wölfe mischte sich in den Friedensgruß der Glocken und akkompagnierte den Jubel des Publikums. Das aber stand nicht auf dem Programm. Ein Polizeioffizier zu Pferde jagte wie rasend nach dem Zoologischen Garten; ein paar Wachtmeister stürmten hinein, um den heulenden Bestien kraft ihres Amtes und ihrer Autorität das Singen zu verbieten — aber die rebellischen Tiere hatten wenig Respekt vor den blauen Uniformen: sie heulten, kläfften und bellten unentwegt weiter. Endlich wurde ein Wärter aufgestöbert. Wie er die Biester zur Ruhe bekommen hat, weiß ich nicht; vielleicht hat er ihnen ihr Morgenfrühstück ein Stündchen früher gereicht als sonst. Jedenfalls schwiegen sie — aber sie hatten eine heitere Episode in das ernste Fest gebracht.

Bei einem kurzen Besuch in der Gedächtniskirche habe ich vergeblich nach dem „Kamel-Relief" gespäht, das der „Vorwärts" am Sedantage ausgegraben hat. Seine Existenz wird ja auch von maßgebender Seite nicht mehr geleugnet, doch zu sehen ist das Relief tatsächlich nicht. Daß es sich um einen herzlich geschmacklosen Scherz handelt, ist unbestreitbar, aber auch dieser Scherz ist bezeichnend für das eigentümliche Ansehen,

dessen sich unsere famose Stadtverordneten-Versammlung und ihre reisen politischen Beschlüsse erfreuen. Das Spottgedicht des „Kladderadatsch", das dieser bei Gelegenheit des 80. Geburtstages Bismarcks den Berliner Stadtverordneten widmete, ist, — wenigstens in seinen letzten Zeilen — rasch populär geworden, und wenn bei uns der Straßengesang in so hoher Blüte stände wie in der französischen Kapitale, was Gott sei Dank nicht der Fall ist, dann würde sich auch schnell genug ein Paulus finden, der den Refrain des Liedes in Musik setzen und auf dem Brettel, das die halbe Welt bedeutet, vortragen würde.

Gräfin Josefine Dönhoff — Zwei Scheidungsprozesse — Mascagni in Berlin

8. Oktober

Der Tod der Gräfin Josefine Dönhoff, die vor einigen Tagen in Dresden einem Herzleiden erlegen ist, ruft die Erinnerung an die glänzendsten Zeiten des Hoflagers König Wilhelms I. wach. Gräfin Josefine Dönhoff war die sechste Tochter des kinderreichen Grafen Maximilian Seydewitz, Herren auf Pulswerda, Geheimen Regierungsrats und Landrats des Torgauer Kreises, der mit der 1875 in Berlin verstorbenen Gräfin Josefine Zedtwitz verheiratet war. Sie wurde am 21. November 1839 auf dem väterlichen Gute geboren und kam als achtzehnjähriges Mädchen an den Hof der Prinzessin Karl, wo sie durch ihre siegende und strahlende Schönheit allgemeines Aufsehen erregte. Vor mir liegt eine Photographie der Gräfin aus jenen Tagen, ein schon verblaßtes Bild, das aber die herrliche Erscheinung der jungen Hofdame noch deutlich erkennen läßt, obwohl die Mode, die die Kaiserin Eugénie von den Tuilerien aus regierte, damals in dem Zeichen der wenig graziösen, auch die eleganteste Figur verunstaltenden Krinoline stand. „Gräfin Fifi", wie sie bei Hofe genannt wurde, war eine große schlanke Erscheinung von wunderbarer Formenharmonie; der stolz auf schneeigem Halse getragene zierliche Kopf zeigte das Profil einer Camee, das üppige Haar war von herrlichem Blond. Der Hof König Wilhelms war derzeitig reich an

weiblichen Schönheiten — alle überstrahlte aber die Komtesse Seydewitz, die natürlich viel umworben war und für die auch, wie man wissen wollte, ein Prinz des königlichen Hauses sich warm interessierte. Als die Komtesse heiratete, stand sie bereits in den Dreißigern; ihre Schönheit hatte aber eher zugenommen; sie schien zu jenen glücklichen Sterblichen zu gehören, an denen das Alter vorüberschreitet, ohne die Züge zu verschärfen und Linien auf die Stirn zu zeichnen. Graf Carl Dönhoff, mit dem sie sich 1874 auf dem Schlosse Pulswerda vermählte, war sechs Jahre jünger als sie; er war ein Zwillingsbruder des Grafen August Dönhoff-Friedrichsstein, ein Sohn des ehemaligen Obergewandkämmerers König Wilhelms und der Gräfin Pauline Lehndorff, und stand damals als Premierleutnant bei dem Regiment der Gardedukorps. Das gräfliche Paar bezog eine glänzende Wohnung in der Alsenstraße; an das gastfreie Haus der beiden erinnern sich die vielen, die bei ihnen verkehrten, noch heute mit Freuden. Graf Karl nahm als Rittmeister den Abschied und zog nach Dresden, und hier ist denn auch die schöne Gräfin, die seit längerer Zeit kränkelte, gestorben; sie ist in der Gruft von Friedrichsstein, dem alten Dönhoffschen Fideikommiß, beigesetzt worden. Sie hat keine Kinder hinterlassen, und da auch ihr Schwager, der Graf August, unvermählt geblieben, so dürfte nach dem Tode der Zwillingsbrüder Friedrichsstein zunächst an den Grafen Friedrich fallen, der, leider in gleichfalls kinderloser Ehe, mit Melitta von Rango, geschiedener von Holtzendorff, vermählt ist. Eine ältere Schwester der verstorbenen Gräfin Dönhoff ist an den Majoratsherrn Arndt von Egidy auf Creinitz in Sachsen verheiratet, einen Bruder des Oberstleutnants Moritz von Egidy, des bekannten Verfassers der „Ernsthaften Gedanken“ und begeisterten Kämpfers für ein „dogmenloses Christentum“. —

Zwei Scheidungsprozesse, die in der Berliner Gesellschaft viel besprochen wurden, haben in der letzten Woche ihre Erledigung gefunden. Die Ehe der bekannten Malerin Vilma Parlághy und ihres bisherigen Gatten, des Dr. Krüger, ist endgültig getrennt worden. Man hoffte noch bis zum letzten Augenblick, das Ehepaar würde sich wieder zusammenfinden,

aber es war vergebliches Hoffen. Dr. Krüger war früher aktiver Offizier und promovierte noch nachträglich, nachdem er den Abschied genommen hatte. Er ist ein großer stattlicher Herr und eine liebenswürdige Persönlichkeit. Frau Parlághy weilt zurzeit noch in Baden-Baden, wo sie den Sommer verlebt hat. Die zweite interessante Ehescheidung betraf gleichfalls ein Künstlerehepaar, den Komponisten und Kapellmeister Eugen d'Albert und Teresa Carreño. Der Gatte wurde vom Gericht als der allein schuldige Teil erklärt. Auch die erste Ehe d'Alberts, mit einer Tochter des verstorbenen Possenschriftstellers und Sekretärs des Polizeirats Stieber, Herrn Salingré, wurde geschieden.

Gestern abend ist Pietro Mascagni eingetroffen, um heute im Neuen Theater, in das sich das Sonzogno'sche Ensemble nach den ersten bitteren Erfahrungen im unglückseligen Linden-Theater zurückgezogen hat, seine „Cavalleria" und am Mittwoch die Premiere seines „Sylvano" zu dirigieren. Ich habe Mascagni schon früher kennengelernt, und zwar als sehr liebenswürdigen Menschen, dem man nicht viel von der ihm nachgesagten eitlen Geckenhaftigkeit anmerkt. Er liebt es allerdings, in seiner äußeren Erscheinung eine gewisse übertriebene Eleganz zu betonen, und unterscheidet sich dadurch von seinem Kollegen und Landsmann Leoncavallo, der bei seinem letzten Hiersein einmal in recht komische gesellschaftliche Verlegenheit geriet, weil er keinen Frack besaß . . .

Graf Bogislav Kleist vom Loß
Ein Sohn der Wollrabe

24. November

Einer Zeitungsnachricht zufolge ist vorgestern in Elsterburg der Graf Bogislav Kleist vom Loß gestorben, jener junge Aristokrat, der vor einigen Jahren seiner brutalen Gewalttätigkeiten wegen unliebsames Aufsehen erregte und dieserhalb auch gerichtlich bestraft wurde. Er war der einzige Sohn des königl. sächsischen Kammerherrn und Fideikommißbesitzers auf Loß, Grafen Bogislav Leopold Kleist, aus dessen Ehe mit einer Russin. Der Verstorbene hat nur ein kurzes Krankenlager

gehabt, war aber seit langem nervenleidend. Ich lernte ihn vor etwa sechs Jahren in Wiesbaden kennen, wo er sich in einer Heilanstalt befand. Er stand damals erst in den Zwanzigern, war ein Hüne von Gestalt, ein überaus liebenswürdiger und prächtiger Gesellschafter, dem man indessen ohne weiteres eine stark nervöse Überreizung anmerkte, derentwegen er derzeit auch eine Kaltwasserkur gebrauchte. Wie wenig diese gewirkt hatte, bewiesen die traurigen Vorkommnisse, die dem Grafen zwei Jahre später in Berlin eine gewisse Beachtung verschafften. Die ihn näher kannten, wußten längst, daß der Bedauernswerte nicht mehr im Besitze seiner Zurechnungsfähigkeit war, und wenn die radikale Presse damals in langen Leitartikeln gegen das „adelige Rowdytum" zu Felde zog, so war das nur ein Kampf mit Windmühlen und die Entrüstung keine ehrliche. Der Graf ist nur zweiunddreißig Jahre alt geworden. Der kolossale Fideikommiß fällt wahrscheinlich dem einzigen Vatersbruder des längst entmündigt gewesenen Verstorbenen zu, dem Grafen Konrad Kleist auf Volkmarsdorf, der mit einer Gräfin Medem vermählt ist. Dieser Besitz stammt von der Großmutter des Grafen Bogislav, die eine Gräfin vom Loß war. Im Jahre 1823 wurde aus fideikommissarischen Rücksichten ihrem Gatten, dem Hofjägermeister Wilhelm von Kleist, der Grafentitel mit der Namen- und Wappenvereinigung derer „vom Loß" verliehen. — —

Vor kurzem erregte auch in weiteren Kreisen die Vermählung des Grafen Maximilian Carl Friedrich von Löwenstein-Scharffeneck, Leutnants im 2. Bayrischen Ulanen-Regiment, mit der Baronesse Constance von Worms Aufsehen. Der vierundzwanzigjährige Bräutigam ist nämlich der einzige Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen Prinzen Leopold zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg und der einstmals viel gefeierten Soubrette Amalie Wollrabe, die im Verein mit Helmerding dem alten Berliner Wallner-Theater zu seiner Berühmtheit verhalf. Prinz Löwenstein heiratete Fräulein Wollrabe im Jahre 1861; seine Gattin erhielt zunächst den Namen einer Freifrau Wollrabe von Wollrab und wurde erst später durch bayrisches Diplom zu einer Gräfin von Löwenstein-Scharffeneck.

Die Gattin des jungen Grafen, Baroneſſe Worms, iſt eine Tochter des bekannten Londoner Bankiers und lebte, ſo viel ich weiß, bis zu ihrer Verheiratung bei ihrer von ihrem Gatten geſchiedenen Mutter in München.

Der Ehrentag Adolf Menzels — Aus ſeinem Haushalt

12. Dezember

Über den großen Ehrentag, den der Altmeiſter Adolf Menzel, man kann wohl ſagen „glücklich überwunden“ hat, iſt Ihnen von geſchätzter fachmänniſcher Seite jedenfalls ſchon eingehend berichtet worden. Ich möchte dem nur noch einige wenige Worte über Menzel, den Menſchen, anfügen, über die eigenartige, überaus charakteriſtiſche Erſcheinung dieſes Künſtlers, die ſo gar nicht in das ſchillernde Moſaikbild der modernen Berliner Geſellſchaft zu paſſen ſcheint. Nein, wirklich nicht. Er hat nie zu den Dutzendmenſchen gehört und iſt nie ein ſogenannter Typus geweſen. Er wanderte ſtets ſeine Sonderwege und er gilt auch — ein Schickſal, das er mit vielen großen Leuten teilt — gewiſſermaßen für einen Sonderling. Er iſt, namentlich in ſeiner fernliegenden Jugend, durchaus nicht immer vom Glücke begünſtigt geweſen, aber ein unermeßlich großes Glück iſt ihm beſchieden worden: er zählt weder Neider noch Feinde. Das iſt rar in dem Jahrhundert der Mißgunſt und beſonders rar in jenen Kreiſen, denen der Achtzigjährige durch ſeinen Beruf angehört. Man hat ihn häufig einen Menſchenverächter und einen Frauenfeind genannt, aber er iſt weder das eine noch das andere. Obwohl er, wie die meiſten ernſt und emſig ſchaffenden Künſtler, ſich immer dem großen und rauſchenden Geſellſchaftstreiben — ſoweit es nicht ſeine Studien erforderten — fern gehalten hat, iſt er doch ſtets eine ſehr geſellige Natur geweſen, der eine zwangloſe und anregende Unterhaltung bei einem guten Trunk noch heute liebt. Auch als Junggeſelle lebt er nicht allein. Seit Jahren ſteht ſeine verwitwete Schweſter, Frau Muſikdirektor Kriegar, ſeinem beſcheidenen Haushalt vor. Ich habe in Wien einmal des verſtorbenen Makart Atelier beſucht und kenne zahlreiche Inte-

rieurs von Künstlerheimen. So bescheiden wie Menzels Wohnung und Schaffensstätte ist keines. Auch das ist bezeichnend für ihn, den Menschen und den Künstler, daß er ein abgesagter Feind der hunderterlei Bric-à-brac, der Orientalia, der Altertümer und Bibelots ist, mit denen unsere Maler ihre Ateliers vollzustopfen pflegen. Man muß drei Treppen hoch steigen, wenn man in Menzels Wohnung will. Sie liegt in der Sigismundstraße, einer stillen Häuserzeile in der Nähe der Tiergartengrenze und der Matthäikirche. Großväter Hausrat steht überall umher: Mahagonimöbel, ein paar Boulestücke, ein Glasschrank u. dgl. m., und hie und da sieht man auch noch auf Sesseln und Sofas die berühmten gehäkelten „Antimakassars", die einem am Rücken und am Kopfe hängenbleiben, wenn man sich angelehnt hat und wieder aufstehen will. Es fehlt nur noch ein leiser Lavendelduft, und man könnte darauf schwören, sich inmitten eines Berliner Haushalts der dreißiger und vierziger Jahre zu befinden. Es fehlt nur noch der Linnenschrank, der Pfeifenständer in der Ecke und die Spenersche Zeitung auf dem Tische . . . Das Allerheiligtum kann der Meister allein von der Wohnung aus betreten; für ferner Stehende ist der Eingang vom Hofe aus. Das Atelier des größten Geschichts-Malers unserer Tage, und welche Einfachheit! Schlichtes Mobiliar, einige noch unvollendete Gemälde an den Wänden, unter ihnen der „Morgen von Leuthen", den der regierende Kaiser so gern besitzen möchte, der aber vielleicht nie fertig werden wird — ein paar Gipsabgüsse, ein Uniformstück, in Fensternähe eine Staffelei, hier und dort eine zweite und dritte — das ist alles. Dabei die peinlichste Sauberkeit ringsumher. Kein Staubatom, keine Unordnung, keine umherliegenden Zeitungen oder Papierschnitzel. Es ist ein kosmischer Geist, der in diesem Raume waltet . . .

Die Popularität seines Namens wird durch die Äußerlichkeit Menzels unterstützt. In seinem Persönlichen hat er mit seinem verstorbenen Verehrer Windthorst manches gemein. Nun ist er sogar auch zur „kleinen Exzellenz" geworden wie dieser. Der große Mann ist auffallend klein. Wer ihn nie gesehen, würde ihn der Beschreibung nach sofort unter Tausenden

herauskennen. Mir wurde erzählt, daß er vor Jahren einmal Seite an Seite mit Bismarck die Linden hinabgeschritten sei, und da habe sich die staunende Menschheit gestaut. Es muß fürwahr ein Anblick für Götter gewesen sein: ein Großer und ein Kleiner, und doch beides Riesen! . . . Menzel ist sehr kurzsichtig. Die goldumränderte Brille, die er trägt, genügt ihm nicht; er benutzt dazu gewöhnlich noch eine Lorgnette mit Schildpattschale. So schreitet er, straff aufgerichtet, bei Hoffestlichkeiten, die er mit all ihrem bunten Glanze so wundervoll auf der Leinwand festzuhalten versteht, durch die Menge und hält Umschau. Großen Gesellschaften wohnt er sonst, wie gesagt, ungern bei; bei Veranstaltungen der Künstlerschaft aber ist er häufig zu finden. Namentlich die jüngeren Künstler zollen ihm eine begeisterte Verehrung; ich war einmal Zeuge, als ihn ein halbes Dutzend junger Maler mit Joho und Vivat auf ihren Schultern durch den großen Saal des Vereinslokals trugen. Unvergeßlich aber wird mir vor allem jene Stunde sein, da ich Menzel als Kanzler des Ordens pour le mérite seinem großen Ordensbruder Moltke zu dessen neunzigstem Geburtstag gratulieren sah . . .

Die deutsche Bühnengenossenschaft
Orden und Bärte

19. Dezember

Eine Versammlung derer, die uns durch ihre Kunst in das Reich der holden Täuschung zu führen wissen, hat namentlich für die dem Bühnenwesen ferner Stehenden immer etwas besonders Interessantes. So gewährten früher die Bühnen-Bälle dem größeren Publikum stets einen eigentümlich pikanten Reiz, obschon es auf diesen Veranstaltungen immer außerordentlich solide und gutbürgerlich zuging. Ich weiß nicht, warum sie nicht mehr stattfinden, glaube aber, daß das Zustandekommen an der geringen Beteiligung gerade der Ersten und Besten aus den Kreisen der Schauspielerwelt scheiterte, die sich vielleicht — zu groß dünkten, sich mit den weniger berühmten Kollegen und Kolleginnen auf dem gleichen Parkett zu er-

gehen. Die Delegierten-Versammlung der deutschen Bühnengenossenschaft, die sich dieser Tage im großen Saal des Hotels zu den vier Jahreszeiten vereinigt hatte, war allerdings nicht für die Öffentlichkeit bestimmt; für die wenigen nicht zum Theater Gehörenden, denen Zutritt gewährt wurde, war sie aber doppelt interessant. Schon um der Physiognomie des ganzen willen. Die soziale Stellung des Schauspielers hat sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren bedeutsam gehoben. Er gehört nicht mehr, wie ehemals, zum „fahrenden Volk", vor dem man die Türen schließt. Er ist gesellschaftsfähig geworden. Die neue Kunst verlangt ein vertieftes Studium und eine gewisse universale Bildung, verlangt auch Weltschliff und elegante Umgangsformen. Es gab eine Zeit, in der man sich die Maler und Bildhauer kaum anders denken konnte als im Sammetjackett, die Dichter mit lang wallendem Haar und den Komponisten mit hageren Wangen und fieberglühenden, in holdem Wahnsinn rollenden Augen. Das ist vorüber. Auch der Schauspieler verleugnet im gesellschaftlichen Leben gern die äußeren Eigentümlichkeiten, die auf seinen Beruf hinweisen könnten. Den Schlapphut, den schief zugeknöpften Havelock und den bunten Bindeschlips findet man nur noch bei den Provinzmimen in Krähwinkel und an der Knatter. Daß aber das absonderlich Typische in der Erscheinung des Schauspielers auch bei dem besten Willen nicht ganz zu verlöschen ist, bewies mir erst neulich wieder die Delegierten-Versammlung. Vornehm ausschauende Herren in jedem Lebensalter, tadellos gekleidet — aber mit so unverkennbaren Schauspielergesichtern, daß man auf ihren Beruf hätte schwören können, wenn man auch nicht gewußt hätte, sich unter Jüngern Thalias zu befinden. Die Mimik schärft die Linien im Antlitz naturgemäß und gräbt sie tiefer ein; auch die notwendige Bartlosigkeit gibt den Gesichtern einen eigenartigen Sonderausdruck. Nur jüngere Liebhaber und Bonvivants sieht man zuweilen mit einem Schnurrbart; ich kenne einen, der sich etwas darauf zugute tut, wie ein Leutnant in Zivil auszuschauen. Die Herren von der Oper sind besser dran, da bei ihnen die Bartvorschriften minder streng gehandhabt werden. Albert Niemann hat immer

seinen schönen Vollbart getragen, und Bulß würde sich sicher nur ungern von seinem Schnurrbart trennen.

Obwohl bei der Delegierten-Versammlung die meisten im Gehrock oder Jackett erschienen, fehlte bei den wenigsten das bunte Bändchen im ekten Knopfloch — die Errungenschaft eines Gastspiels an irgendeinem ordensfreigebigen kleinen Hofe. Nur ein Herr war ganz ordenslos, und dieser eine besitzt zufällig eine ganze Fülle von Dekorationen: das Ehrenmitglied der Versammlung, Baron Cramm-Burgdorf, der Gesandte Braunschweigs am preußischen Hofe. Der liebenswürdige Diplomat ist als großer Theaterfreund und Mäzen der schönen Künste bekannt und hat unter dem Pseudonym C. von Horst auch selbst eine Reihe von Erzählungen und Lustspielen veröffentlicht. Damen wohnten den Verhandlungen nicht bei; erst bei Beginn des zweiten Teils tauchte auch eine anmutige Mädchenerscheinung auf: Fräulein Urbanska vom königlichen Ballett. —

Der verschwundene Fritz Friedmann
Diner bei Hohenlohe

22. Dezember

Die Sensationen hören nicht auf. Seit einigen Tagen ist Dr. Fritz Friedmann, der bekannte forensische Redner, verschwunden. Vor Jahresfrist wurde ein Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet, das im Laufe des Januar zum Abschluß kommen sollte. Die Angelegenheit stand nicht günstig für Friedmann, und es ist sehr wahrscheinlich, daß es die Sorge um den Ausgang jenes Verfahrens gewesen ist, die ihn in die Weite getrieben hat. Ein Lokalblatt, dem der Verschwundene in pikanten gerichtlichen Verhandlungen als spiritus rector zu dienen pflegte, weiß zu melden, daß Friedmann in Begleitung einer Dame, die aber nicht seine Gattin ist, transatlantisch geworden sei. Das spricht ebensowenig für ihn wie die Mitteilung, die er seiner Frau zugehen ließ: daß er im Auslande eine Broschüre über den „Fall Kotze" zu schreiben gedenke und damit 50 000 Mark zu verdienen hoffe. Da Friedmann in die sogenannte Affäre Kotze auf das intimste eingeweiht ist, so

dürfte eine Veröffentlichung über diese vielverwickelte, durchaus noch nicht aufgeklärte Angelegenheit aus seiner Feder allerdings stark gekauft werden. Mit Gewissen und Ehre aber würde sich diese Publikation wenig vertragen, da Friedmann die Einzelheiten als juristische Person anvertraut worden sind. Seine gesellschaftliche Stellung war übrigens längst stark erschüttert. Es ist schade um ihn und seine glänzenden Fähigkeiten, die er freilich nicht immer in den Dienst der Unschuld und der gerechten Sache stellte.

Wie sich übrigens auch dieser unselige „Fall Kotze" noch aufklären möge — das eine hat er erwiesen: daß an unserem Hofe genau dasselbe Cliquenwesen und das gleiche Intrigenspiel herrschte wie an dem im Klatsch und in der Médisance sich glücklich fühlenden Hofe des allerkleinsten Duodezfürstentums. Herr von Schrader ist vorgestern aus der Festungshaft, zu der er wegen seines Duells mit dem Rittmeister von Kotze verurteilt wurde, entlassen worden. Der Rest der Strafe wurde ihm in Gnaden geschenkt. Das bedingt indessen nicht, daß er auch wieder bei Hofe „in Gnaden" aufgenommen werden dürfte. Er hat allerdings eine starke Partei hinter sich — die zahlreichen Gegner des Herrn von Kotze, die dem vertrauensseligen und etwas scharfeckigen Streber sein rasches Aufsteigen nicht verzeihen konnten. Aber das „Opfer" wird diesen Herrschaften entrückt werden; die Namen Kotze und Schrader dürften nicht mehr lange bei Hofe genannt werden, da beide Herren sich in Bälde in das Privatleben zurückziehen dürften. —

Das große Diner, das Fürst Hohenlohe vor kurzem im sogenannten Kongreßsaale des Reichskanzlerhauses in der Wilhelmstraße gab, war bisher die glänzendste Festlichkeit der etwas schwerfällig einsetzenden Saison. Der Tisch war in Hufeisenform gedeckt und reich mit Blumenarrangements und Silberstücken geschmückt. Fürstin Marie zu Hohenlohe, deren Lebhaftigkeit in den Bewegungen und deren immer anregende, geistsprühende Unterhaltung zu widersprechen scheint, daß sich die Fürstin den Siebzigern nähert, machte selbst die Honneurs. Der französische Botschafter führte sie zu Tisch, während Madame Herbette zu seiten des Reichskanzlers saß. Von frem-

den Gesandten, die meist mit ihren Damen erschienen, waren außerdem noch anwesend: Graf Lanza di Buska, der zur Linken der fürstlichen Hausfrau saß, Sir Lascelles, der neue Vertreter Großbritanniens, Herr von Szögyeny-Marich, Baron Itajuba und Herr Ghika, der Gesandte Rumäniens, ferner die Herren von Oertzen, Graf Lerchenfeld, Baron Varnbüler, von Jagemann, die Minister von Bronsart, v. Boetticher, v. Marschall, Graf Posadowsky, Graf Pourtalès und zahlreiche andere. Sir Francis Lascelles hatte gleichfalls in voriger Woche seinen ersten Empfang; der zweite Sekretär der englischen Botschaft, Mr. J. B. Whitehead, und die Gattin des Militär-Attachés Obersten Swaine besorgten die Vorstellung des diplomatischen Korps, das zahlreich erschienen war.

Boetticher und die Zensur — Die Verhaftung Hammersteins — Die Berliner Schornsteinfegerjungen und die großbritannische Botschaft

31. Dezember

Ich bin recht froh, daß das alte Jahr auf die Neige „geht", hörte ich jüngst in einer Gesellschaft den Minister von Boetticher mit leichtem Aufseufzen sagen, und die Umstehenden nickten dazu, denn sie verstanden den Sprecher. Es hat ihm Verdruß und Ärger in Fülle gebracht, dies böse alte Jahr, das einen seiner Kollegen gestürzt hat, der nun in der friedlichen Stille seines von Bergen und Wäldern umrahmten Landsitzes über die Tücken und Fallen nachgrübeln kann, denen auch der gewandteste Diplomat nicht immer zu entgehen vermag. Wie Herr von Boetticher, so war übrigens auch Herr von Köller im persönlichen Verkehr ein Mann von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. In ihrer Antipathie gegen die Männer von der Feder begegnen sich freilich beide, und auf diese dehnt sich ihre Liebenswürdigkeit nicht aus. Herr von Boetticher haßt speziell die Zeitungsschreiber, die ihm ja allerdings genug zu schaffen machen; unser früherer Minister des Innern aber brachte der Literatur im allgemeinen wenig Sympathie entgegen und wachte als oberster Polizist über sie

wie der Engel mit dem feurigen Schwert über die Unschuld im Paradiese. Die Nachwehen seines gewaltigen Eifers sind in dieser Beziehung noch immer zu spüren. Fraglos wurde in früheren Zeiten die Zensur milder gehandhabt als heute. Theaterdirektoren und Autoren klagen, daß der Blaustift ziemlich rücksichtslos in den Manuskripten wüte. Nach welchen Grundsätzen man dabei verfährt, ist noch niemandem klar geworden. In einem psychologisch sehr fein gehaltenen ernsthaften Drama — „Untreu“ von Roberto Bracco — ist so vieles beanstandet worden, daß der Bühnenleiter, der es aufführen will, sich an den in Neapel lebenden Verfasser um eine Ergänzung des Ausfallenden wenden mußte; für das Residenztheater ist dagegen ein französischer Schwank von Bisson freigegeben worden, der an dreister Unsauberkeit das Menschenmögliche leistet und noch dazu unglaublich plump und geistlos ist. Vielleicht geht man von der Ansicht aus, daß Berlin wenigstens *ein* Ventil für die Freilassung schlechter Instinkte besitzen müsse, und betrachtet das Residenztheater als Luftklappe. Die Vorliebe unserer braven Bourgeoisie für das Auslandtum, besonders das französische, beginnt nun selbst der Pariser „Figaro“ zu bespötteln. Er stellt in einer seiner letzten Nummern das Wochenrepertoire der Berliner Theater zusammen, das folgende Autoren aufweist: Oper Gounod, Schauspiel Pailleron, Deutsches Theater Molière, Berliner-, Lessing- und Neues Theater Sardou, Residenztheater Bisson, Schillertheater Scribe, Adolf-Ernst-Theater Chivot und Vanloo, Theater Unter den Linden Hervé, Zentral-Theater eine berlinisierte Nachahmung der „Poule“ von Meilhac und Halévy, Friedrich-Wilhelm-Stadt Dumas, Alexanderplatz-Theater Varley. Muß sich dem Fremden bei dieser Zusammenstellung nicht unwillkürlich die Vermutung aufdrängen, daß unsere heimische Literatur bankerott ist?

Der fortschrittlichen Presse hat das scheidende Jahr noch die nachträgliche Weihnachtsfreude der *Verhaftung Hammersteins* gebracht. Ein Blatt schwang sich sogar zu einer boshaften Hymne für den Wiederkehrenden auf. Wie sehr der Haß blind macht, zeigt ein Vergleich der Beurteilung des Falles Hammerstein mit der Affäre des Rechtsanwalts Friedmann.

Friedmann stand allerdings nicht mitten im politischen Leben wie jener, und wenn das Organ des Hofpredigers Stöcker behauptet, er sei seit langem Stadtverordneter gewesen, so ist das eine aus der Ähnlichkeit des Namens hervorgehende Verwechslung mit dem Rechtsanwalt Friedmann. Die Leute, die über den „Verbrecher" Hammerstein in die Posaune der Entrüstung stoßen, hat man noch vor kurzem Arm in Arm mit dem „Verbrecher" Friedmann durch die Straßen flanieren sehen können, und gerade mit den Blättern, die den gefallenen Konservativen am lungenkräftigsten schmähen, hat der flüchtige Kriminalanwalt in intimster journalistischer Verbindung gestanden. Andeutungsweise ging kürzlich durch die Presse, daß man an höchster Stelle die eifrigsten Nachforschungen nach Hammerstein gewünscht habe. Ich kann dies nach den Mitteilungen eines sehr zuverlässigen Gewährsmannes bestätigen. Als dem Kaiser seinerzeit von einem Verwandten des ehemaligen Chefredakteurs der Kreuzzeitung, einem hohen Beamten, die ersten Angaben über die verbrecherischen Handlungen Hammersteins gemacht wurden, soll er kopfschüttelnd geantwortet haben: „Ich habe dem Mann nie getraut, aber das habe ich freilich nicht erwartet." In der Tat ist Hammerstein dem kaiserlichen Herrn immer eine höchst unsympathische Persönlichkeit gewesen. Der Kaiser hat dies auch verschiedenfach offen geäußert. Als nach der Flucht Hammersteins dessen Veruntreuungen in ganzer Reihe bekannt wurden, ist der Kaiser sehr zornig geworden und hat auf der Stelle die strengste Verfolgung des Schuldigen anbefohlen. Die Preßorgane der Linken machten seinerzeit der Staatsanwaltschaft bittere Vorwürfe, daß sie nicht rechtzeitig genug eingeschritten sei; in Wahrheit konnten die Behörden aber nicht eher gegen Hammerstein vorgehen, als seine Vergehen zur Anzeige gelangt waren. Daß er nicht nach Amerika oder Australien geflohen sei, wußte man; er wurde zunächst in Korfu gesucht — alle Spuren wiesen nach Griechenland. Es ist naturgemäß, daß man den Verhandlungen gegen ihn mit jenem lebhaften Interesse entgegensieht, die jeder Skandal erregt. Zu einer großen Enttäuschung dürfte es aber trotzdem kommen; pikante Enthüllungen, wie man sie erhoffte und

hie und da vielleicht auch fürchtete, dürften kaum an die Öffentlichkeit gelangen. Gewußt hat man um die Vergehen Hammersteins nur in einem Kreise von wenigen Personen, und aus diesem Kreise heraus ist auch der Frankfurter „Kleinen Presse“ das Material über den Leiter der Kreuzzeitung zugetragen worden. Stöcker als Intimissimus H.'s hat allerdings die pekuniären Schwierigkeiten gekannt, in denen dieser ewig steckte, aber nicht mehr. Auch die Meldung, daß H. von Korfu aus mit seinen Berliner Freunden unter Deckadressen korrespondiert habe, ist tatsächlich falsch.

Inzwischen gestaltet sich die Saison allgemach lebhafter. Frau von Szögyeny, die Gattin des österreichischen Botschafters, und Madame Herbette haben ihre Empfangsanzeigen verschickt; der englische Botschafter hat sein Beglaubigungsschreiben überreicht und sich bereits bei den Berliner Schornsteinfegerjungen beliebt gemacht. Einer alten Sitte gemäß gibt der jeweilige Vertreter Großbritanniens nämlich stets den Lehrlingen der hiesigen Schornsteinfeger-Innung eine Weihnachtsfeier. So auch diesjährig. Im Festsaal 1 des Innungshauses in der Großen Frankfurter Straße war eine reichgeschmückte Tafel gedeckt, an der nicht weniger als 65 Jungen Platz genommen hatten, um sich an den ihnen gebotenen Genüssen zu erfreuen. Die Sekretäre und Attachés machten in liebenswürdiger Weise die Wirte und amüsierten sich sichtlich über den Jubel der kleinen Burschen, als die Geschenke verteilt wurden. —

1896

Eine Hauptmann-Premiere und ihr Echo

5. Januar

Eine Premiere von Gerhart Hauptmann hat immer ihre eigenen Reize. Man erwartet viel, und diejenigen, die nicht einen Kunstgenuß erhofften, erwarteten zum mindesten einen niedlichen kleinen Skandal, wie damals, als Hauptmanns Drama „Vor Sonnenaufgang" zum ersten Male unter gewaltigem Lärm über die Bühne ging. Zu der gestrigen Aufführung des „Florian Geyer" war seit Tagen das Deutsche Theater bis auf den letzten Platz ausverkauft. Das Interesse für diese Premiere war ein so lebhaftes und so großes, daß sich auch eine Anzahl auswärtiger Schriftsteller und literarisch denkender Bühnenleiter eingefunden hatte, um der Vorstellung beiwohnen zu können — aus Dresden beispielsweise der Intendant Baron Seefeld, Freiherr Georg von Ompteda und Wilhelm von Polenz. Auch sonst war die Physiognomie dieser merkwürdigen Premiere eine ganz eigenartige. Parkett und erster Rang boten den gewöhnlichen Eindruck; da saßen reihenweise die Vertreter der Berliner Kritik und die hauptstädtischen Berichterstatter fremder Zeitungen neben den nie fehlenden Premierenferen der besseren und schlechteren Finanz: Herren mit ziemlich gelangweilten Gesichtern und Damen in prunkender Toilette, mit vielen Brillanten und vor nervöser Neugier fieberglänzenden Augen. Weiter oben aber, auf den höheren Rängen, hatte sich ein Publikum eingefunden, das die klassischen Stücke und die modernen Wirklichkeitsdramen des Deutschen Theaters sonst nicht zu besuchen

pflegt: der Nachwuchs der Sozialdemokratie. Seit Hauptmann mit so gewaltiger Gestaltungskraft und so tiefem poetischen Empfinden das Elend der „Weber" auf der Bühne geschildert hat, halten ihn die Sozialdemokraten für „ihren" Dichter, eine besondere Freundlichkeit, von der indessen der schlanke junge Poet mit dem gutmütigen bartlosen Gesicht nicht viel wissen will.

Ein Klingelzeichen. Der Vorhang hebt sich, aber es herrscht noch nicht die nötige Ruhe im Zuschauerraum. Der Anfang der Vorstellung ist wegen der die Zeit eines Theaterabends erheblich überschreitenden Länge der Aufführung auf 7 Uhr festgesetzt worden. Das ist man nicht gewöhnt; zahlreiche kommen zu spät, und das Klappen der Sitze und das Rauschen der Frauenkleider tönt in das Brüllen auf der Bühne und das Rasseln der Schwerter und Rüstungen hinein. O, was ist an dem gestrigen Abend auf der Bühne nicht gebrüllt und gerasselt worden! Hauptmann hat den Schauspielern ein schweres Stück physischer Arbeit auferlegt. Fast jede einzelne Rolle muß heruntergeschrien werden. Wer nicht dicht an der Bühne saß, verstand um so weniger, als die Sprache des Dramas in einem eigenartig verzwickten Deutsch gehalten ist, das anfänglich ganz charakteristisch klingt, auf die Dauer aber das Ohr ermüdet.

Das Vorspiel ist glücklich beendet, und sofort prasselt von oben herab der Beifall los. Hier und da schaut man sich verwundert an; warum der Beifall? — Auch der erste Akt bringt nur lange Reden, löst aber auch gleichzeitig die Neugier, wie sich Herr Reicher, der modernste unter den Schauspielern der modernsten Bühne, in der blinkenden Ritterrüstung ausnehmen werde. Der Vorhang fällt und der Beifall wird rasend. Man weiß wieder nicht, warum, denn gerade dieser erste Akt ist der schwächste des Stückes. Widerspruchslos geht auch der zweite vorüber, doch schon während des dritten wird das Publikum unruhig, und mit dem Fallen des Vorhanges schrillen helle Zischlaute in den Applaus hinein. Der Verfasser zögert lange, sich bei diesem Kampf Für und Wider vor dem Vorhang zu zeigen — endlich erscheint er doch, sehr rasch und mit kurzer Verneigung, als sei ihm die ganze Sache höchst unangenehm,

minder berühmten Schriftsteller die Gattin abspenstig zu machen. Bei der eigentümlichen Zusammensetzung der Berliner Gesellschaft konnte es nicht wundernehmen, daß Herr Saint-Cère seinerzeit hier gastfreie und liebenswürdige Aufnahme fand. Er gab sich als scharmanten Schwerenöter und angenehmen Plauderer, sprach trotz seiner deutschen Abstammung das Deutsch mit leicht fremdländischem Anklang und entzückte namentlich die Damenherzen durch sein gewandtes, einnehmendes Wesen. Dafür revanchierte er sich später, als er in die Redaktion des „Figaro" eintrat, gründlich; seine hämischen Artikel über die Berliner gefielen aber in Paris und noch mehr seine boshaften Angriffe gegen Deutschland. Interessant ist übrigens auch die wenig bekannte Tatsache, daß er lange Zeit für einen intimen Freund des Herrn Gordon Bennett galt, des in Paris lebenden Besitzers des „New York Herald", eines berüchtigten Deutschenfressers. —

Gestern Abend begann der Reigen der großen öffentlichen Ballfestlichkeiten mit dem Ball der Schriftstellergenossenschaft in den Prachträumen der Philharmonie. Die Hof- und Armeetrauer um den verstorbenen Prinzen Alexander und der am gleichen Abend stattfindende große Empfang beim großbritannischen Botschafter nahmen dem Fest manches von der glänzenden Physiognomie, wie die Preßbälle sie sonst aufzuweisen pflegen. Man sah nur vereinzelte Offiziersuniformen und hie und da die schlanke Erscheinung irgendeines jüngeren Attachés, der sich noch zu späterer Stunde freigemacht hatte, um durch das unfehlbare Monokel die Ballschönheiten zu mustern. Vor allen Dingen fehlte es auf diesem Schriftstellerfest an — Schriftstellern, die literarischen Berühmtheiten Berlins glänzten durch ihre Abwesenheit. Der Vetter vom Lande, der tagsüber auf dem Viehhofe seine glattstirnigen Vierbeiner verkauft hatte und mich am Abend nach der Philharmonie begleitete, fragte vergeblich nach Sudermann, Wildenbruch, Wichert und wie sie sonst noch alle heißen, die den Berliner Parnaß bevölkern. Die Herren hatten sich damit begnügt, für die hübsche Tombola ihre Autogramme einzusenden, sich aber persönlich fern vom Feste gehalten. Nur ein paar bekanntere Journalisten

waren anwesend — dafür aber das Theater zu Hauf. Es war eigentlich mehr ein Bühnenball. Wohin man das Auge wandte, traf es auf die markanten, ausgearbeiten Züge unserer schauspielerischen Größen, auf die — gottlob — meist hübschen Gesichter unserer Heroinen, Soubretten und Naiven und die dekolletierten Taillen der Damen vom Chor. Denn die Kleinen waren in der Aberhand und wurden am meisten umschwärmt. Die Kontrolle schien keine allzu scharfe gewesen zu sein; es war eine ziemlich gemischte Gesellschaft, aber das Ganze gewann dadurch an Reiz.

Der kleine Zuckerjunge Max Lebaudy und seine Berliner Gegenstücke — Professor Eduard Müller † — Neues von den Botschaften — Wohltätigkeitsfeste — Von der Damenmode

25. Januar

Der Tod Max Lebaudys, des armen kleinen „Zuckerjungen", hat mit der Unmasse skandalöser Vorgänge, die er nach sich gezogen, weit über die Grenzen von Paris und Frankreich hinaus Aufsehen erregt. Das Babylon an der Seine ist ja nun allerdings der geeignete Nährboden, Existenzen, wie den „petit Max", rasch und gründlich zu ruinieren; aber es wäre pharisäisch, wollten wir mit frommem Augenaufschlag behaupten, daß bei uns derartige Geschehnisse gar nicht passieren können. Berlin ist allerdings noch lange nicht Paris; man ist langweiliger und schwerfälliger bei uns, behäbiger und bequemer. Aber an Lebaudys mangelt es auch der deutschen Reichshauptstadt nicht. Sie finden sich in allen gesellschaftlichen Schichten derer, die das Glück haben, reich zu sein. Man sagt, daß die Verschwendungssucht in Zeiten blühendster Kultur epidemisch aufzutreten pflege. Es mag etwas Wahres daran sein. Es ist noch nicht allzu lange her, als Berlin durch die rasch hintereinander folgenden Selbstmorde und Falliments bekannter Bankiers in Aufruhr versetzt wurde. Die meisten hatten ein solides und feststehendes Geschäft übernommen oder es mit guten Mitteln gegründet. Dann aber kam die Verführung von außen. Man sah, wie die anderen ihr Dasein genossen, und

begann, die eigene Lebensführung auf größeren Zuschnitt einzurichten. Der Hang zum Luxus, der in den Kreisen der Finanzwelt weit schärfer und auffälliger zutage zu treten pflegt als in den anderen Gesellschaftsschichten, nahm immer groteskere Formen an. Die Diners arteten zu Orgien aus. Die Delikatessen der Saison genügten nicht mehr, den verwöhnten Gaumen zu befriedigen; die Gäste erhielten kostbare Geschenke als Erinnerungszeichen; berühmte Sänger und Sängerinnen wurden gegen Riesenhonorare verschrieben, um in die materiellen Genüsse eine künstlerische Abwechslung zu bringen. Eine bis zur Lächerlichkeit gesteigerte persönliche Eitelkeit ging damit Hand in Hand. Aus Renommisterei hielt man sich kostspielige Geliebte. Der eine jener Unglücklichen hinterließ gegen 100 Paar Stiefel. Ein anderer pflegte sich bei seinem Schneider die Anzüge immer dutzendweise zu bestellen; ein dritter hatte die Manier, seine luxuriös ausgestattete Wohnung von Monat zu Monat neu einrichten zu lassen. Mit den ersten Schritten auf der Bahn der Verschwendung wuchs der Wahnsinn. Dazu kam das Spiel — halsbrecherische Operationen an der Börse und ebenso waghalsige am grünen Tisch. Der große Zusammenbruch war unvermeidlich.

Gleiche Beobachtungen kann man auch in anderen Gesellschaftsschichten machen. Von allen den Offizieren, die jährlich den Dienst zu quittieren gezwungen sind, sind so und so viele das Opfer ihrer Verschwendungssucht. Regimenter, die durch ihre luxuriöse Lebensführung übel bekannt geworden sind, gibt es nicht mehr. Die wiederholten Luxusverbote von oben herab haben in dieser Beziehung Wandel geschaffen. Uniformierte Lebaudys gehören aber trotzdem nicht zu den Seltenheiten. Ich erinnere nur an den Hannoverschen Spielprozeß mit seinen eigentümlichen Enthüllungen und an den unglücklichen Grafen Kleist-Los. Wer das Berliner Klubleben kennt, wird den Typus des kleinen Max an allen Ecken und Enden auftauchen sehen. Zu den markantesten Beispielen törichter Verschwendung gehört unter anderen der Graf B., ein Legationssekretär der hiesigen italienischen Botschaft und Sohn eines hohen Beamten im Quirinal. Von dem täglichen Blumenverbrauch dieses jun-

gen Mannes hätte eine ganze Arbeiterfamilie ihre Exiſtenz friſten können. Die Eskapaden eines reichen Bankiersſohns, der ſchließlich unter Kuratel geſtellt werden mußte, gingen noch vor kurzem durch alle Blätter. Bei den Theaterpremieren kann man mit ziemlicher Regelmäßigkeit in einer der Fremdenlogen einen ſehr eleganten jungen Herrn ſehen, der ſich während der Vorſtellung mit dem Rücken gegen die Logenbrüſtung zu lehnen und ſo mit der neben ihm ſitzenden brillantengeſchmückten Dame zu plaudern pflegt. Es iſt der Sohn und Erbe eines koloſſal reichen weſtfäliſchen Induſtriellen, der in der Reſidenz den „feſchen Braſilianer“ ſpielt, ſeine Geliebte, eine ehemalige Schauſpielerin, mit monatlich 20 000 Mark dotiert und ſie mit Schmuck behängt, der ein Vermögen repräſentiert. Die Lebaudys ſind alſo auch bei uns zu finden — aber wir haben allgemein mehr zu tun, als ihnen die Beachtung zu ſchenken, die man in Frankreich dem „petit sucrier“ gezollt hat. —

Das kürzlich erfolgte Hinſcheiden des Schöpfers der Prometheus-Gruppe in der Berliner National-Galerie, Profeſſor Eduard Müller, ruft mir meine erſte Bekanntſchaft mit dieſem hervorragenden Bildner in das Gedächtnis zurück. Es war anfangs der achtziger Jahre in Rom. Profeſſor Müller hatte damals ſein Atelier in Traſtevere am Ufer des Tiber. Sein Ruhm ſtand auf der Höhe; die erſt kurz vorher in der Nationalgalerie ausgeſtellte Gruppe des an den Fels geketteten Prometheus mit den Okeaniden entzückte und begeiſterte alle Welt. Müller, der aus kleinen Verhältniſſen ſtammte, war in ſeinem Äußeren von einfachſtem Sichgeben. Er machte den Eindruck eines ſimplen Bürgersmannes, etwa eines gut ſituierten Handwerkers; den Künſtler ſah man ihm nicht an. Auch in der Unterhaltung war er trotz ſeines lebhaften Beſtrebens, liebenswürdig zu ſein, ziemlich ſchwerfällig. Ich ſprach mit ihm über ſeine Gruppe und äußerte mich ſehr enthuſiaſtiſch über die klaſſiſche Schönheit der beiden Okeaniden zu Füßen des Prometheus, und da erzählte er mir denn, wie ſchwer es ihm geworden ſei, paſſende Modelle zu finden. Die jüngſte der Okeaniden war ein Wäſchermädelchen geweſen. Er zeigte mir die Kleine, die ſich zufällig im Hauſe befand. Sie hatte, kaum

siebzehnjährig, vor einem Jahr geheiratet, und dies eine Jahr bitterster Sorgen hatte genügt, ihre blühende Schönheit zu vernichten. In ähnlicher Weise habe ich auch übrigens andere Künstler klagen hören. Der römische Modellmarkt soll arg zusammengeschmolzen sein.

Da ich gerade von Rom spreche, sei erwähnt, daß an der dortigen deutschen Botschaft eine bemerkenswerte Änderung stattgefunden hat. Der erste Sekretär, Legationsrat von Müller, ein Sohn des bekannten verstorbenen Geschichtsmalers Karl von Müller, ist nach Paris versetzt worden und an seine Stelle der Graf Karl von Pückler-Limpurg getreten, der bisher als Legationsrat der Botschaft in St. Petersburg attachiert war. Für die deutsche Kolonie in Rom ist jede Veränderung bei dem Personal der Botschaft von großer Wichtigkeit . . . Der Tod des Prinzen Heinrich von Battenberg hat in der Berliner Gesellschaft allgemeine Anteilnahme erregt. Ich entsinne mich des liebenswürdigen Prinzen noch gern aus jener Zeit her, da er als Leutnant im ersten sächsischen Husarenregiment zu der Militärreitanstalt nach Dresden kommandiert war. Gemeinsame sportliche Interessen hatten uns zusammengeführt; er war ein schneidiger Reiter und ein passionierter Soldat. Kurze Zeit hindurch besaß er ein Pferd, das er den „Fähnrich von Klimbimski" getauft hatte, nach einer stehenden Figur des in Offizierskreisen viel gelesenen Witzblattes „Puck", das Konstantin von Grimm derzeitig in Leipzig herausgab. Der „Klimbimski" war ein merkwürdig hochbeiniger Gaul und entfesselte auf dem Rennplatze stets den übermütigsten Humor. Daß auch der Prinz selbst viel Humor besaß und gern zu lustigen Scherzen aufgelegt war, wissen alle, die ihn einst kennengelernt haben. Der Berliner Gesellschaft gehörte er Anfang der achtziger Jahre an; er war damals von den Königshusaren zum Gardekorps nach Potsdam versetzt worden und beteiligte sich an allen Hoffestlichkeiten.

Dem Andenken des verstorbenen Botschafters der Vereinigten Staaten Amerikas, Generals Runyon, war gestern mittag eine erhebende Trauerfeier geweiht, die in der kleinen englischen Kapelle im Park des Schlosses Monbijou stattfand. Der Kata-

falk vor dem Altar verschwand fast unter der Fülle von Kränzen und Palmenwedeln; von wundervoller Pracht war besonders die Blumengabe, die der Präsident der Republik am Katafalk hatte niederlegen lassen. Die Versammlung, die der Feier beiwohnte, war eine überaus glanzvolle. Die amerikanische Botschaft war selbstverständlich vollzählig erschienen. In erster Reihe sah ich Mister J. B. Jackson, den zeitweiligen Vertreter des Verstorbenen, ferner den zweiten Sekretär, Mister Squiers, den Marineattaché Leutnant Vreeland und den Militärattaché Kapitän Evans. Von den Vertretern der übrigen Mächte fehlte nur Sir Lascelles, an dessen Stelle der Legationsrat Mr. Gosselin anwesend war. Auch die exotischen Staaten hatten ihre Gesandten bei der Feier. Neben dem Vicomte Aoki stand der Baron Peralta als Repräsentant von Kostarika, und in seiner Nähe der bevollmächtigte Minister seiner Umgebung. Zwischen den goldgestickten Galaröcken der fremdländischen Gesandten sah man zahlreiche Uniformen, preußische, russische, österreichische, bayerische — es flimmerte und glitzerte wie bei einer Hof-Cour. Auf dem Ehrensitz hatten die Vertreter des Kaiserpaares und der Kaiserin Friedrich Platz genommen: Exzellenz von Plessen, Graf und Gräfin Keller, Gräfin Brockdorff, Graf Seckendorff und Kammerherr von Wedel. Auch der Fürst-Reichskanzler fehlte nicht; die schmächtige Figur des greisen Herrn verschwand fast in dem Kreise der Generäle und Hofbeamten, der ihn umgab. Vielbemerkt wurde Graf Hochberg, der zu den Intimeren des verstorbenen Botschafters gehörte, ferner der Einführer des diplomatischen Korps, Graf Usedom, und der Prinz Max von Baden, der Gardekürassieruniform trug. Mit dem General Runyon ist eine der markantesten Erscheinungen aus den Reihen der Berliner Diplomatie aus dem Leben geschieden. Er hat nur wenige Jahre in der deutschen Reichshauptstadt geweilt, sich aber — was ihm als Nachfolger des Mr. Phelps sicher nicht leicht war — rasch beliebt zu machen verstanden. Die Mitglieder der hiesigen amerikanischen Kolonie insbesondere wußten nicht genug die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit des alten Herrn zu rühmen, den man bei seiner ungemeinen Lebhaftigkeit und der

temperamentvolle Sonderart, die ihm eigen war, viel eher hätte für einen Südländer halten können als für einen Vertreter des gemessen praktischen Amerika. Einer ähnlichen Beliebtheit erfreut sich übrigens sein zeitweiliger Nachfolger, die rechte Hand des Verstorbenen, Mr. John Brinckerhoff-Jackson, der seit Jahren in der vornehmen geselligen Welt Berlins eine gern gesehene Rolle spielt.

Wenige Tage vor dieser Trauerfeier fand bei dem Grafen Lanza, dem Botschafter Italiens, eine größere Festlichkeit statt, der unter anderen die drei Wedels, der Hausminister, der Oberstallmeister und der Generalleutnant, beiwohnten. Außer ihnen waren von bekannten Persönlichkeiten geladen: Exzellenz Rhangabé, der Vicomte de Pindella, Gesandter Portugals, Herr von Lagerström, Gesandter Schwedens, der Minister von Marschall und andere. Der letzte Trauerfall am Kaiserhofe beeinflußt auch die Geselligkeit der Diplomatie. Es ist verhältnismäßig still; kleinere Diners und intimere Zirkel müssen vorläufig noch die Tanzlustbarkeiten und die großen Soireen ersetzen. Freilich — der Fasching steht vor der Tür, und es kann noch nachgeholt werden, was die Hoftrauer bisher der Jugend versagte.

Um so lebhafter tritt in dieser stillen Zeit die Wohltätigkeit in ihre Rechte. In die Überfülle der Bazare, die, immer nach gleicher Schablone arrangiert, recht langweilig zu werden beginnen, brachte gestern Abend der Berliner Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins mit einer trefflich gelungenen Aufführung im Krollschen Etablissement eine erfreuliche Abwechslung. Die Kaiserin war als Protektorin des Vereins persönlich erschienen. Wer die hohe Frau längere Zeit nicht gesehen hat, mußte doppelt erfreut sein über das Bild blühender Frische und gesunder Weiblichkeit, das sie bot. Sie trat, ein Bukett aus weißen Rosen in der Hand, bis dicht an die Brüstung der Loge und grüßte, den Kopf neigend, mit liebenswürdigem Lächeln nach allen Seiten. Die Vorstellung selbst begann mit einem, von Frau Klara Meyer wirksam vorgetragenen Prolog aus der Feder Dr. Max Bauers. Ihm folgte ein von dem bekannten Maler Professor Kroner arrangiertes Festspiel,

das in einer Reihe lebender Bilder die Frauen des Hohenzollernhauses vorführte, die vor allem in der Pflege der Barmherzigkeit und des Wohltuns sich hervorgetan haben. Man merkte, daß ein Künstler die Bilder gestellt hatte und nicht ein Bühnenregisseur; sie atmeten Poesie und verkörperten in sinniger Weise das gewählte Thema, das auch den Grundakkord des einleitenden dramatischen Vorspiels bildete. —

Die Damenmode steht noch immer unter dem Zeichen des „Tour du cou". Es scheint wirklich, als sei eine moderne Toilette ohne die Halskrause nicht mehr denkbar. Sie erinnert mich an jene gottlob vergangenen Zeiten, da auch den schönsten Frauenhals die Boa umschlingen mußte. Man behauptete, Sarah Bernhard, die große und einzige, sei die Erfinderin der Boa gewesen; vielleicht verdankt auch der „Tour du cou", der einen mageren Hals allerdings geschmackvoll umschmeichelt, dieser Tragödin und Modemacherin seine Entstehung. Im Ballsaal, bei dekolletierter Toilette, wirkt die Halskrause um so widerspruchsvoller. Ich sah Damen mit tief entblößten Schultern, die trotzdem die Halskrause trugen. Sie stand durch leichte Seidenbänder, Goldschnüre oder schmale Blumengirlanden mit dem Mieder in Verbindung. Aber all das verdeckte die Dekolletierung nicht etwa — Gott bewahre — dann wäre ja der Zweck der Sache verfehlt. Der „Tour du cou" ist im Gegenteil bei all seiner scheinbaren Harmlosigkeit ein sehr raffinierter Bestandteil der modernen Toilette. Er zieht die Blicke auf sich. Pelze in allen Formen, Arten und Abarten beherrschen auch diesjährig wieder wie vorjährig die Damenmode. Beliebt sind Tuchkostüme mit Pelzboleros und Pelzzacken auf den Ärmeln oder mit kleinen runden Schulterkragen, die lang herabhängende Enden haben. Auch ganze Pelzmieder habe ich hie und da auftauchen sehen — allerdings nur bei sehr schlanken Damen. Höchste Nouveauté sind die sogenannten Pelzinkrustierungen, z. B. Seehundscapes mit eingelegten gotischen Arabesken aus Chinchilla, Astrachankragen mit spitz zugehenden Zobelflammen oder Karakule, von Bieberblenden unterbrochen. Schwere Sammete ersetzen häufig den Grundpelz, der stets dunkler sein muß als die Verzierung. Namentlich auf dem Eis

ſpielt der Pelz heuer eine hervorragende Rolle. Ein junges Mädchen, das mir neulich beim Schlittſchuhlauf auf der Rouſſeauinſel auffiel, ſah in einem dunkelblauen Tuchcape mit Chinchillatrotteln und mit zwei doppeltgeſchwänzten Pelztierchen um den Hals entzückend aus. Die Pelzſchwänzchen kehren bei den Eistoiletten immer wieder, auch auf Hüten und als Rockabſchlüſſe; im allgemeinen verleihen ſie aber den Koſtümen leicht etwas Unruhiges.

Geſellſchaft auf der öſterreichiſch-ungariſchen Botſchaft — Diners beim Marquis de Noailles und dem Grafen Lanza — Ball der Berliner Preſſe — Der Abſchied des Barons de Grancey — Der Tod des Prinzen Eugen Ratibor

9. Februar

Eine überaus lebhafte Geſellſchaftswoche liegt hinter uns. Den Reigen der Feſtlichkeiten eröffnete der öſterreichiſch-ungariſche Botſchafter, Herr von Szögyeny-Marich mit einer großen Abendgeſellſchaft, zu der über 600 Einladungen ergangen waren. Die prächtigen Räume des Botſchaftspalais ſind groß genug, noch mehr Gäſte aufzunehmen. Der Empfang fand in dem herrlichen Lichtſaale ſtatt, den das lebensgroße Bild Kaiſer Franz Joſephs ſchmückt. Hier hatten der Botſchafter mit ſeiner Gattin, die eine lichtblaue Atlasrobe und prächtigen Brillantſchmuck trug, ſowie die drei jugendlichen Töchter des Paares, der Geheimrat Baron Call zu Roſenburg, die Legationsräte Baron Vélics und Graf Nemes von Hidveg, der Major von Schönburg und die übrigen Attachés Aufſtellung genommen, um die Gäſte zu begrüßen, die ſich raſch in der Flucht der glänzend erleuchteten Paradezimmer verteilten. Als einer der erſten erſchien der Oberſtkämmerer des Kaiſerhofes, Erbprinz Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, der noch immer unvermählt durch das Leben wandelt und deſſen Stirn noch nicht durch den Angriff Stöckers wolkig getrübt war. Fernerhin der Oberſtallmeiſter Graf Wedel mit ſeinem gleichnamigen Vetter, dem Hausminiſter, und die ſtattliche Erſcheinung der Oberhofmeiſterin Gräfin Brockdorff in Begleitung der Hofdamen Gräfin Baſſewitz und Baroneſſe Gersdorff. Prinz

Friedrich von Hohenzollern hatte seine schlanke schöne Gemahlin am Arm, die am Hals und im Haar wunderbare Brillanten trug. Der Prinz schien ernster gestimmt zu sein als sonst; schon seit längerer Zeit sprach man davon, daß er den Dienst quittieren wolle, um sich gänzlich der Bewirtschaftung seines reichen und ausgedehnten Grundbesitzes zu widmen. Er galt nie als ein besonders passionierter Soldat, freilich immer als ein pflichtgetreuer; als etatsmäßiger Major und als Kommandeur der zweiten Gardedragoner wußten die Offiziere des Regiments auch seine kameradschaftliche Liebenswürdigkeit zu rühmen. Unmöglich ist es jedenfalls nicht, obschon es offiziös bestritten wird, daß jene vielbesprochene Hofintrige, die seit zwei Jahren die Blätter beschäftigt, in ihren Folgen den Entschluß des Prinzen, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen, bestärkt hat. Mit kräftigem Handschlag begrüßte er den Großherzog von Sachsen-Weimar, dessen schlanke Gestalt in der Uniform des ersten Garderegiments neben seinem Vetter, dem Prinzen Ernst, Rittmeister im zweiten Gardedragonerregiment, aus der Menge auftauchte. Auch der Koburger Erbprinz fehlte nicht, an Jahren gleichfalls einer der jüngsten Offiziere der Potsdamer Elitegarde; in seiner Nähe plauderten abermals zwei fürstliche Vettern miteinander,der Prinz Franz von Arenberg, eines der stilleren Mitglieder der schwarzen Partei im Reichstag, und der 24jährige Herzog von Arenberg, gegenwärtig der Chef seines alten Hauses. Vom diplomatischen Korps fehlte kaum einer; der französische Botschafter war in Gesellschaft seiner Gattin und seines Sohnes erschienen, die Grafen Lanza und Osten-Sacken hatten eine ganze Suite von Attachés hinter sich. In die zahlreich erschienene Generalität mischte sich die Regierungsvertretung. Wir sahen den Minister von Hammerstein, Schönstedt, von Marschall und von Rotenhan, einen Schwarm von geheimen Räten aus allen Ministerien — ganze Breitseiten flimmernder Ordenssterne und ach, welch einen entzückenden Flor von Damen! Die Jugend trug in der Überzahl weiße Toiletten, auch rosa und türkisblau, aus leichtem Zürah oder gestickter Gaze. Die farbigen Seiden-, Sammet- und Perlengürtel des vorigen Jahres scheinen abgetan zu sein; dafür ist der obere

Rockrand paspeliert und verlängert die Taille graziös, die der Gürtel verkürzte. Diamantenknöpfe und Schnallen mit Edelsteinen werden gern getragen, dagegen sind die Stickereien aus Wachsperlen aus der Mode gekommen. Eine entzückende Toilette trug die schöne Gattin eines südeuropäischen Gesandten: ein türkisfarbenes damasziertes Kostüm, dessen Leibchen wie die Seitenbahnen des Rockes aus gezogenem weiten Chiffon bestanden. Diese Seitenbahnen wurden durch blätterlose Girlanden gelber Rosen eingefaßt; eine gleiche Girlande umschloß den Taillenausschnitt und den Hals. Auch eine schwarze Moirée-Prinzeßtoilette gefiel mir; sie hatte rosa Gazeärmel, so riesig wie die Röckchen unserer Ballerinen, mit schwarzen Jettperlen besetzt. Jettketten hielten die Taille über den Schultern; der runde Ausschnitt war vorn etwas eingeschnitzt, und hier quollen rote Rosen hervor; ein Rosenbukett zierte auch den Rock in der Gegend des rechten Knies. Um ½12 Uhr fand das Souper an den in den Parterreräumen aufgestellten Büfetts statt.

Zwei Tage später gab der französische Botschafter ein größeres Diner, dem unter anderen der Prinz und die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, Prinz Heinrich XIX. von Reuß und Gemahlin, die Gesandten Schwedens und der Niederlande und mehrere Hofchargen beiwohnten. Am gleichen Tage fand auch auf der italienischen Botschaft ein Essen statt; zu den zahlreichen Gästen zählten der Reichskanzler, die Gesandten Bayerns, Sachsens und Brasiliens, sowie der Prinz Max Hohenlohe mit Gattin. Am Montag gibt der Kriegsminister ein parlamentarisches Diner, am Donnerstag Minister von Boetticher eine Soiree.

Das Ballfest des Vereins Berliner Presse am gestrigen Abend hatte wie immer eine glänzende Gesellschaft in die schönen Räume der Philharmonie gelockt. Diesmal waren auch mehr Helden der Feder erschienen als auf dem Ball der Schriftstellergenossenschaft, auf dem man vergeblich nach „Berühmtheiten“ auf die Suche ging. Herr Hermann Sudermann machte als neugewählter Präsident des Vereins mit großer Gewandtheit die Honneurs und konnte sich längere Zeit hindurch mit dem Fürsten-Reichskanzler unterhalten, der bald nach Eröffnung in Begleitung seines ältesten Sohnes erschien. Die Tom-

bola war von freigebigen Künstlerhänden überreich ausgestattet worden. Vor allem lockte aber die „Reimschmiede“ die Neugierigen, die sich andichten lassen wollten, in Strömen herbei. Die Reimlein wurden auf einer bereitstehenden, neu erfundenen amerikanischen Schnellpresse auch gleich gedruckt, so daß die glücklichen Abnehmer ihr literarisches Wertobjekt im frisch-feuchten Zustande mit nach Hause tragen konnten.

Die Abberufung des Marineattachés der hiesigen französischen Botschaft, des Leutnants zur See Baron von Grancey, hat nicht nur in der Diplomatie, sondern auch in hiesigen gesellschaftlichen Kreisen Aufsehen erregt. Herr von Grancey, der mit einer Ungarin vermählt ist und erst seit vorigem Jahre, seit der Errichtung eines französischen Marineattachépostens am Berliner Hofe in der Hauptstadt weilt, hat sich schnell beliebt zu machen gewußt. Er wurde rasch persona grata in der Gesellschaft, in der man seine elegante Erscheinung immer gern sah, allerdings gewöhnlich vereinzelt und zumal sehr selten neben der seines Herrn Kollegen, des militärischen Vertreters Frankreichs, Grafen Foucauld. Tatsache ist, daß auch der Kaiser den Baron Grancey sehr bevorzugte, vielleicht lag dies nur an der liebenswürdigen Persönlichkeit des Attachés, vielleicht auch daran, daß Herr von Grancey durch seine Gattin mit einem großen Teile des österreichischen Hofadels verwandt ist. Jedenfalls kam der Attaché durch das auffallende — es mußte naturgemäß auffallen — Entgegenkommen des Hofes und der Gesellschaft sehr bald in eine schiefe Lage zu seiner Botschaft. Bei größerer Diplomatie hätte sich das immer gespannter werdende Verhältnis wohl unschwer wieder ausgleichen lassen. Aber die politische Gewandtheit soll der etwas energischen und geradezu gehenden Natur des Barons Grancey wenig zugesagt haben. Wie das Ende war, weiß man. Unkontrollierbarer Klatsch erzählt von einer sehr heftigen Szene zwischen Mr. Herbette und seinem Marineattaché, deren Folge die von dem Botschafter veranlaßte Abberufung Granceys gewesen sei. Man sagte nun allerdings, daß Herr Herbette im Gegensatz zu seiner behäbigen Erscheinung und der kühlen Gemessenheit, die ihm im diplomatischen Verkehr eigen ist, zuweilen etwas heftig und leicht erreg-

bar sei, sein Personal soll nicht auf Rosen gebettet sein. Es ist auch wahrscheinlich, daß die Abberufungsgerüchte, die schon seit Jahren in bestimmten Zwischenräumen über ihn kursieren, diesmal bedeutend ernster zu nehmen sind. Immerhin hat auch Herr Herbette viel Sympathien in unserer Gesellschaft genossen. Bei Beginn seines Hierseins pflegte er sogar stets die festlichen Veranstaltungen der Berliner Presse zu besuchen, und ich entsinne mich genau, daß die ersten Schimpfereien der Pariser Journale auf den neuen Botschafter am deutschen Kaiserhofe auf diese Besuche zurückzuführen waren. Damals trieb sich noch Herr Rosenthal-Saint Cère, der jetzt hinter vergitterten Fenstern seinen Freund Lebaudy betrauert, in Berlin umher und beeilte sich, dem „Figaro" hautschauernd zu berichten, daß man bei einem lustigen Preß-Feste, dem auch Herr Herbette beigewohnt, den derzeitig gerade seine Lorbeeren pflückenden General Boulanger verspottet habe. In Paris räsonierte man denn auch weidlich — man hat da drüben freilich oft genug auf den Botschafter räsoniert . . .

Tief und schmerzlich hat allerseits der plötzliche Tod des Prinzen Egon von Ratibor berührt. In Berlin spielte der damals blutjunge und bildhübsche Fürst Mitte und Ende der siebziger Jahre gesellschaftlich eine große Rolle. Er war als Gardehusar der flotteste Tänzer, der liebenswürdigste Kavalier und der gewandteste Arrangeur bei allen Festlichkeiten, Theateraufführungen und dergleichen mehr. Im Jahre 1885 vermählte sich der 32jährige mit der Prinzessin Leopoldine von Lobkowitz, deren Mutter, eine geborene Prinzessin zu Oettingen-Wallerstein, bereits weitläufig mit dem Hause Hohenlohe-Schillingsfürst-Ratibor verwandt war. Die Prinzessin, nebenbei enorm reich, ist gleichfalls ihrer hervorragenden persönlichen Eigenschaften wegen allgemein beliebt. Seit drei Jahren war Prinz Egon, der als Major à la suite der zweiten Ulanen geführt wurde, Flügeladjutant des Herzogs von Koburg, der ihn gleichzeitig zu seinem Oberhofmarschall ernannte und nach dem Rücktritt des Herrn von Ebart mit der Leitung des Koburger Hoftheaters betraute. Auch als solcher hatte der früh Verstorbene seine Verdienste.

Das Fest des Brandenburgischen Provinziallandtags — Gesindeball — Allerlei aus der Gesellschaft

24. Februar

Das Gastmahl, das der Minister von Achenbach dem Brandenburgischen Provinziallandtage gab und das durch die große Rede des Kaisers zu einem historisch bedeutsamen Akte wurde, fand in dem großen Saale des sogenannten Englischen Hauses, des Restaurants Huster, statt. Die Gäste waren zu 1/2 7, der Kaiser zu 3/4 7 Uhr eingeladen worden. Der hohe Herr war pünktlich wie immer und sah wahrhaft bezaubernd aus. Auf dem frischen, lebhaft gebräunten Antlitz lag ein liebenswürdiges Lächeln, als er zunächst den Gastgeber mit kräftigem Handschlag begrüßte. Er trug den blauen Interimskoller der Gardedukorps und als Ordensschmuck nur den Hohenzollernschen Hausorden, den neuen Kaiser-Wilhelms-Orden und auf der linken Brustseite das Kreuz der Johanniter. Herr von Achenbach war in der Gala seiner Charge erschienen, während Herr von Manteuffel, der derzeitige Vorsitzende des Provinziallandtages, die Rittmeister-Uniform der Königshusaren angelegt hatte, die den gewichtigen Herrn nicht übel kleidet. Noch ein anderer Husarenoffizier war anwesend, der Major vom Leibregiment Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Auch der Landesdirektor von Brandenburg, Exzellenz von Levetzow, trug Uniform, den blauen Rock mit dem schwarzen Sammetkragen und den gleichfarbigen Ärmelpatten der zweiten Dragoner, der Sieger von Malplaquet. Er saß dem Kaiser gegenüber und hatte die Minister Miquel und von der Recke neben sich. Kein größerer Gegensatz als diese beiden Herren. Der eine klein, ziemlich unscheinbar, mit dem geistvoll häßlichen Gesicht, das dem „Kladderadatsch" so reichlichen Stoff zu seinen Karikaturen liefert, der andere groß, schlank und elegant, sehr stattlich und sehr ritterlich. An eleganten Erscheinungen war überhaupt kein Mangel. Der Regierungspräsident von Puttkamer ist noch immer ein schöner Mann, nicht minder der Flügeladjutant von Moltke, der die Majestät begleitete, und auch Herr von Windheim, unser Polizeipräsident, hat viel Einnehmendes in seiner äußeren Persönlichkeit. Neben dem Grafen August Eulenburg, dem Oberzeremonienmeister,

saß als Vertreter der Stadt der Oberbürgermeister Zelle, geschmückt mit den Insignien seiner Würde, nicht weit davon der Regierungspräsident Hue de Grais, der nun auch in das sechste Jahrzehnt seines Lebens eingerückt ist, und Herr von Kemnitz, der ehemalige Bürgermeister der alten märkischen Stadt Frankfurt a. O. Die Tischkarte zeigte den roten Adler Brandenburgs mit der Devise „Hie gut Brandenburg allewege". Das Mahl war trefflich, aber durchaus nicht opulent. Als Champagner war statt einer der teuren Marken Fleur de Sillery gewählt worden. Auf den Kaisertoast des Gastgebers erfolgte fast unmittelbar die Antwort des hohen Herrn. Die herrliche Rede wirkte auf das tiefste auf die Zuhörer. Auch rein rhetorisch ist der Kaiser ein vorzüglicher Sprecher. Bei dem Gedenken an seinen Großvater zitterte seine Stimme vor innerer Bewegung. Vor allem aber fiel der Appell des Kaisers an die Mütter und Frauen zündend auf die Anwesenden. Aller Augen hingen an den Lippen des Redners, und als das Hoch auf die Mark ertönte, schwollen die Stimmen zu einem einzigen Ruf heller Begeisterung zusammen. Während Kaffee und Likör präsentiert wurden, hielt der Kaiser Cercle ab; er verließ die Gesellschaft erst gegen 11 Uhr, nachdem er vier Stunden unter den Vertretern der alten Markgrafschaft seines Hauses geweilt hatte.

An die Stelle der früheren Bühnenbälle, die sich ausgelebt haben, seit sie nicht mehr von den besseren Schauspielkreisen, sondern nur noch von der Halbwelt des Theaters besucht wurden, ist seit vorigem Jahr der Gesindeball getreten. Seine Entstehung ist auf jene kuriose Polizeiverordnung zurückzuführen, die den Theateragenten vorschreibt, für die Schauspieler Dienstbücher, ähnlich wie für die Domestiken, anzulegen. Die Idee war hübsch, und der vorjährige erste Gesindeball, bei dem alle Welt in Dienstbotentracht zu erscheinen hatte, auch recht gelungen in der Ausführung. Aber schon diesmal blieb die bessere Gesellschaft mit vereinzelten Ausnahmen fern, und dafür hatte sich eine Masse jener kleinen Damen eingefunden, die das Kunststück fertigbekommen, mit hundert Mark Monatsgage einen Toilettenetat von Tausenden zu bestreiten. Es war ein wunderliches Bild. In seiner Äußerlichkeit hübsch, anmutig und farbenbunt, aber in seiner Gesamtheit von den

Maskenredouten im Wintergarten und im Linden-Theater nur wenig verschieden. Bekanntere Schauspieler und Schriftsteller tauchten nur hie und da auf, dafür war an stadtbekannten Lebemännern kein Mangel, und ähnlich verhielt es sich mit dem Ewig-Weiblichen. Ein gut gemeinter, aber herzlich schwacher Prolog von Linsemann eröffnete das Fest. Hübscher und ulkiger war schon das dramatische Frikassee von Julius Freund, das ihm folgte. Besonders belacht wurde Herr Thielscher, ein Schauspieler des Adolf-Ernst-Theaters, der dort „Charleys Tante" kreiert hat und hier in der Maske und Ritterrüstung Florian Geyers erschien. Unter den Herren, die nicht der Bühne angehören und sich recht gut zu amüsieren schienen, bemerkte man auch Dr. Karl Peters im Jockeykostüm. Am Abend vorher hatte dieser schneidige Jockey im Kolonialverein den Prinzen Arenberg aus dem Sattel gehoben. Es war eine stürmische Sitzung, doch wer die Situation kannte, wußte von vornherein, daß Peters Sieger bleiben würde.

Am Mittwoch fand bei dem Erbprinzen zu Hohenlohe-Oehringen ein größeres Diner statt, dem die meisten Botschafter und zahlreiche Standespersonen beiwohnten. Auch der letzte Empfangsabend auf der türkischen Botschaft gestaltete sich überaus glanzvoll. Tewfik Pascha war die vollendete Liebenswürdigkeit; der Stab seiner Sekretäre umgab ihn. Botschaftsrat Rivaat Bey besorgte die Vorstellung. Zu Sonntag hat der Kriegsminister zu einer musikalischen Soiree Einladungen ergehen lassen. Am Montag soll auf allerhöchsten Befehl der erste diesjährige Gesellschaftsabend im Opernhaus stattfinden; bei dieser Gelegenheit kommt Humperdinks „Hänsel und Gretel" zur hundertsten Aufführung.

Erinnerungen an den Siebziger Krieg — Personenwechsel auf der großbritannischen Botschaft — Der Rücktritt des Herrn von Levetzow
Ghika und Beldiman

9. März

Erinnerungen an den großen Krieg von 1870/71 stehen auf der Tagesordnung. Lebhafter und anregender sind sie aber wohl selten ausgetauscht worden als an einem Abend der letzten Woche im Dresselschen Restaurant Unter den

Linden. Rudolf Dreſſel ſelbſt, der Béfour der Reichshauptſtadt, gehört mit zu den Siegern von 1870/71. Er iſt ein alter Gardefüſilier und zählt zu der großen Zahl der Erſtürmer des Mont Valérien. Es mag für ihn alſo eine doppelte Freude geweſen ſein, die Offiziere der Kommandantur von Paris, die vor 25 Jahren in der franzöſiſchen Kapitale voneinander Abſchied nahmen, zu einem gemeinſamen Bankett erinnerungsfroh bei ſich begrüßen zu können. Manche von ihnen fehlten freilich; ſie haben dem großen Generalappell jenſeits des Irdiſchen Folge leiſten müſſen. Andere ehemalige Mitglieder der Pariſer Kommandantur ließen ſich entſchuldigen, ſo Herr von Bernhardi, der ſeinerzeit gemeinſam mit Herrn von Colomb als erſter über die vor dem Arc de triomphe errichtete Barrikade hinwegſetzte und in das beſiegte Paris Einzug hielt, ſo ferner Baron von Saurma-Jeltſch, damals ein ſchneidiger junger Kavallerieleutnant, heute unſer Botſchafter am Goldenen Horn. Aber die Zahl der Anweſenden war immer noch ſtattlich genug. Graue Köpfe, doch warm ſchlagende Herzen! Einer der heiterſten und aufgeweckteſten war der alte Feldmarſchall Graf Blumenthal. 86 Jahre ſind über ſeinen Scheitel gezogen. Doch noch immer glänzt das Soldatenauge in jugendlicher Friſche, und mit heiterer Entrüſtung wehrt er in ſpäter Nachtſtunde die ſorgende Ermahnung eines Verwandten, das Lager aufzuſuchen, ab. „Ich halte es gern mit der Jugend“, ſagt er und lächelt; und wie gut kleidet das liebe Greiſenantlitz dieſes glückliche Lächeln, das von einem Leben voller Segen Zeugnis ablegt! Generalleutnant Freiherr von Prittwitz und Gaffron war ehemals der Platzmajor von Paris; aus Altona war der Generaloberſt Graf Walderſee eingetroffen; man ſah ferner den Grafen Guido Henckel von Donnersmarck, der ſich im Kriegsjahr 71 zu Paris mit ſeiner erſten Gattin vermählt hatte, unſeren ehemaligen Kriegsminiſter Verdy du Vernois, den Fürſten Putbus mit noch zwei Rügenern, den Herren von Eſebeck und von Lancken, den Generalmajor von Colomb und viele, viele andere. Der Bankettſaal war reich geſchmückt. Eine Fülle von Blumen bedeckte die Tafel. Die Speiſekarte, die der Fürſt zu Putbus hatte anfertigen laſſen, zeigte oben den Arc de triomphe mit den drei

ereignisreichen Daten „31. 3. 1814 — 7. 7. 1815 — 1. 3. 1871“ — unten eine Vignette Altmeister Menzels: eine Soldatenhand, die mit dem Lorbeer das Blut vom Schwert wischt. Zu denen, die der Tod abgerufen, zählte auch der damalige Kommandant von Paris, General von Kamecke, und seinem Andenken weihte Graf Waldersee ein stilles Glas, nachdem vorher Graf Blumenthal als Präsident der Tafel in schlichten Worten den Kaisertoast ausgebracht hatte. Dann verlas Herr von Prittwitz das an interessanten Einzelheiten reiche „Protokoll“. Die Unterhaltung drehte sich fast allein um das eine und einzige Thema: die glorreiche Zeit vor 25 Jahren. Tausend Erinnerungen wurden ausgetauscht — jedes dritte Wort hieß „Paris“, doch wenn Namen genannt wurden, verstummte dann und wann das rege Gespräch, der Scherz brach ab und das Auge senkte sich: die Toten feiern nicht mit . . . Als man lange nach Mitternacht endlich zum Aufbruch rüstete, beschloß man, sich in fünf Jahren an gleicher Stätte zu treffen. Auch in das neue Jahrhundert hinein wollte man das Gedächtnis an ruhmreiche Tage tragen . . .

In der großbritannischen Botschaft ist ein Personenwechsel eingetreten. Der bisherige Militärattaché Oberst L. V. Swaine ist abberufen worden. Die hiesige Gesellschaft feierte den Abschied des allgemein beliebten Diplomaten durch ein Essen im Hotel Kaiserhof. Oberst Swaine saß zwischen dem Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein und dem Generalleutnant Graf Wedel, der auch das Hoch auf den Scheidenden ausbrachte. Unmittelbar vor Aufhebung der Tafel traf eine Ordonnanz des Kaisers mit dem Stern zum Roten Adlerorden zweiter Klasse als besondere Ehrung für den Gefeierten ein; der Kaiser hatte sogar die Aufmerksamkeit gehabt, die Souveräne des Scheidenden telegraphisch um die Erlaubnis zu bitten, daß Oberst Swaine die Dekoration annehmen dürfe, und die Bestätigung der Königin Viktoria lag dem in gnädigen Worten abgefaßten Handschreiben des Kaisers bei.

Es sind viele Abschiede gefeiert worden in diesen Tagen. Auch Exzellenz von Levetzow, der bisherige Landesdirektor der Provinz Brandenburg, verläßt seinen einflußreichen Posten, um einer jüngeren und vielleicht schneidigeren, sicher aber minder

beliebten Persönlichkeit Platz zu machen, dem bekannten agrarischen Führer Freiherrn von Manteuffel-Krossen. Selbst die Gegner des Herrn von Levetzow, der 20 Jahre hindurch auf seinem Posten gestanden hat, ehren in ihm den liebenswürdigen, fein gebildeten, bescheidenen und vornehm denkenden Mann. Er gehört zu denen — im politischen Leben sehr wenigen Leuten, die mehr Freunde als Feinde besitzen. Als Politiker ist er freilich nie sonderlich hervorgetreten; als langjähriger Präsident des Reichstages aber leitete er die Versammlung stets mit ruhiger Objektivität und feinem Takt — bis er an jenem Tage der Schmach, an dem die Majorität des Parlaments dem Fürsten Bismarck die Ehrung zu seinem achtzigsten Geburtstage versagte, sein Amt niederlegte. Nun scheidet er auch aus dem Staatsdienst. Das Bankett, das der Landtag der Provinz ihm im Palast-Hotel gab, war in seinem Verlaufe charakteristisch für die Liebe, deren sich Exzellenz Levetzow im Kreise seiner Freunde, Gesinnungsgenossen und Beamten erfreut. Sehr niedlich war das Menü ausgestattet; es enthielt auch unter anderem einige der berühmten klassischen Zitate Levetzows, die der ehemalige Reichstagspräsident gern in seinen Reden und Ansprachen anzubringen pflegte. Nach dem Kaisertoast, den Baron Manteuffel ausbrachte, richtete Graf Willamowitz-Möllendorf als Vorsitzender des Provinzialausschusses das Wort an den Ehrengast. Oberbürgermeister Fritsche aus Charlottenburg folgte mit einem Hoch auf Frau von Levetzow, und nun dankte der Landesdirektor. Die Rührung überwältigte ihn, und Tränen strömten über seine Wangen. Der Abschied wurde ihm schwer. Aber nicht ihm allein. Man wird im Brandenburgischen noch lange und oft dieses seltenen Ehrenmannes gedenken.

Und wieder ein Abschied! Gregor Ghika, der bisherige Gesandte Rumäniens, hat Berlin für immer verlassen, um seinem Nachfolger, Herrn Alexander Beldiman, Platz zu machen. Herr Ghika war eine liebenswürdige und gastfreie Natur, in dessen Haus man gern verkehrte. Seine Gattin schaltete und waltete hier mit Anmut und Vornehmheit, eine Frau von Geist und Eigenart. Wer die Königin Natalie von Serbien, die Gattin Milans, aus Bildern kannte, mußte erstaunt sein über die Ähn-

lichkeit der Madame Ghika mit ihr, aber diese Ähnlichkeit ist eine erklärliche, denn Madame Ghika ist die zweite Tochter des Peter Iwanowitsch Keschko, also eine jüngere Schwester der Königin Natalie. Dem Nachfolger Ghikas ist Berlin nicht fremd. Herr Beldiman ist in Berlin und Dresden erzogen worden, hat hier studiert und spricht das Deutsche wie seine Muttersprache. Er ist zudem mit einer Berlinerin verheiratet — also offene Arme erwarten ihn in der Reichshauptstadt. Aber um des kommenden Mannes wird man den Scheidenden nicht vergessen, der acht Jahre lang unsrer Diplomatie und Gesellschaft angehört hat.

Musikalische Soiree beim Kaiserpaare

10. März

Von der letzten musikalischen Soiree beim Kaiserpaare wird in der Gesellschaft viel und angeregt gesprochen. Daß der Reichskanzler nicht erschienen war, wurde zuerst ängstlich glossiert. Man munkelte allerlei und ziemlich Törichtes, obwohl es bekannt war, daß Fürst Hohenlohe sich in tiefer Familientrauer befindet. Mit allgemeiner Freude begrüßte man dagegen das fürstlich Fürstenbergsche Paar, das nunmehr dauernden Wohnsitz in Berlin nehmen will. Fürst Karl Egon ist bekanntlich vor einigen Tagen vom Kaiser zum Oberstmarschall mit dem Range einer obersten Hofcharge ernannt worden, scheint sich also mit offenen Armen in den Strudel des Hoflebens stürzen zu wollen. Er steht in der Mitte der Vierziger, ist Major à la suite der Armee, Mitglied des Herrenhauses und Reichstages sowie der Württembergischen und Badischen Landeskammern und seit 1882 mit Dorothee von Talleyrand-Périgord vermählt, der einzigen Tochter zweiter Ehe des Herzogs von Sagan. Ihre Mutter ist eine geborene Gräfin Castellane, die nach dem Tode des Grafen Maximilian Hatzfeld-Trachenberg, ihres ersten Gatten, den Herzog von Sagan heiratete. Auch sonst war das Kaiserpaar von der Blüte seines Adels umgeben. Zu der Soiree, die dem Diner folgte, waren fast alle Minister und zahlreiche höhere Militärs geladen, verschiedene Hofchargen, wie der Oberjägermeister Baron Heinze,

der immer jünger zu werden scheint, und auch — soviel ich weiß — zum ersten Male der Polizeipräsident von Windheim mit Gemahlin. Bulß sang ein Lied aus den Skaldenklängen des Grafen Eulenburg, unseres sangesfrohen Botschafters in Wien, Krolop u. a. den Loeweschen „Douglas".

Der Besuch des Grafen Goluchowski — Diner bei der Kaiserin Friedrich — Maskenfest beim Prinzen Aribert von Anhalt

17. März

Der Besuch des Grafen Goluchowski in Berlin bildete selbstverständlich in der letzten Woche das Hauptthema der Unterhaltung. Agenor (der sonst selten vorkommende Vorname ist unter den männlichen Mitgliedern des Geschlechts erblich) Maria Adam Graf von Goluchovo-Goluchowski gehört dem kleinen polnischen Uradel an und steht in der Mitte der Fünfzig. Sein verstorbener Vater war Statthalter von Galizien; der Grafentitel des Geschlechts ist galizischen Ursprungs. Seine noch lebende Mutter ist eine geborene Gräfin Baworowska. Verheiratet ist Graf Goluchowski seit 10 Jahren mit der Prinzessin Anna Murat, der jüngsten Tochter des „Prinzen von Neapel und Fürsten von Pontecorvo" Joachim Murat, aus seiner Ehe mit der vor etwa 10 Jahren verstorbenen Malcy Berthier, einer Schwester des Herzogs von Wagram. Er ist durch seine Gattin, allerdings so weitläufig, daß es lediglich durch die genealogische Lupe erkennbar, also nicht nur mit den Bonapartes, sondern auch mit den Siegmaringer Hohenzollern verwandt, da der Großvater des regierenden Fürsten mit Antoinette Murat, einer Bruderstochter des ehemaligen schönen Königs von Neapel und der Karoline Bonaparte, vermählt war. Eine Persönlichkeit von so hohem Range und so hervorragender politischer Bedeutsamkeit wie Graf Goluchowski mußte selbstredend gebührend gefeiert werden. Die Diners und Soupers und sonstigen materiellen Ehrungen, die der österreichische Minister des Auswärtigen über sich ergehen lassen mußte, waren denn auch recht zahlreich. Bei der Frühstückstafel im königlichen Schloß saß der Graf zur Rechten der Kaiserin und zur Linken der

Hofdame Gräfin Bassewitz; links neben der Kaiserin hatte der Reichskanzler Platz erhalten. Der Kaiserin gegenüber saß der Kaiser, links von ihm der Botschafter Österreich-Ungarns, rechts die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff. Wie ich höre, hatte das Frühstück seinem äußeren Verlauf nach übrigens weniger einen offiziellen als einen familiären Anstrich. Um so offizieller gestaltete sich das Diner, das Fürst Hohenlohe dem Gaste zu Ehren gab. Schon die Platzverteilung war streng zeremoniös. Der Reichskanzler und Graf Goluchowski saßen sich in der Mitte der Tafel gegenüber. Rechts und links vom Reichskanzler folgten zunächst Graf Lanza und Herr Herbette, zu Seiten des Grafen die Herren von Szögyeny und de Vigo; an sie schlossen sich in weitem Kreise die übrigen Botschafter, Gesandten und bevollmächtigten Diplomaten an.

Der neue Militärattaché der großbritannischen Botschaft, der den mit großen Ehren verabschiedeten, allgemein beliebten Oberst Swaine ersetzen soll, Oberstleutnant J. M. Grierson, hat sich den Majestäten vorgestellt und wurde von der Kaiserin-Witwe bereits mit einer Einladung beehrt. Kaiserin Friedrich pflegt im Laufe der Saison gewöhnlich drei- bis viermal Einladungen versenden zu lassen. Das letzte größere Diner bei ihr fand vor einigen Tagen statt; unter anderen wohnten ihm bei die Herren Anton von Werner, Geheimrat Wagner, der Rektor der Universität, der Präsident der Akademie der Künste Professor Ende, Bildhauer Reinhold Begas, der Generaldirektor der Museen Professor Schöne und Geheimer Kommerzienrat Krupp. Auch Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein gab dieser Tage ein Souper, dem eine musikalische Abendunterhaltung folgte, bei der Signora Prevosti und die Damen Susanne Triepel und Magda Lossen mitwirkten. Die Kaiserin war der Einladung ihres Bruders gefolgt.

Ein Faschings-Nachklang fröhlichster Art war das Maskenfest, das der Rittmeister im ersten Gardedragonerregiment Prinz Aribert von Anhalt und seine Gattin, geb. Prinzeß zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, in ihrem hübschen Palais am Tempelhofer Ufer veranstalteten. In der zehnten Abendstunde wogte ein Schwarm bunter Gestalten durch

die geschmackvoll dekorierten Räumlichkeiten; da sah man feiste Mönche und ritterliche Tempelherren, Rokokodamen und Troubadeure, Nobile aus dem Venedig der Dogenzeit, spleenige Engländer, freundliche Gretchen und polnische Juden — es war ein lustiger Mummenschanz. Die liebenswürdige Hausherrin erschien in der Tracht des Direktoire; ihr Gemahl trug ein Incroyablekostüm, nachdem er vorher als Halbasiate im Kaftan der galizischen Juden, mit riesiger Hakennase und Ringellöckchen vor den Ohren, nur von den wenigsten erkannt worden war.

Köstlich sah der junge lustige Erbprinz von Koburg-Gotha in seiner Barrison-Maske aus; nur das Piedestal war in der Kostümierung dezenter gehalten als bei den Originalen. Gräfin Dohna trug eine Jagdrobe aus der Renaissance und Graf Dürckheim stolzierte als Charleys Tante einher, mit dickem, freundlichem, ewig lächelndem Antlitz und tiefen Knicksen vor den ihn ansprechenden Bekannten. Als Master aus der Zeit vor fünfzig Jahren führte Prinz Friedrich Karl von Hessen seine Gemahlin im reichen Kostüm einer altdeutschen Burgfrau am Arme. Der Mephisto, der mit diabolischem Lächeln auf die Gesellschaft herabsah, war Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin. Ein Herr von der amerikanischen Botschaft erschien als Riesendame und ein sangesfroher Legationssekretär Sir Lascelles als behäbiger Augustinermönch. Das Souper steigerte das allgemeine Vergnügtsein noch mehr. Sehr originell war der Kotillon arrangiert worden. Ein Elefant — in natura, kein kaschierter — freilich noch ein junger, doch immerhin ein ziemlich ausgewachsenes Exemplar, führte Berge von Blumen in den Tanzsaal; die Damen erschraken anfangs, aber die täppische Bestie, die von zwei indischen Sklaven geführt wurde, war gut dressiert und ließ sich willig plündern. Affen brachten die Orden für die Herren, und zwei andere Gefährte, mit Ziegen und Hunden bespannt, noch weitere Überraschungen. Es war ein fröhliches Fest, und daß es erst sehr spät, vielmehr sehr früh endete, kein Wunder; man behauptete nicht mit Unrecht, daß es das einzige wirkliche Vergnügtsein in dieser ziemlich langweiligen Saison gewesen ist.

Karl Peters und die Presse — Das Kaiserpaar auf der russischen Botschaft

25. März

Der arme Karl Peters hat böse Tage hinter sich. Seit er nicht mehr im Dienste ist und über seine Zeit verfügen kann, ist er eine populäre Erscheinung in Berlin geworden. Man sieht ihn überall: im Theater, auf den öffentlichen Bällen, in den Gesellschaften und im literarischen Klub — zuweilen in seiner schmucken Uniform, meist aber im eleganten, nach englischem Schnitt gearbeiteten Zivil. Er hat seine Jugend in England verlebt und sich englische Sitten angewöhnt; aus seinem ganzen Sichgeben quillt sozusagen anglikanischer Odem. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß man ihm gegenüber sofort empfindet, es mit einer rücksichtslos seinen Zielen zustrebenden Persönlichkeit zu tun zu haben. Die „wilde Energie", von der Graf Arnim im Reichstage als charakteristisch für Peters sprach, ist in der Tat bezeichnend für den ganzen Mann. Daß er keine Rücksichten kennt, wenn er seine Zwecke verfolgt, hat sein Verhalten dem Prinzen Arenberg gegenüber bewiesen, dessen hofmännische Liebenswürdigkeit ihm nicht gewachsen war. Trotzdem dünkt mich die verspätete Entrüstungskomödie, die im Reichstag gegen ihn in Szene gesetzt wurde, grotesk und lächerlich. Peters hat sich schon von seinem ersten öffentlichen Auftreten an mit Politik beschäftigt; bereits vor 15 Jahren wohnte ich Versammlungen bei, in denen er das Wort führte. Die freisinnige Presse ist ihm also niemals gewogen gewesen, und als seinerzeit die Nachricht aus Afrika hier eintraf, er sei im Kampfe gefallen, da hielt es eines der maßgebendsten Organe des Freisinns für schicklich, dem angeblich Toten noch eine Blütenlese giftiger Schmähungen nachzuschicken. Bei seiner Heimkehr sammelte Peters die freundlichen Nekrologe, die ihm zuteil geworden waren; er hatte Lust, noch nachträglich diese und jene Redaktion, die ihn allzu liebenswürdig behandelte, zu verklagen, unterließ es dann aber doch. Er ist wenig beliebt, obwohl man ihm nicht einmal Mangel an Liebenswürdigkeit vorwerfen kann. Aber er ist der geborene Eroberer; ein starkes Stück Herrschernatur lebt in ihm. Und deshalb glaube ich auch, daß wir ihn bei weiterer Ausdehnung unseres Kolonialbesitzes

schwer vermissen werden. Er wäre schon der rechte Mann, wenn man ihn auf die rechte Stelle zu schaffen verstände. Vorläufig ist allerdings das Resultat der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung abzuwarten. Er hat eine ganze Kolonne von Feinden wider sich, und leicht wird es ihm ganz gewiß nicht werden, sich seiner Haut zu wehren . . .

Der russischen Botschaft wurde vor kurzem die Ehre zuteil, das Kaiserpaar in seinen Räumen zu sehen. Graf Osten-Sacken gab ein großes Souper, zu dem weniger Diplomatie als Hofchargen und Herren und Damen der Gesellschaft geladen waren. Die Gattin des Botschafters empfing die hohen Herrschaften am Fuße der Treppe und geleitete sie in den ersten Salon, wo das Kaiserpaar kurzen Cercle hielt, ehe man zur Tafel schritt. Der Kaiser trug russische Uniform, — die seines Petersburger Gardegrenadierregiments, darüber das Band des Andreasordens. Die Kaiserin hatte eine rosafarbene Robe angelegt. Wer in den Morgenstunden durch den Tiergarten geht, über dem schon der erste grüne Schimmer des erwachenden Frühlings liegt, kann dem Kaiserpaare jetzt häufig begegnen. Beide Herrschaften pflegen fast täglich ihre Fußpromenade vom Brandenburger Tor aus durch die Anlagen zu machen, gewöhnlich nur von einigen Adjutanten und zwei ihnen folgenden Dienern begleitet. Vor einigen Tagen konnte man den Zaren aber auch in schon weit vorgerückter Nachtstunde zu Fuß in der Charlottenstraße treffen. Er hatte bei dem Offizierkorps der Gardekürassiere gespeist und sich im Kreise der lustigen Herren so vortrefflich amüsiert, daß es ziemlich spät geworden war, als endlich zum Aufbruch gerüstet wurde.

Auch die Alarmierungen einzelner Regimenter beginnen wieder, und rings um Berlin blitzt es im weiten Gelände von Waffen, als stehe der Krieg vor der Tür.

Nachklänge zur „Affäre Kotze“ 15. April

Die unselige „Affäre Kotze“, die nie zur Ruhe zu kommen scheint, hat ihr erstes blutiges Opfer gefordert: Baron Schrader ist ein stiller Mann geworden. Daß es zwischen ihm und Herrn von Kotze zu einem Zweikampf auf Tod und

Leben kommen würde, wußte man längst. Zwei Jahre lang hat Herr von Kotze auf den Augenblick warten müssen. Das Warten mag ihm schwer genug geworden sein, aber es war anderseits auch notwendig, da die ehrengerichtliche Untersuchung wider ihn erst zu völligem Abschluß gelangen mußte. Die beiden Männer haben sich so bitter gehaßt, daß jeder Aussöhnungsversuch — und auch an solchen hat es nicht gefehlt — vergeblich gewesen war; es war demgemäß auch erklärlich, daß das Duell in diesem Fall keine leere Formalität blieb, sondern nur unter den strengsten Bedingungen vor sich gehen konnte. Trotzdem: der Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit der einen Partei bedingte noch nicht den tragischen Ausgang, den der Zweikampf tatsächlich genommen hat; es ist auch zweifellos, daß Herr von Kotze seinen Gegner nicht hat töten wollen, er ist, wie ich weiß, selbst tief erschüttert gewesen über dies unvorhergesehene Ende. Das Duell ist ein Krieg im kleinen, und auch der Krieg verlangt nur die Kampfunfähigkeit und nicht die Tötung des Feindes. Herr von Kotze hat das Bedürfnis gehabt, dem sterbenden Gegner die Hand zu reichen; die Besinnungslosigkeit des Barons Schrader ermöglichte dies leider nicht. Er ist unversöhnt gestorben. Das Grab enträtselt das Fragezeichen nicht, das über der unheilvollen Angelegenheit steht. Die ganze Hofgesellschaft spaltete sich seinerzeit in zwei Lager, aber die größeren Sympathien gehörten Herrn von Schrader, und das war nach Lage der Sache begreiflich. Erst im Laufe der ehrengerichtlichen Untersuchung, die gegen Kotze geführt wurde, änderten sich die Ansichten. Der Kaiser, den die höfische Kabale auf das tiefste erbitterte und der die erklärliche Voreingenommenheit gegen Kotze teilte, trat nun auf die Seite des letzteren. Es erfolgten verschiedene Versetzungen und unzweideutige Beweise allerhöchster Ungnade, denen auch Baron Schrader nicht entging. Aber eine ganze Anzahl hochgestellter Persönlichkeiten hielt nach wie vor in treuer Freundschaft zu Schrader und vor allem: der Urheber der Intrige blieb noch immer unentdeckt. Er wird es auch bleiben, selbst wenn Fritz Friedmann, der das Material der unliebsamen Affäre allerdings so ziemlich beherrschen dürfte, die angekündigte Broschüre in der Tat erscheinen lassen wollte.

Kluge Köpfe wollen wissen, der Reichskanzler habe in eigener Person dieser Broschüre wegen mit dem Präsidenten Frankreichs verhandelt. Das ist natürlich Unsinn; dagegen ist es Faktum, daß Friedmann von einflußreichster Seite veranlaßt worden ist, die Veröffentlichung zu unterdrücken. Sie wurde zunächst der Firma Ollendorf in Paris angeboten, die anfangs zusagte, dann aber ablehnte. — Unter den zahlreichen Blumenspenden, die auf dem Sarge des Freiherrn von Schrader niedergelegt worden waren, fiel eine einfache weiße Rose um so mehr auf, als man sie zu Häupten des Toten an einem der silbernen Sarggriffe befestigt und anbefohlen hatte, darauf Obacht zu geben, daß sie mit in die Gruft gesenkt werde. Die einen wollten wissen, die Rose sei der letzte Liebesgruß der hinterbliebenen Witwe an den toten Gatten — andere, sie stamme von der Kaiserin Friedrich, die Herrn von Schrader stets besonders gnädig gesinnt gewesen war — und noch andere behaupteten, eine hohe, fern von Berlin lebende Dame habe die Rose gesandt, eine Dame, die als erbitterte Gegnerin Schraders bekannt war und der ein unkontrollierbarer Klatsch Zwischenträgereien böseſter Art nachsagte . . .

Die Duell-Debatten im Reichstag — Gräfin Louise Wrschowetz † — Erinnerungen an Konstantin v. Grimm

27. April

Ich bin kein Politiker und komme nur selten einmal in den Reichstag; die Duellverhandlungsdebatten lockten mich aber doch. Sie schienen mich als politischen Laien aber nicht allein gelockt zu haben — auf den Tribünen hatte sich eine zahlreiche und sehr elegante Gesellschaft eingefunden, und auch in der Diplomatenloge sah man einige neue Frühlingstoiletten und ein paar sehr niedliche Blumenhüte, unter denen rosige Gesichter hervorlugten, wie sie sonst nicht in den Parlamenten heimisch zu sein pflegen. In der Hofloge saß der Hausminister Herr von Wedel. Man ging wohl nicht fehl, wenn man vermutete, daß er im Auftrage des Kaisers erschienen sei. Hinter ihm sah man zwei interessante Erscheinungen, den Baron Reischach, Hofmarschall der Kaiserin Friedrich, und den Rittmeister a. D. Herrn Dietrich von Kotze, einen Vetter des

vielgenannten Zeremonienmeisters. Beide haben bereits in der leidigen Affäre die Waffen ziehen müssen; Herr von Reischach war der Gegner des Herrn Lebrecht von Kotze, und dessen Vetter stand mit dem Baron Schrader auf der Mensur. Noch andere Mitglieder der Hofgesellschaft waren anwesend; wohl nur die Neugier, die kaum befriedigt werden sollte, hatte sie hergeführt. Graf Herbert Bismarck saß auf seinem alten Platz im Saal, verließ ihn aber vor Beginn der Abstimmung; ebenso tat Herr von Stumm, der noch immer etwas leidend aussieht. Im allgemeinen entsprachen die beiden Sitzungen den Erwartungen nicht, die sensationslüsterne Leute von ihnen erhofft hatten. Die Stimmung war durchaus nicht nervös; der Wiener Hofburgschauspieler, Herr Friedrich Mitterwurzer, der in der Bundesratsloge Platz genommen hatte, konnte keine neuen Studien für seinen Freiherrn von Koeckritz machen. Auch die freisinnige Presse, die für die Verhandlungen so wunderbar schön die Entrüstungstrommel gerührt hatte, ist nicht auf ihre Kosten gekommen. Es ist ihr sichtlich recht unbequem gewesen, daß selbst die Redner der Rechten sich im Prinzip gegen das Duell erklärten: der dicke Herr von Manteuffel allerdings mit einem leicht mokanten Zug um die Mundwinkel. Im „Prinzip" dürfte wohl überhaupt nur ein professionsmäßiger Raufbold mit dem Wesen des Zweikampfes einverstanden sein. Den Kern der Sache traf Herr von Bennigsen, als er von der „Skandalpresse" sprach, die jeden Kampf um die persönliche Ehre zu einem Sensationsfall aufbauscht. Herr von Bennigsen hat durchaus recht; nicht die Duelle haben zugenommen, ich glaube eher das Gegenteil — aber die kleine Skandal- und Winkelpresse hat an Verbreitung gewonnen. —

Auf ihrem Schlosse Lagow in der Neumark starb vor einigen Tagen die letzte des evangelischen Zweiges der gräflichen Familie Wrschowetz-Sekerka und Sedczisz im Alter von 85 Jahren, Gräfin Louise Wrschowetz, geborene Freiin von Brenn. Ihr Gatte war zuletzt Kommandeur der zweiten Husaren und kaufte sich sodann das Rittergut Lagow, wo er im Jahre 1889 starb. Lagow liegt im Ost-Sternberger Kreise und gilt als die kleinste Stadt der preußischen Monarchie, ist also insofern

eine Art Merkwürdigkeit. Ich war häufiger Gast auf dem Schlosse, einer wundervollen alten Feste, deren Grundmauern noch aus dem 12. Jahrhundert stammen und die einst eine Hochburg des Johanniterstums und ein Eckstein des Deutschtums gegen die slawische Sturmflut war. Das Schloß hat eine herrliche Lage am See und schaut von der Höhe auf weithin sich ausdehnende Buchen- und Eichenwälder herab. Man glaubt gar nicht, daß die vielgeschmähte Streusandbüchse weiland des heiligen römischen Reiches deutscher Nation so blühende Oasen enthält. Der verstorbene Graf Wrschowetz war in mancher Beziehung ein Sonderling. Als er, schon in reiferen Jahren stehend, in religiösen Fragen mit sich selbst in Konflikt kam, siedelte er auf längere Zeit nach Halle über und studierte noch einmal Theologie. Einer seiner katholischen Vettern war als „Quellenfinder" berühmt und wurde von wasserarmen Gemeinden häufig seiner eigentümlichen Wissenschaft wegen in Anspruch genommen. Da die Gräfin Wrschowetz ohne Leibeserben verstorben ist, so fällt Schloß und Gut Lagow an eine entfernte Verwandte der Verblichenen, Frau Margarete von Wurmb, geb. Gräfin von Wylich und Lottum, die vierte Tochter des Fürsten zu Putbus. Sie heiratete 1882 den damaligen Rittmeister im Regiment der Gardedukorps, Herrn Hans Wurmb von Zinck, der sich die Besitzung Groß-Leuthen in der Lausitz kaufte und nach zehnjähriger Ehe an schwerem Leiden verstarb. Nach seinem Tode lebte Frau von Wurmb oft monatelang auf Schloß Lagow, dessen Erbin sie nunmehr geworden ist.

Auch der aus New-York gemeldete Tod des genialen Karikaturisten Konstantin von Grimm weckt mancherlei Erinnerungen in mir. Als ich Grimm kennenlernte, war er noch Offizier im ersten Garderegiment zu Fuß und einer der liebenswürdigsten und scharmantesten Herrn dieser Elitetruppe. Schon damals war er ein famoser Zeichner; in den alten Wachtbüchern, in denen Fremde und Gäste ihre Namen einzutragen pflegten, finden sich höchst amüsante Karikaturen, zuweilen etwas gefährlicher Natur aus jener Zeit. Während des Feldzuges trat er mit dem „Daheim" und dem „Kladderadatsch" in Verbindung und lieferte für diese beiden Blätter eine Reihe charakteristischer

Zeichnungen. Er nahm den Abſchied, um ſich ganz der Kunſt zu widmen, und begründete 1874 bei Payne in Leipzig das humoriſtiſch-ſatiriſche Witzblatt „Puck“, das in den Bahnen ſeines New-Yorker Namensvetters und des Londoner „Punſh“ gehalten werden ſollte. Die wenigen Jahrgänge, die vom „Puck“ erſchienen ſind, legen das glänzendſte Zeugnis für die ſtarke Begabung Grimms ab. Sein Genre ähnelt dem Chams, Grevins, Mars und der übrigen Karikaturiſten des „Journal amuſant“, nur war Grimm als Deutſcher weniger oberflächlich, war erfindungsreicher und vor allen Dingen als Zeichner korrekter. Er verſtand es meiſterhaft, die charakteriſtiſchen Elemente der Karikatur mit der größten Porträtähnlichkeit zu verbinden. Der „Puck“, der ein Witzblatt für die vornehme Geſellſchaft ſein ſollte, von dieſer aber im Stich gelaſſen wurde, hat denn auch noch keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Eine Sammlung Grimmſcher Zeichnungen iſt als Buch unter dem ſonderbaren Titel „Sattelknopp, Ragout vom Sport“ erſchienen. Als Herausgeber des „Puck“, für den er übrigens auch zahlreiche ſchriftſtelleriſche Beiträge lieferte, geriet Grimm in arge Feindſchaft mit ſeinen alten Freunden vom „Kladderadatſch“. So behauptete er u. a. einmal, Wilhelm Scholz, der Illuſtrator des „Kladderadatſch“ habe ihm die Idee zu einer politiſchen Zeichnung entwendet. Zwiſchen beiden Blättern tobte damals eine heftige Fehde, die Grimm in beſonders ſtachliger Manier führte. Bei aller perſönlichen Liebenswürdigkeit war er überhaupt eine ziemlich rechthaberiſche, leicht reizbare Natur. Später ſiedelte er nach Paris über und dann auf Anraten ſeines Freundes Gordon Bennett nach New-York. Seine innere Unruhe wuchs mit den Jahren. Auch ſein Stift wurde ſchwerfälliger, ſeine Begabung zerflatterte. Schade um ihn und ſein herrliches Talent.

Eine Wohltätigkeitsvorſtellung der Hofgeſellſchaft

30. April

Eine Wohltätigkeitsvorſtellung ariſtokratiſcher Dilettanten findet immer Zuſpruch; es gewährt ein eigenartiges Intereſſe, die Angehörigen unſerer erſten Geſellſchaftskreiſe mit den berufsmäßigen Bühnenkünſtlern rivali-

sieren zu sehen. So hatte denn auch das Neue Theater lange nicht oder vielleicht noch nie ein so glänzendes Publikum in seinen hübschen Räumen beherbergt als vorgestern; nicht nur die Logen, sondern auch das Parkett und selbst der verpönte zweite Rang waren gefüllt mit duftigen Soireetoiletten und schimmernden Uniformen. Auf einer der hinteren Parkettbänke konnte ich den Grafen Hochberg begrüßen, der heute einmal Gelegenheit fand, das schauspielerische Talent der eigenen Gesellschaftskreise bewundern zu können. In der mittleren Fremdenloge hatte die Kaiserin Platz genommen, in einem rosa Brokatkleide, aber nicht dekolletiert, einen Federfächer in der Hand, ein Rosenbukett vor sich auf der Brüstung. Die hohe Frau sah frisch und blühend aus, plauderte angeregt mit ihrer Umgebung und schien sich prächtig zu unterhalten. Neben ihr saßen die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, der Prinz und die Prinzessin Aribert von Anhalt und der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein. Die Hofgesellschaft war nicht vollzählig erschienen; der Trauerfall in Potsdam mochte manchen zurückgehalten haben — an glänzenden Namen fehlte es dennoch nicht. Graf August Eulenburg, der Oberzeremonienmeister, war in Begleitung seines Bruders, des Ministers, und seiner Nichte, der Komtesse Wanda, in die Loge getreten. Hinter ihrem Stuhl sah man ihren Bräutigam, Herrn von Lestocq vom ersten Garderegiment. Herr von Berlepsch saß mit seiner Gattin im Parkett. In der Nähe plauderten die Gräfinnen Schulenburg und Rantzau miteinander. Der erste Rang bot einen Kranz strahlender Erscheinungen: die Prinzessinnen von Hohenzollern und Max Hohenlohe, die Gräfinnen Dohna, Dürckheim-Monmartin und Finckenstein, Frau von Borcke und Frau vom Rath unter anderen. In der sechsten Parkettreihe saß ein halbes Dutzend junger Komtessen nebeneinander — bildhübsche Backfische, die bei jeder scherzhaften Wendung auf der Bühne und beim Auftreten irgendeines Vetters oder einer Cousine in lustiger Theatermaske förmlich aufjauchzten. Auch an ausgesucht schönen Toiletten war kein Mangel. Ich will versuchen, einige zu beschreiben. Ein Kostüm aus schwarzem Sammet, tief dekolletiert, mit Schul-

terbändern aus Hermelin, umschloß in Prinzeßform die herrliche Figur der Gattin eines sehr bekannten Industriellen. Über einer Logenbrüstung des ersten Ranges tauchte eine in grünlichen Tönen gehaltene Chinébluse im Stile Ludwigs XVI. auf, mit einer Weste aus weißem Atlas, der vielfaltige Revers mit schmalen Zobelstreifen verbrämt. Ich sah ferner eine großblumige Foulardtoilette, deren Rock und Ärmel mit venezianischer Spitze inkrustiert waren; der Gürtel wurde durch goldschimmernde Schuppen gebildet. Sehr hübsch erschien mir auch ein resedafarbenes Tuchkleid mit rosaroter Taille, die mit großmaschigem jettbesetzten schwarzen Tüll bezogen war. Die jüngeren Mädchen trugen sich fast alle in luftigen Stoffen, besonders in seidengestickten Batisten, die die große Neuheit der Saison bilden. Hinter den Kulissen ging es inzwischen sehr lebhaft zu. Direktor Lautenburg und sein erster Komiker, Herr Alexander, hatten die Regie übernommen und trafen noch in fliegender Eile die letzten Anordnungen. Die Damen und Herren, die in dem ersten Einakter beschäftigt waren, hatten sich bereits auf der Bühne zusammengefunden. Komtesse Königsmarck zitterte förmlich vor Lampenfieber; um so besser gelang ihr späterhin ihre Rolle. Die Komtesse ist eine Cousine der Gräfin Radolin und der Freifrau von Bissing und eine Nichte des bekannten Grafen Curt Königsmarck auf Plaue. Unbekümmert fröhlich und nicht angekränkelt von der Kulissenluft erschien Fräulein Gabriele von Levetzow, die Tochter des früheren Landesdirektors der Provinz Brandenburg, unseres langjährigen Parlamentsvorsitzenden. Auch die Herren von Winterfeld und von Möller-Lilienstern, letzterer ein ebenso schneidiger Gardedragoneroffizier wie tüchtiger Schauspieler, sorgten sich nicht um das Kommende, sondern schwirrten lustig umher oder lugten durch das Loch im Vorhang, um die Bekannten im Parkett erspähen zu können. Ein Glockenzeichen — der Vorhang erhebt sich. Skribes „Glücksstern“ ist langweilig wie alle Skribeschen Komödien. Mehltau liegt auf dem Dialog, die Fabel ist gespreizt und unmöglich. Es scheint, als habe das hübsche Kostüm den Arrangeur zu der Unglückswahl verführt. Aber schon jetzt zeigte es sich, daß

die Mitwirkenden auch ein kritischeres Urteil vertragen können. Komtesse Königsmarck hatte ihre Angst überwunden; sie warf nur dann und wann einen fragenden Blick in die Höhle des Souffleurkastens, spielte aber sonst sicher und korrekt. Reizend in ihrer Erscheinung und in einer gewissen anmutigen Bühnen-Unbehilflichkeit war Fräulein von Levetzow, die eine Dienstbotenrolle zu geben hatte; ihr drolliges Weinen und Flennen klang so niedlich, daß ein helles Lachen durch das Haus ging. Das zweite Stück, der bekannte Schwank „Ein weißer Othello", wirkte bei weitem frischer als die Skribesche Langeweile. Hier war besonders Herr Siegismund von Winterfeld auf seinem Platz, der den eifersüchtigen Wüterich mit frischem Humor und ausgeprägtem Darstellungstalent zur Geltung brachte. Neben ihm schoß Prinz Wilhelm zu Stolberg den Vogel ab, gleichfalls ein fescher Gardedragoner, der dritte Sohn des Fürsten Stolberg-Wernigerode; er spielte einen schüchternen Apothekerprovisor mit erschütternder Komik und in gelungener Maske. Sein Bruder, Erbprinz Christian Ernst, Leutnant im Leibhusarenregiment, konnte sich von einer Loge aus an dem Theatererfolge des Prinzen Wilhelm erfreuen. Fräulein von Lawrenz gab die junge, von der Eifersucht ihres Gatten gequälte Frau mit vieler Routine, und ein prächtiges Dienstmädelchen war die Komtesse Erika Dohna, eine liebliche Brünette, die sich im Dienste ihrer Rolle, jedwede Eitelkeit verschmähend, die hübschen Arme küchenrot geschminkt hatte. Dohnas gab es an diesem Abend übrigens eine ganze Anzahl im Zuschauerraum, und auch die Komtesse Erika beklatschte nach Beendigung des „Othello" von der Loge aus die Kollegen und Kolleginnen, die noch im dritten Stück zu tun hatten. Das war Kalischs lustige Posse „Ein gebildeter Hausknecht", in der einst Helmerding und die Schramm sich Lorbeeren zu holen pflegten. Baron Müller hat noch im letzten Augenblick die ehemalige Helmerdingsche Paraderolle des Nietschke an Stelle des Herrn von Behr übernehmen müssen, dessen Schwester, die Baronin Marschall, plötzlich im Wochenbette verschieden ist. Aber Herr von Müller machte seine Sache überaus brav; sein Coupletvortrag zündete. Die Damen von

Gadow und Gräfin Geßler und die Herren von Winterfeld, von Schwarzkoppen und Prinz von Stolberg unterstützten ihn gut. Wenn der Applaus die Darsteller und Darstellerinnen von neuem vor den Vorhang rief, gab es erst ein tiefes Kompliment und einen noch tieferen Hofknicks nach der Loge der Kaiserin und dann eine Verbeugung gegen das Publikum. Die Kaiserin sprach den Mitwirkenden in liebenswürdigen Worten ihre Anerkennung über die Vorstellung aus, die am Sonntag, dem 3. Mai, bei Anwesenheit des Kaisers wiederholt werden soll — übrigens auch zu billigeren Eintrittspreisen.

Von der Gewerbeausstellung in Treptow

15. Mai

Gestern war ich zum zweitenmal draußen in Treptow, mir die Gewerbeausstellung anzuschauen. Am Eröffnungstage ging es gewaltig hoch her. Alle Welt erschien im Frack und der Damenflor in hellen Toiletten, frühlingsmäßig geschmückt wie zu einem Rosenfest. Das Ganze hatte einen hübschen und feierlichen Anstrich; es war ein interessantes Bild mit sehr vielen reizvollen Einzelheiten. Zu letzteren gehörte Fürst Ferdinand, der Bulgarenherrscher, dessen berühmte historische Nase, die in den politischen Witzblättern die drei Haare Bismarcks und den Henriquatre Napoleons sozusagen ersetzt, viel Bewunderung und munteres Aufsehen erregte. Der Fürst macht übrigens den Eindruck eines scharmanten Herrn. Er plauderte liebenswürdig mit seiner Umgebung und nahm es durchaus nicht übel, wenn ihm aus der Straßenmenge ein ungezogenes Bürschlein irgendeine schnodderige Bemerkung zurief. Mit den zahlreichen fremdländischen Orden, die er auf der Brustseite seiner Uniform trug, konkurrierten die Frackklappen massenhafter geheimer und nicht geheimer Kommerzienräte, Generalkonsuln und ähnlicher hervorragender Persönlichkeiten. Menschen ohne Orden sah man nur wenig. Ganz besonders fiel mir ein Herr von ausgesucht jüdischem Typus auf, der das Kreuz des Christusordens am Halse und das des griechischen Erlöser-

ordens auf der Brust trug; er hatte noch verschiedene andere und sehr schön aussehende Dekorationen angelegt, aber nichts machte sich kurioser als diese beiden Kreuze, die so durchaus nicht mit seinen, übrigens sehr intelligenten Gesichtszügen harmonieren wollten. Ein boshaftes Individuum meinte, es seien dies die Kreuze, an die der Herr seine Eitelkeit zu schlagen vergessen hätte. Daß wir im Zeitalter der Uniformierung leben, bewiesen auch die massenhaften Regierungsräte, Ober-, Unter-, Geheime und Wirkliche, die in ihren goldgestickten Hofröcken und mit Goldgallons in den Beinkleidern erschienen waren. Früher gab es gar keinen Regierungsrat, der sich eine Uniform angeschafft hätte; der Frack tat es auch. Aber die Zeiten ändern sich und die Regierungsräte mit ihnen.

Der Arbeitsausschuß schien von allerhöchster Seite etwas mehr herzliches Entgegenkommen erwartet zu haben. Allerhand Stürme sind nicht ausgeblieben. Da hatte zum Exempel einer der drei Herren, so erzählte man sich, der sonst gewandteste und fleißigste, vergessen, seinen Kneifer von der Nase zu nehmen, als er mit dem Kaiser sprach. Das soll ungnädig vermerkt worden sein. Viel glossiert wurde es auch, daß der Kaiser den Arbeitsausschuß nicht zu dem Frühstück eingeladen habe, das er mit seiner Umgebung an Bord der „Bremen" nahm, richtiger wäre es aber gewesen, wenn der Arbeitsausschuß beim Kaiser hätte anfragen lassen, ob der hohe Herr nicht geneigt sein würde, ein Frühstück „entgegenzunehmen" — und am allerrichtigsten würde man gehandelt haben, wenn man sich bei irgendeiner maßgebenden Persönlichkeit, z. B. Herrn von Mirbach, vorher erkundigt hätte, wie man sich bei der Anwesenheit des Kaisers zu verhalten habe. Dann wären Verstöße und Unannehmlichkeiten unterblieben, und man hätte auch nicht auf dieser oder jener unerfüllten Hoffnung an den Wassern von Treptow zu klagen und an der Berliner Börse Mordio zu schreien brauchen. Wir leben nun einmal in einer Zeit, in der sehr viel auf die äußere Form gegeben wird; ob es besser wäre oder nicht, den Hofzopf ein wenig zu beschneiden, ist eine andere Sache — vorläufig muß man mit ihm rechnen, so lang er auch ist.

Der Blumenkorso in Westend
Sportfest vor der Kaiserin

24. Mai

In dem großen Blumenkorso in Westend ist strömender Regen gefallen, der uns in diesem sonderbaren Mai die Pfingstfreude vergällen zu wollen scheint. Trotzdem war auch diesjährig der Korso reich an hübschen und farbenfreudigen Einzelbildern. Die Kaiserin hatte allerdings noch in letzter Stunde absagen müssen, dafür waren aber die Prinzessin Friedrich Leopold, Prinz und Prinzessin Aribert von Anhalt und der Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein erschienen. Unter den Wagen befanden sich viele, die mit auserlesenem Geschmacke dekoriert waren. So verschwand das Gefährt der Fürstin Hohenlohe schier unter der Fülle weißer und roter Kastanienblüten. Prinz Schönburg, der Adjutant des Reichskanzlers, hatte seinen Wagen mit rotem Mohn und Margeriten, Mr. Jackson von der amerikanischen Botschaft den seinen mit zartgetönten Hortensien schmücken lassen. Prinz Ernst von Weimar hatte Moosblumen, der Herzog von Arenberg Marschall-Niel-Rosen gewählt. Die Mailcoachs der Gardekavallerieoffiziere waren mit Girlanden und großen Blumentuffs wie übersät; das Cape eines bekannten Sportsman glich einer fahrbaren Veilchengrotte. Der Landauer eines Börsenfürsten war bis zu den Achsen und Radspeichen herab mit Maiglöckchen garniert. Der Fröhlichkeit der Blumenschlacht tat die Ungunst des Wetters einigermaßen Abbruch. Buketts und Blumen trieften vor Feuchtigkeit, und mit den durch die Luft schwirrenden Frühlingskindern perlten schimmernde Wasserstrahlen von Wagen zu Wagen. Als Kuriosität sei angeführt, daß zu den Prämiierten zwei Angehörige der Theaterwelt gehörten. Herr Bulß vom Opernhause, ein ebenso tüchtiger Reiter und Fahrer wie Sänger, gewann im zweispännigen Herrenfahren den großen Korsopreis, und das bei derlei Veranstaltungen selten fehlende Fräulein Jenny Groß vom Lessing-Theater eroberte sich für die künstlerische Ausschmückung ihres Dogcart eine Medaille. Der sportliche Teil der Festlichkeit war im übrigen wenig interessant; nur Herr von Wittig erregte im Konkurrenzhochspringen mit seinem famosen „Bravo" eine flüchtige Sensation.

Die Kaiserin ergötzte sich einen Tag später an einer anderen sportlichen Veranstaltung, die Oberst von Scholl mit der Leibgendarmerie und der Leibgarde Ihrer Majestät auf dem Reithofe der Kaserne am Louisenplatz arrangiert hatte. Das kleine Fest begann mit einer Reihe von Trabtouren in verschiedenen Formationen, denen eine doppelte Fahrschule, von zwei Wachtmeistern ausgeführt, folgte. Die letztere, der sich ein Hürdenspringen anschloß, wurde mit so großer Vollendung geritten, daß die Kaiserin, die in Begleitung der Prinzen Wilhelm, Adalbert und Joachim und der Prinzessin Viktoria Luise erschienen war, eine Wiederholung wünschte. Ebenso tadellos wurden die Galopptouren ausgeführt. Ein Springen zu zweien und die Frontaufstellung bildeten den Schluß der Veranstaltung. Es ist bekannt, daß die Kaiserin ein außerordentliches Interesse für ihre Leibgarde hat; die Anregung zu dem kleinen Reiterfest ging dann auch von ihr selbst aus.

Zarenehrung im Berliner Lustgarten
Das historische Exerzieren der zweiten Garde-Infanteriebrigade

4. Juni

Der Berliner Lustgarten hat im Laufe der Zeiten mancherlei Wandlungen durchmachen müssen. Als der erste preußische König das alte Schloß durch Andreas Schlüter und seinen Rivalen Eosander von Goethe prächtig ausbauen ließ, erhielt auch der Lustgarten seinen besonderen Schmuck. Aber das wurde anders unter dem „Königskorporal", seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm. Die schönen Anlagen verschwanden, der Platz wurde mit dickem Sand und Kies überstreut, der dann festgestampft wurde — aus dem Lustgarten wurde ein Exerzierplatz, auf dem der Soldatenkönig über seine großen Grenadiere Revue abzuhalten pflegte. Seit dieser Zeit fanden hier nur dann und wann, bei festlichen Gelegenheiten, militärische Schauspiele statt, und es war eine Erinnerung an alte Zeiten, als vor einigen Tagen wieder einmal die Fronten blitzender Uniformen zwischen den Bosketts und Hecken und Rasenrondells

sichtbar wurden. Der Kaiser hatte für den Tag der Moskauer Krönung als Ehrung für das befreundete Zarenpaar eine Parade des Alexander-Gardegrenadierregiments und der zweiten Gardedragoner, zu deren Chef jüngst die Kaiserin von Rußland ernannt worden ist, anbefohlen. Obwohl die Order erst in letzter Stunde erfolgt war, hatte sich doch ein zahlreiches Publikum eingefunden, das den Kaiser, der in russischer Infanterieuniform erschien, mit stürmischen Hochrufen begrüßte. Der stattlichen Erscheinung des hohen Herrn steht die einfach geschmackvolle russische Uniform besonders gut. Er ritt einen prächtigen Fuchswallach und sprengte, von seiner Suite und dem Hauptquartier umgeben, im kurzen Galopp an die Front der Truppen heran, sie mit einem „Guten Morgen" begrüßend, das mit einem kräftigen, einstimmig dröhnenden „Guten Morgen, Majestät" beantwortet wurde. Die kurze Ansprache des Kaisers über die Bedeutung der kleinen Feier schloß mit einem Hurra auf das Zarenpaar ab. Dann klang die russische Nationalhymne, und die beiden Regimenter defilierten in Kompagnie- und Eskadronskolonne an ihrem höchsten Vorgesetzten vorüber. Die Offizierskorps folgten nach beendeter Parade der Einladung des Kaisers zum Frühstück in das Schloß.

Interessanter als dieses kurze soldatische Festspiel gestaltete sich das historische Exerzieren der zweiten Garde-Infanteriebrigade, das der Kaiser am Freitag als dem Gedenktag an die einzige Parade, die unter Kaiser Friedrich abgehalten worden war, angeordnet hatte. Zahlreiche fremdländische Offiziere und fast die gesamte Generalität wohnten dem Manöver bei; auch aus der Kolonialausstellung in Treptow hatte sich eine Anzahl schwarzer Eingeborener eingefunden, die in girlandengeschmückten Kremsern erschienen waren und mit lebhaftem Erstaunen der Entwicklung der bunten militärischen Bilder zusahen. Der Kaiser selbst hatte die Führung der aus den Gardekürassieren und aus einigen Batterien des ersten Garde-Feldartillerierigements zusammengesetzten „Ostarmee" übernommen. Die „Westarmee", aus den Alexander-Grenadieren, den Gardeschützen, den ersten Gardedragonern und drei Batterien der ersten Gardefeldartillerie bestehend, stand unter dem Be-

fehl des Generals Herwarth von Bittenfeld. Die zweite Brigade hatte auf dem Tempelhofer Felde Aufstellung genommen. Bei Beginn des Gefechts schob sie rückwärtig Schützenketten aus und ging sodann nach dem Dorfe Brietz vor, während die Kavallerie die Hasenheide abzusuchen begann. Es war ein hübsches, lebhaft gefärbtes Bild bei strahlendem blauen Himmel und hellem Sonnenschein, der die aufwirbelnden Staubwolken mit lichten Goldtönen lasierte. Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß über die Landschaft und im Nu änderte sich das Ganze. Von Brietz her rückte die Infanterie der Ostarmee in geschlossenen Kolonnen gegen Berlin vor. Kürassierschwadronen sicherten ihre Flanken, die Artillerie sauste ihr voran und fuhr auf einem kleinen Hügel in Position. Auch das Schützengefecht begann sich zu entwickeln. In das Dröhnen der Kanonen knatterte das Gewehrfeuer; weiße Dampfwolken huschten über die Ebene, und wenn sie sich lichteten, sah man die blauen Röcke der Dragoner und die Koller der schweren Reiterei über das Feld fliegen. Die Küraſſe und Helme blitzten, die Lanzenfähnchen flatterten lustig im Winde. Die Westarmee hielt tapfer stand. Das Feuer, das sich entwickelte, war rapide, aber der Gegner zog immer neue Hilfskräfte heran und ging schließlich tambour battant im Generalsturm vor. Da aber erschallten die langgezogenen Töne des Signals „Das ganze Halt“ — und wie der Blitz standen die Truppen. Kein Schuß fiel mehr. Auf dem Hügel östlich der Tempelhofer Chaussee erschien ein Reitertrupp, eine glänzende Kavalkade höherer Offiziere, an ihrer Spitze der Kaiser. Ein neues Signal rief die Offiziere zur Kritik, dann beendete ein Vormarsch in Paradeaufstellung das interessante Manöver.

Selbstverständlich hatte das Gefecht auch das Volk in dichten Scharen herbeigelockt. Man begreift die ständigen Klagen über die wachsende Arbeitsnot nicht recht, wenn man sieht, daß der Berliner sich überall da zu Haufen sammelt, wo er sich ein Vergnügen verspricht. Er hat eigentlich immer Zeit, aber er fehlt nie oder nur ungern, wenn es sich um militärische Schaustellungen handelt. Die Soldatenlust steckt ihm nun einmal im Blute — dagegen hilft alles Räsonieren über den „Moloch Militarismus“ nichts. Auch eine Anzahl Equipagen mit elegan-

terem Publikum hatte sich eingefunden; die Mehrzahl der Zuschauer gehörte aber wie immer dem unverfälschten Volke an. Die alten Typen, die schon Glasbrenner so lustig zu beschreiben und Hosemann so prächtig mit dem Stift wiederzugeben verstand, tauchen bei solchen Gelegenheiten von neuem auf, und auch die Witze, Scherzrufe, Kalauer und Schlagworte, die von Mund zu Mund fliegen, sind die alten geblieben.

Alexander Baron von Roberts †

11. September

In Schreiberhau ist vor kurzem Alexander Baron von Roberts verstorben. Die deutsche Literatur verliert in ihm einen ihrer feinsten Geister unter den Zeitgenossen, mir ist ein lieber Freund zu Grabe getragen worden. Vor ungefähr 10 Jahren siedelte er von Wiesbaden nach Berlin über; damals erst lernte ich ihn persönlich kennen, doch aus der raschen Bekanntschaft wurde bald ein intimeres Freundschaftsverhältnis. Wie so viele der jüngeren Schriftstellergeneration hat auch Roberts erst Uniform und Degen getragen, ehe er sich gänzlich der poetischen Tätigkeit zuwandte. Wie sein Name und der Baronet-Titel besagt, ist seine Familie englischer Abstammung; er selbst erhielt indessen in Luxemburg eine halbfranzösische Erziehung; die nicht ohne Einfluß auf sein späteres schriftstellerisches Wirken blieb. Roberts trat 1866 als Pionier-Offizier in die Armee. Er war ein tüchtiger Soldat, obwohl seine Neigungen immer mehr geistigen Interessen zustrebten. Als junger Offizier veröffentlichte er seine ersten literarischen Arbeiten, zum Teil Skizzen und Schilderungen aus seiner Soldatenzeit und Erinnerungen aus dem französischen Feldzuge. Franzosen und Amerikaner haben in der Skizze Großes geleistet; ihnen strebte Roberts nach. Es kann ihm als unvergängliches Verdienst angerechnet werden, daß er die „short story“ bei uns zu Ehren gebracht hat. Er war ein Meister der Novellette: ein feiner Stilist, ein Künstler der Form, ein gedankentiefer Poet voll Herz und Seele. Zwei dieser kleinen Erzählungen stehen mir besonders in der Erinnerung: „Monsieur Krach“, die Geschichte

eines jungen Pariser Ehepaares, das bei einer großen Panik sein Vermögen eingebüßt hat und sich in den Frieden und die Stille der Natur rettet — und „Die Pensionärin", eine ganz eigentümliche Arbeit, die von intimster Kenntnis psychologischen Lebens Zeugnis gibt und die niemand ohne tiefgehende Erschütterung lesen wird. In diesem Kabinettstückchen überragt Roberts seine Vorgänger auf gleichem Gebiete bei weitem: die Franzosen an Kraft des Empfindens, die Amerikaner an Wärme des Humors; das deutsche Gemüt kam ihm zu Hilfe.

Anfang der achtziger Jahre nahm Roberts als Hauptmann den Abschied. Nun, da ihm mehr freie Zeit vergönnt war, wagte er sich auch an größere Arbeiten. Sein Roman „Lou" bedeutete einen starken Erfolg. Die Erzählung behandelt die mannigfachen Schicksale eines armen Nubiers, den ein Pariser Flaneur aus Afrika mit in die Heimat gebracht hat, und der im modernen Babylon Herz und Leben verliert. Eine originelle Idee, mit großer Kunst ausgeführt; nirgends eine Spur von Schablone, eigenartig in Erfindung und Ausarbeitung. Die zu dem Zyklus „Götzendienst" gehörenden Romane „Um den Namen", „Revanche" und „Preisgekrönt" sind dem Verfasser weniger gelungen, anders die beiden großen Erzählungen „Die schöne Helena" und „Majestät", die eine der Roman einer Köchin, die andere der eines Königs. So grundverschieden das Milieu ist, in dem diese Romane spielen, so ähneln sie sich doch in der Originalität der Erfindung, in der Anschaulichkeit der Schilderungen und in der poetischen Idee. „Die schöne Helena" zählt ganz zweifellos zu den besten Romanen aller Zeiten, trotzdem — bezeichnend für unsere Familienblatt-Literaturverhältnisse — der Verfasser das Manuskript von dreizehn Redaktionen zurückerhielt, weil die Heldin zufällig mal keine Gräfin, sondern nur eine Köchin war. Selbst die „Kölnische Zeitung", der Roberts den Roman angeboten hatte, weil er in Köln spielt, wies ihn zurück; endlich fand er in „Westermanns Monatsheften" Aufnahme.

Ich habe Roberts nie anders als kränklich gekannt. Ein schweres Magenleiden, das seine Nervenkräfte aufrieb, peinigte ihn seit Jahren. In seiner äußeren Erscheinung hatte er wenig vom

Typus des norddeutschen Offiziers. Er war kaum über mittelgroß, zierlich und schmächtig, mit einem feingeschnittenen, geistreichen, von einem kurz gehaltenen Vollbart umrahmten Gesicht. Sein Leiden hatte ihn, wie er mir oft klagte, frühzeitig altern lassen; es nahm ihm nur allzu häufig die Lust an der Arbeit, und gerade das nagte schmerzlich an dem sonst so schaffensfrohen, arbeitslustigen Mann. Als ich ihn im verflossenen Winter zum letzten Male sah, ging es ihm vorübergehend besser. Er erhoffte Tröstliches von der Zukunft, legte soeben die Feile an einen neuen großen Roman „Die Schwiegermütter" und erzählte von allerhand anderen Plänen. Kurze Zeit darauf mußte er abermals eine Kuranstalt aufsuchen. Daß es so rasch und so plötzlich mit ihm zu Ende gehen würde, war indessen nicht zu erwarten; trotz seiner Kränklichkeit besaß er eine ziemlich zähe Konstitution. Möge ihm die Erde leicht sein!

Pfarrer Naumann und Herr von Egidy

9. Oktober

Der Kampf zwischen den Alten und den Jungen in der christlich-sozialen Partei ist auch für den, der sich sonst im allgemeinen von dem Treiben der Politik fernhält, von Interesse. Ich habe vor kurzem einmal einen Vortrag des vielgenannten Pfarrers Naumann, Herausgebers des „Hülfe", angehört und muß gestehen, daß der streithafte geistliche Herr in seinem Auftreten und seinem ganzen Sichgeben einen ungemein günstigen Eindruck hinterläßt. Er ist kein Fanatiker wie Stöcker, verfügt freilich auch nicht über dessen glänzende Rednergabe, die geradezu fortreißend wirken kann. Er ist im Gegenteil ein ruhiger, verständiger Mann, der gewählt, aber etwas schwerfällig spricht; aus seinen Worten klingt tiefe Ehrlichkeit und Wärme der Überzeugung hervor. Jedenfalls ist Naumann eine Persönlichkeit, mit der man künftighin im politischen Leben wird rechnen müssen. In seiner Ansprache streifte er auch die Stellung der Sozialdemokratie, gegen deren antinationale Tendenzen er sich in scharfen Worten wandte, deren erfolgreiche Geistesaufrüttelung er indessen anerkannte. Auch

einer Versammlung, die Herr von Egidy einberufen, habe ich kürzlich wieder einmal beigewohnt. Egidy hat in der Schlichtheit seines Auftretens eine gewisse Ähnlichkeit mit Naumann. Er ist kein blendender Dialektiker, doch die Ehrlichkeit seiner Gesinnung gibt dem, was er sagt, Kraft, Schwung und Leidenschaft. Aber er kommt nicht vorwärts. Er bewegt sich immer in den alten Geleisen; es macht den Eindruck, als mühe er sich unsäglich ab mit neuen Beweisen seiner Glaubenstheorie. Das Publikum zur Überzeugung zu bringen — es gelingt ihm nicht. Man muß Respekt vor dem Manne haben, der eine glänzende Karriere opferte, weil er den Mut hatte, seine Ansichten offen auszusprechen. Aber die Begeisterung, die man ehemals dem Propheten einer dogmenlosen reinen Religion entgegenbrachte, scheint im Erlöschen zu sein; die Egidy-Gemeinde ist klein geworden. Interessant und nicht allgemein bekannt ist es übrigens, daß dem Husaren-Regiment, das Egidy ehemals als Kavallerieoberst leitete, auch noch zwei andere Herren angehörten, die sich in jüngster Zeit als talentierte Schriftsteller Namen und Ruf erworben haben: Wilhelm von Polenz und Georg Freiherr von Ompteda. Beide sind intime Freunde Egidys und beide teilen dessen geistige Freiheit und in bestem Sinne liberale Anschauungsweise.

Das Mikado-Fest beim japanischen Gesandten

11. November

Gestern fand bei dem japanischen Gesandten, dem liebenswürdigen Vicomte Aoki, eine interessante Festlichkeit statt, von der ich vom Hörensagen berichten kann. Es handelte sich um die Geburtstagsfeier des Kaisers von Japan. Der Tag wird innerhalb der kleinen japanischen Kolonie, die Berlin besitzt, stets in festlicher Weise begangen; diesmal hatten sich aber auch aus dem Reiche, aus Frankreich und England zahlreiche Japaner eingefunden, so daß die Anzahl der Teilnehmer sich auf fast 100 Personen belief. Europäer waren nur sechs anwesend, unter ihnen der hiesige japanische Konsul Herr Wolffson mit seiner Gattin. Die eleganten Räume der Gesandtschaft

strahlten im Glanze des elektrischen Lichts. Im Speisesaal war ein Büfett errichtet worden, das nur mit japanischen Gerichten, meist auf silbernen Schüsseln serviert, bedeckt war. Die heimatlichen Speisen erregten eine förmliche Begeisterung. Man wußte, daß die Vicomtesse Aoki von Geburt eine Deutsche ist und daß auch der Haushalt des Gesandten auf deutschem Fuße geführt wird, und zerbrach sich den Kopf darüber, wie die liebenswürdige Hausfrau es möglich gemacht hatte, ohne die Beihilfe eines eigenen japanischen Kochs alle die leckeren nationalen Herrlichkeiten zu beschaffen. Im übrigen tat man den Heimatsgerichten alle Ehre an; auf den nationalen Reiswein hatte man allerdings verzichtet, dafür floß der Champagner in Strömen — es war das einzige Getränk, das verabreicht wurde. Der Gesandte hielt zunächst den Toast auf den Kaiser von Japan, der nach gut deutscher Weise in einem dreifachen Hoch gipfelte, nur daß man statt des deutschen Wortes das japanische „banzai" aus voller Kehle schmetterte. Dann nahm der am Abend vorher aus Paris hier eingetroffene Generalmajor Seiki Teranji das Wort zu einer kurzen Danksagung; das Absingen der japanischen Hymne schloß den offiziellen Teil der Feier — man blieb aber noch lange in harmloser Gemütlichkeit beisammen.

Der Tod des Fürsten von Fürstenberg

2. Dezember

Der Tod des Fürsten von Fürstenberg hat unsere Gesellschaft schwer getroffen. Als er kurz nach seiner Verheiratung mit der Prinzessin Dorothee von Talleyrand-Périgord nach Berlin übersiedelte, wurde er seitens des Hofes und unsrer Aristokratie mit offenen Armen empfangen. Der alte Kaiser verkehrte viel in seinem Palais in der Wilhelmstraße; die Fürstin zählte zu seinen Lieblingen, mit der er gern ein Stündchen verplauderte. Bei allen Hoffestlichkeiten wurde sie besonders ausgezeichnet, auch kam es häufig vor, daß er in den Nachmittagsstunden unerwartet in ihrem Hotel erschien, um sich eine Tasse Tee auszubitten. Fürst Carl Egon, der damals in den Dreißigern stand und Herr eines riesigen Vermögens

sowie umfangreicher Liegenschaften war, gehörte nie zu jener Sorte von Lebemännern, die in törichter Verschwendungssucht das Erbe ihrer Väter verschleudern und immer nur das eine Ziel, den Tag in Vergnügungen aller Art totzuschlagen, vor Augen haben. Aber er liebte es, was er sich gönnen konnte, Vornehmheit in der äußeren Lebensführung und eine glänzende Repräsentation. Er war auch ein begeisterter Sportsman und scheute als solcher kein Opfer zur Vervollständigung seines Stalls. In den ersten Regierungsjahren unseres jetzigen Kaisers nahm dieser bekanntlich einmal Gelegenheit, den Regimentskommandos eine Order behufs Einschränkung des luxuriösen Lebens innerhalb des Offizierkorps gewisser Regimenter zugehen zu lassen. Auch einzelner sportlicher Ausschreitungen wurde dabei gedacht und auf Mißbräuche in den vornehmen Klubs aufmerksam gemacht. Einem unkontrollierbaren Gerüchte zufolge soll der Fürst gewisse persönliche Bemerkungen, die der Kaiser im Anschluß an seine Order gelegentlich machte, auf sich bezogen haben — kurzum, es trat eine merkliche Erkältung zwischen ihm und dem Berliner Hofe ein. Der Fürst verließ die Hauptstadt und siedelte auf seine süddeutschen Besitzungen über, eine tatsächliche und lebhaft fühlbare Lücke im Berliner Gesellschaftsleben zurücklassend. Auch der Kaiser mag das — es ist schwer zu beurteilen, ob gerechte oder ungerechtfertigte — Schmollen des glänzenden Offiziers bedauernd empfunden haben, denn er versuchte von neuem, ihn an den Hof zu fesseln. Er ernannte ihn zunächst zum Major à la suite der Armee; die Folge davon war, daß der Fürst Carl Egon sich persönlich bei dem Herrscher melden und seinen Dank für die bezeugte Gunst erstatten mußte. Dabei soll es zu einer längeren Aussprache zwischen den beiden Herren gekommen sein, die in versöhnlichster Stimmung voneinander schieden. Bald darauf erfolgte die Ernennung des Fürsten zum Oberstmarschall. Es ist dies nach dem Oberstkämmerer die höchste Charge im kaiserlichen Hofhalt, die bisher vertretungsweise vom Oberstjägermeister Fürsten Pleß geführt worden war — ein Ehrentitel, der nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten mit dienstlichen Funktionen verbunden ist. Der Fürst kehrte nunmehr mit seiner

Gemahlin nach Berlin zurück, und es hieß damals, er werde die Wintermonate ständig in der Reichshauptstadt verleben und durch seine Gegenwart und die Führung eines eigenen Haushalts der Saison einen besonderen Glanz verleihen. Leider täuschte man sich in dieser Hoffnung. Der bisher so rüstige, stahlnervige Mann begann plötzlich zu kränkeln; es zeigten sich die Vorboten jenes unheimlichen Leidens, von dem er vor kurzem im linden Süden Genesung zu finden hoffte und das ihn überraschend schnell vom Leben abgerufen hat.

Der Fürst war eine überaus liebenswürdige Persönlichkeit, ein echter Edelmann. Mit vornehmer Gesinnung verband sich in ihm eine große Güte des Herzens und eine Menschenfreundlichkeit, von der namentlich die zahlreichen Beamten auf seinen Besitzungen Rühmenswertes zu erzählen wissen. Für die Hebung des heimischen Sports hat er viel getan. Der Aufschwung der Rennen in Baden-Baden, wo er gewöhnlich bei seiner Schwester, der Prinzessin Amélie, zu wohnen pflegte, ist zum größten Teil auf seine kraftvolle Initiative zurückzuführen. Mancherseits ist ihm damals zum Vorwurf gemacht worden, er bevorzuge die französischen und englischen Sportkreise. Das ist ganz irrig. Gerade die Rennen von Baden-Baden haben sich ihren Weltruf dadurch erworben, daß sie einen gewissen internationalen Charakter trugen. Daß der Fürst ihnen diesen Charakter zurückgegeben, hat aber wesentlich zur Hebung des heimischen Sports beigetragen, der im Vergleich mit dem fremdländischen den Ansporn zur Verjüngung und zu einem frischen, lebendigen Aufschwung fand. In Baden-Baden wie in Berlin gehörte Fürst Carl Egon zu den populären Erscheinungen. Erwähnt muß noch werden, daß er auch an den Lawntennis-Turnieren, die zuerst von Baron Schöler, dem ehemaligen Kurdirektor von Baden-Baden, jetzt in Homburg, eingeführt wurden, ein lebhaftes Interesse nahm. Ohne seine tatkräftige Beihilfe wäre es Herrn v. Schöler vielleicht nicht gelungen, seiner Schöpfung, deren Wert auch vom hygienischen Standpunkte aus gar nicht zu unterschätzen ist, eine so weitgehende Beachtung zu sichern, wie sie tatsächlich gefunden hat.

Die Fürstenbergs sind ein schwäbisches Dynastengeschlecht, das schon zu Zeiten Karls des Großen genannt wird und deren ununterbrochene Stammreihe Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnt. Um 1250 werden sie als Grafen und Landgrafen bezeichnet; der Reichsfürstenstand datiert vom Jahre 1664. Bei der Mediatisierung fiel das ehemals souveräne Fürstentum Fürstenberg an Baden, Preußen und Württemberg, und der Chef des Hauses wurde infolgedessen stets Mitglied der ersten Kammern dieser drei verbündeten Staaten. Der Stammsitz des schwäbischen Zweiges, dem der Verstorbene, der das Haupt des fürstlichen Gesamthauses war, angehörte, ist Donaueschingen. Hier befinden sich auch die wundervollen Sammlungen des Geschlechts, vor allem die kostbare, in einem eigenen Gebäude untergebrachte Bibliothek, die an 100 000 Bände Druckwerke und über 1000 Handschriften zählt. In Forscherkreisen ist diese Bibliothek berühmt wegen der vielen überaus wertvollen Schätze, die sie enthält. Ihr vorletzter Hüter war der bekannte Dichter und Bibliothekar K. A. Barack, der vor kurzem in Straßburg verstorben ist und sich als Herausgeber der köstlichen „Zimmernschen Chronik" ein bleibendes literarisches Denkmal gesetzt hat. Neben dem Zimmernschen Archiv hat namentlich die Erwerbung der Pappenheimschen, Helffensteinschen und Lasbergschen Sammlungen der Bibliothek in Donaueschingen zu ihrer Bedeutung verholfen. Auch Scheffel war dort einmal Bibliothekar und hat in dieser Zeit ein Werk über die Handschriften altdeutscher Dichtungen in der Fürstenbergschen Bücherei herausgegeben.

1897

Die Zeit der Maskenbälle — Diners beim Kultusminister und dem Marquis de Noailles — Besuch des Barons Henry Rothschild

14. Januar

Die Zeit der Maskenbälle und Faschingsredouten hat wieder begonnen, aber bei uns im Norden ist der Karneval ein ziemlich trauriger Geselle. So war denn auch der erste sogenannte Lindenball, d. h. die erste Redoute in den Prachträumen des Theaters Unter den Linden nur ein Genuß zweifelhafter Natur. Voll genug war es allerdings: die ganze goldene Jugend Berlins war anwesend, was freilich nicht viel sagen will. Die Sitte, im Saal den Zylinderhut auf dem Kopfe zu behalten, weit in den Nacken zurückgeschoben, mit ihm und dem goldknopfgeschmückten Spazierstock umherzustolzieren, ist greulich, scheint aber unausrottbar zu sein. Dazu gehört noch das Monokel in der Augenhöhle, die Gardenie im Knopfloch und ein möglichst blasiertes, dummes Gesicht. Für das letztere brauchen die Träger gewöhnlich nicht erst zu sorgen. An die Stelle der schwarzen Weste ist die weißseidene getreten; wer ganz dernier cri sein will, trägt schwarze Knöpfe an dieser. Auch die Mode des Chatelains regt sich wieder. Wer etwas auf sie hält, dem baumelt unter der Weste ein klingendes Chaos von goldenen oder silbernen Sächelchen hervor, Bleistift, Zigarrenspitzenabschneider, Schwefelholzetui, Messerchen, Zahnstocher und dergleichen mehr. Die Hosen sind weit, bauschig und schlotterig, gewöhnlich galonniert, die Lackschuhe absatzlos, die Strümpfe schwarz, mit ganz feinen roten Strichen durchsäumt. Das sind

die Herren. Kostüm und Maske verschmäht der Gentleman, das überläßt er der Damenwelt. Man kann sich denken, was für eine Sorte von Damen sich auf den öffentlichen Redouten herumtreibt. Aber selbst der eleganteren Halbweltlerin bieten die großen Maskenbälle nicht mehr geeignetes Terrain für ihre Jagd nach dem Goldstück; die Pirsche lohnt nicht. Man erzählte, daß die Direktion des Lindentheaters in Verzweiflung über den geringen Damenbesuch noch in letzter Stunde ganze Haufen von Billetts in die großen Konfektionsgeschäfte geschickt habe. So strömten denn die Probiermamsells und die Figurantinnen der Modebazare in Massen durch die weit geöffneten Pforten, um sich einmal billig zu amüsieren.

In der Gesellschaft, der wirklichen, beginnt es inzwischen sehr lebhaft zu werden. Gestern abend fand beim Kultusminister ein Diner statt. Trotzdem eine große Anzahl von Standespersonen zur selben Stunde zur Abendtafel in das königliche Schloß befohlen worden, war die Gesellschaft noch glänzend genug. Man bemerkte unter anderen die Grafen Eulenburg, Hohenthal und Bernstorff, Staatsminister von Bonin aus Gotha, den Polizeipräsidenten Herrn von Buol und den Präsidenten der Reichsbank Dr. Koch. Baron Marschall sucht seine angegriffene Gesundheit im milderen Klima der italienischen Seen zu kräftigen. Auch bei dem Marquis von Noailles in dem eleganten Botschaftshotel am Pariser Platz ging es gestern geräuschvoll zu. Das hübsche Palais prangte zum ersten Male im hellen Glanz der neu angelegten elektrischen Beleuchtung. Da der Marquis Witwer ist, so waren nur Herren geladen. Der Botschafter ist eine ungemein vornehme Erscheinung, ein schlanker alter Herr mit feinen, von grauem Bart umrahmten Gesichtszügen. Herr von Usedom, der langjährige Introdukteur des diplomatischen Korps, Kammerherr von Cabrera und Oberstleutnant Graf Kanitz hatten die Vorstellung übernommen. Ein großer Teil der fremden Gesandten war erschienen, und an der Spitze der einheimischen Diplomatie der Reichskanzler, frisch und beweglich wie immer, seinen Sohn, den Prinzen Alexander zur Seite. Auch der Hof hatte seine Vertreter gesandt: den Vizeoberzeremonienmeister Grafen Kanitz, den Oberstallmeister von Wedel,

die Hofmarschälle von Reischach und von Niekisch und viele andere. Besonders herzlich begrüßte der Marquis Herrn von Keudell, einen alten Bekannten aus römischen Tagen, der sich sonst nur ungern in den Trubel der großen Geselligkeit zu mischen pflegt. Eine Nichte des obengenannten Oberstallmeisters, die Tochter des Hausministers von Wedel-Piesdorff, hat gestern ihre Hochzeit mit dem Premierleutnant Grafen Bismarck-Bohlen gefeiert. Kaiser und Kaiserin wohnten der Feier bei, die der Hofprediger Dryander in der Dreifaltigkeitskirche vollzog; mit dem hohen Paare erschien eine stattliche Anzahl von Fürstlichkeiten und Würdenträgern des Hofes, von denen die meisten auch an dem Hochzeitsdiner im Hause des Brautvaters teilnahmen.

Unsre Finanzwelt hat der Besuch des Barons Henry Rothschild in Berlin, Sohnes von James Rothschild, der kürzlich seine Tochter, die Baronin Leonino, verloren hat, in eine gewisse Aufregung versetzt. Der Baron wohnt mit seiner Gattin und seinem kleinen Söhnchen im Bristol-Hotel. Die Baronin ist eine sehr schöne junge Frau, eine geborene Weißweiller aus Frankfurt a. Main, ihre Mutter war eine Sulzbach — beide Familien gehören wie die Rothschilds dem großen jüdischen Geldadel an, der sich mit Vorliebe der deutschen Heimat entfremdet und in Frankreich oder England Aufnahme sucht. Auch die Heines, Kants, Sterns, Goldschmidts, Bischofsheims gehören dazu; speziell Frankfurt hat einen großen Teil seiner jüdischen Finanz an Paris abgegeben. Die Rothschilds wurden übrigens schon 1816 nobilitiert; die beiden Töchter des vor zehn Jahren verstorbenen Frankfurter Rothschild sind die Gattinnen des Prinzen Alexander Berthier von Wagram und des Herzogs Agénor von Gramont, dessen Bruder Alfred sich auch eine Frau aus der haut finance mosaischen Glaubens geholt hat. Eine Schwester des Prinzen von Wagram wird sich dieser Tage mit Herrn Roger Montet vermählen. Der Prinz ist ein Enkel des berühmten Palastmarschalls Napoleons I. Wie er, so haben auch andere Abkömmlinge des französischen Schwertadels von Napoleons Gnaden in die Finanzaristokratie hineingeheiratet. Der Herzog von Elchingen, ein Nachkomme Michel Neys, war der Gatte

Paula Heines, einer Nichte des armen Heinrich; der Herzog erschoß sich, und seine Witwe vermählte sich zum zweiten Male mit dem Herzog von Rivoli. Von ihren Kindern führt der älteste Sohn den Titel eines Prinzen von der Moskwa, ihre Tochter Cécile ist die Gemahlin des Prinzen Joachim Murat.

Das Fest des Schwarzen Adlers — Die große Cour und die Neuvorgestellten — Wechsel im geselligen Leben

23. Januar

Die großen Festlichkeiten am Hofe haben begonnen. Der volle Pomp des Zeremoniells wurde am 18. bei der Versammlung der kapitelfähigen Ritter des Schwarzen Adlers entfaltet. Man glaubt sich zuweilen in die Zeiten des ersten preußischen Königs zurückversetzt, wenn man die dazu ergangene Ansage des Grafen Eulenburg liest. Aber es läßt sich nicht leugnen, Glanz und Gepräge wirken imponierend. Es handelt sich diesjährig um die Investitur von sechs neuen Rittern: drei Fürstlichkeiten, dem Erbgroßherzog von Sachsen, dem Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt und dem Fürsten zu Wied, den Generalen von Hänisch und von Seeckt und dem Staatsminister von Delbrück. Der feierliche Zug setzte sich von der sogenannten boisierten Galerie aus, neben den Königszimmern, in Bewegung. Voran schritten zwei Herolde in altdeutscher Tracht, dann folgten die Leibpagen des Kaisers von Trotha und Freiherr von Rechenberg und die Hofpagen in ihren roten goldbordierten Röcken, auf Sammetkissen die Insignien der neu aufzunehmenden Ritter tragend, der Ordensschatzmeister Geheimer Hofrat Borck und der Ordenssekretär Graf Kanitz mit den Statuten, der Oberzeremonienmeister Graf Eulenburg, die kapitelfähigen Mitglieder des Ordens in großer Uniform mit Band, Kette und Mantel, die Prinzen und die fürstlichen Ordensritter, und endlich der Kaiser selbst. Als der Zug den Rittersaal erreichte, blies das Trompeterkorps auf dem sogenannten silbernen Chore (eigentlich nur versilberten, denn das Original hat Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Kriege einschmelzen lassen) eine

schmetternde Fanfare. Gardedukorps und Gardekürassiere pflegen diese Trompeter zu stellen; die Trompeten sind lang und altertümlich, mit Banderolen versehen und werden nur bei Hoffestlichkeiten verwandt. Die Zahl der Geladenen war diesmal besonders groß. Schon die gesamten männlichen Hoschargen repräsentieren ein stattliches Gefolge; ihre Uniformen stufen sich vom goldüberladenen Hofkleide bis zum einfach dunkelblauen Kammerherrnfrack ab. Dazu kommen die Minister und der Riesenschwarm der Generäle und Admirale. Zwischen ihnen verschwinden fast die wirklichen Geheimen Räte erster Klasse, gleichfalls in Uniform und allesamt in Eskarpins — eine förmliche Wadenparade. Die Fanfaren, von dem fernerstehenden Trompeterchor aufgenommen, dauern an, bis der Kaiser den Thron bestiegen und sich der Hofstaat um ihn nach vorgeschriebenem Zeremoniell geordnet hat. Dann erst beginnt der Akt der Investitur. Fürstlichkeiten, in diesem Falle der Herzog Johann von Mecklenburg und der Erbprinz von Sachsen-Koburg, geleiten die neu in den Orden aufzunehmenden Fürsten — zwei Generale die übrigen neuen Ritter vor den Thron, wo der Kaiser als Großmeister ihnen die Kette umhängt, die Akkolade erteilt und nach dem Gelöbnis ihrer Ritterpflicht die Hand reicht. Übrigens fungierte nicht der neuernannte Ordenskanzler Fürst Pleß, den Trauer vom Hofe fernhielt, als solcher, sondern sein Stellvertreter, der ehemalige Staatsminister von Puttkamer.

Minder steif und würdevoll, dafür aber lebhafter und nicht weniger farbenprächtig, gestaltete sich die große Cour am Mittwoch. Für den jungen Offizier, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das Hofparkett betritt, ist das ein Tag besonderer Freude. Da die Fülle der Schloßgäste an solchen Tagen eine kolossale zu sein pflegt, so hat das Zeremonienamt nicht wenig Arbeit, die Anfahrt und die Versammlungen zu regeln. Selbst die im Parterre gelegene Archivwohnung muß mit herangezogen werden. Der Zug entwickelte sich diesmal von den kaiserlichen Gemächern aus. Der sogenannte Große Vortritt, die gesamten obersten Hofchargen mit dem Oberstkämmerer Erbprinzen zu Hohenlohe-Oehringen an der Spitze, eröffnete ihn, dann folgten das Kaiserpaar, die Prinzessinnen und Prinzen. Das

Bronzeschale durch einen Diener, während ein zweiter aus einer kostbar gearbeiteten Kanne parfümiertes Wasser über die Fingerspitzen gießt und das spitzenbordierte Handtuch hinhält, gilt nicht mehr für modisch. Sehr hübsch sind die an Stelle der alten neusilbernen Gläserunterssätze getretenen Untersätze aus starkem Glas, von einem silbernen Reifen umgeben; ähnlich sind auch die Präsentierteller und Tabletts gehalten, sowie die großen Käseschüsseln, die sich durch abnehmbare silberne Einsätze cabaratförmig teilen lassen. Ein nur kurzes Leben führten die mit kleinen Eisstückchen gefüllten Kristallschalen, in die man seine Champagnerbecher setzte; es sah niedlich aus, war aber eine verfehlte Idee; abgesehen davon, daß man den Sekt nicht mehr eiskalt trinkt, störte auch das ewig feuchte, tröpfelnde Glas. Apropos Sekt! Die ganz trockenen Champagnermarken, speziell der Mumm Cordon rouge und die sonstigen Brut-Marken, die zwei Jahre hindurch jedes Diner abschlossen, sind wieder gegen die halbherben zurückgetreten; Cliquot England, Pommery sec und Heidsick sec werden von neuem bevorzugt. Dabei fällt mir ein nettes Geschichtchen ein, das ich an den Schluß meines Briefes setzen will. In einem unserer ersten Hotel-Restaurants wurde kürzlich ein Fest gefeiert, zu dem auch ein sehr hoher Herr geladen war. Der Festordner hatte bestimmt, daß vor das Kuvert des hohen Herrn an Stelle des gewöhnlichen weißen Tischmosels — man wußte, daß der Betreffende den Mosel bevorzugt — ein feinerer Berncastler gesetzt wurde. Der Wein war in Karaffen gegossen worden, trug also kein Etikett. Er schmeckte dem hohen Herrn auch so vortrefflich, daß er den Wirt heranrufen ließ und ihn nach dem Preise des Mosels befragte. Getreu seiner Instruktion antwortete der Mann: „Mark 1,75“ — das war nämlich der Preis des sonst am Tische getrunkenen Mosels. „Sehr billig“, sagte der hohe Herr, „da schicken Sie mal 1000 Flaschen an meinen Kellermeister“. Und die Folge? Der Berncastler kostete 7 Mark die Flasche, und selbstverständlich mußten die Gastgeber die Preisdifferenz tragen. Das hatten sie für ihren kleinen Schwindel; dem hohen Herrn soll aber noch heute der billig erstandene Mosel ganz ausgezeichnet munden!

über diesen getragen; schauderhaft ist der breitkrempige spanische Federhut. Übrigens sind auch die meisten unserer Hofuniformen nicht sonderlich geschmackvoll; zuweilen erinnern sie an die überladenen Livreen der Huissiers in den großen Pariser Hotels.

Das gesellige Leben schlägt inzwischen immer höhere Wellen. Die Zeit von Mitte Januar bis Mitte Februar kann für den, dem es unmöglich ist, sich den gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entziehen, zuweilen schrecklich werden. Die Einladungen hageln förmlich; es kommt vor, daß man zu einem Abend an drei, vier Stellen gebeten ist. Für die dem Hofe nahestehenden Kreise sind die Festlichkeiten selbst noch weniger angreifend als die unaufhörlichen Empfänge. Dazu kommt das Interesse an den Konzerten; man ist froh, wenn man der Abwechslung halber einmal zur Jagd geladen wird und sich den schweren Kopf in der klaren Winterluft ausbaden kann. Im übrigen macht es den Eindruck, als schlage die Luxusbewegung ein wenig zurück. Ich habe das zunächst in reicheren Bürgerkreisen beobachten können. Die unendlich langen Diners mit ihrer Überfülle an magenverderbenden Delikatessen sind eingeschränkt worden: man begnügt sich mit weniger kostspieligen Mahlzeiten. Dafür wird schneller und eleganter bedient. In bezug auf das Tafelservice hat der Winter manche geschmackvolle Neuheit gebracht. Die großen und hohen Prunkaufsätze, die ehedem die Tafel schmückten, so daß die Gegenübersitzenden sich kaum sehen konnten, fallen fort; nur niedrige Aufsätze aus Silber und Gold, vor allem aber aus Bakkarat, sind modern. Das Kristall scheint nach und nach das Edelmetall gänzlich vom Tische verdrängen zu wollen, und es läßt sich nicht leugnen, es sieht beim Kerzenscheine oder beim Glanze der elektrischen Lichter ungleich vornehmer aus als das schwere Prunkgeschütz der goldenen Jardinieren. Für Austern, Hummern und Fischgerichte hat man besondere Service. Die Mundspülnäpfe, die früher aus einfachem Glase, hie und da auch aus gehämmerter Goldbronze gehalten waren, findet man jetzt vielfach aus venezianischem verschiedenfarbigen Kristall in Form zierlicher Blütendolden; die Becher sind ganz abgekommen; auch das Herumreichen einer großen

schweren Prunkkarossen mit dem Landeswappen auf dem Schlage. Im Publikum weiß man gut Bescheid. Da ist Lord Lascelles, die rote Livree der Kutscher und Diener leuchtet weithin. Da der französische Botschafter, dessen feines, von grauem Barte umrahmtes Gesicht durch die Scheiben der Kutsche deutlich zu erkennen ist. Da ein paar exotische Gesandte, der Japaner, der Vertreter Chinas, der brasilianische Bevollmächtigte. Herzog Johann von Mecklenburg fährt mit seinem durchlauchtigsten Vetter von Schleswig-Holstein. Das elegante Gespann des Prinzen Friedrich Leopold erregt allgemeine Bewunderung; Prinz und Prinzessin Albrecht folgen dem Paare. Nun die Generalität in großer Uniform mit Federbüschen auf den Helmen; die Herren sollen der Nagelung der beiden neuen Fahnen für das zweite Bataillon des 71. Infanterieregiments beiwohnen. Auch der alte Feldmarschall Graf Blumenthal ist zur Stelle, hält sich noch immer straff und rüstig, wie einst der selige Wrangel. Da ist auch der General von Hänisch, der jüngste Ritter des schwarzen Adlers, und der Herr von Plessen, der Kommandant des kaiserlichen Hauptquartiers . . . Die Wagen mehren sich. Dann tritt Stille ein; auch der Schnee fällt minder dicht, und wieder lugt ein Stück blauer Himmel auf die Kaiserburg herab.

Plötzlich ertönen vom Lustgarten herüber dumpfdröhnende Schüsse: der Salut der Artillerie — das Zeichen, daß im Schlosse die Gratulationscour begonnen hat. Zu gleicher Zeit rückt unter schallendem Gleichschritt eine Kompagnie des Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiments heran und nimmt vor dem Zeughause Aufstellung. Das Publikum wird unruhig; die Stunde der großen Parole-Ausgabe naht. Die Menge staut sich; die Polizisten, höflich wie immer, vermögen kaum noch den Ansturm des Volkes zurückzudämmen . . . Nun ferne Hurrarufe, allmählich anschwellend zu einem brausenden Jubelruf. Vom Schlosse her nähert sich eine glänzende Gesellschaft dem Zeughause. Voran schreitet das Geburtstagskind, der Kaiser, im grauen Mantel mit breitem Pelzkragen, darüber das Orangeband des schwarzen Adlers und die Schärpe, auf dem Haupte den federgeschmückten Helm. Das leicht gerötete Antlitz strahlte in blühender Gesundung. Neben ihm steht der kommandierende General

des Gardekorps, Herr von Winterfeld, mit dem der Kaiser angelegentlich plaudert; hinter ihm die Herren des Hauptquartiers, die Generäle und Adjutanten, ein Schwarm hoher Offiziere. Der Kaiser schreitet die Front der Kompagnie ab und begrüßt dann den Zeughauskommandanten. Während der Paroleausgabe — sie lautet wie immer an diesem Tage: „Es lebe der Kaiser und König" — läßt das Musikkorps der Alexandriner fröhliche Marschweisen erklingen. Dann rasseln die Trommeln, Hörner und Pikkoloflöten fallen ein — der Vorbeimarsch beginnt . . . Erneute Hurras und Hochs; die Zeremonie ist beendet, und das Hauptquartier geleitet die Majestät in das Schloß zurück . . .

Es ist ein einfacher militärischer Vorgang, der sich da abgespielt hat, aber gerade an diesem Tage wirkt er eigentümlich. Die Schlichtheit der ganzen Zeremonie steht im scharfen Gegensatz zu dem Hofprunk der großen Repräsentationsfeste letzter Zeit . . . Die abendliche Illumination war namentlich im Zentrum glänzend. Leider spielten sich Unter den Linden recht ärgerliche Szenen ab, die vielleicht hätten vermieden werden können, wenn die Polizei statt der übertriebenen Absperrungsmaßregeln sich schärfer gegen den Janhagel gewandt hätte. —

Eine in weiten Kreisen bekannte, liebenswürdige Persönlichkeit verläßt dieser Tage Berlin für immer, der Yonkheer J. H. van Schorer. Er kam vor etwa 17 Jahren hierher und gründete mit reichen Mitteln das „Deutsche Familienblatt", das später in „Schorers Familienblatt" umgetauft wurde, eine illustrierte Wochenschrift im Genre des „Daheim" und der „Gartenlaube". Das Blatt verschlang Unsummen, ohne daß es je so recht auf den grünen Zweig kommen wollte. Man sagt, daß Herr van Schorer an zwei Millionen daran verloren hat, die natürlich auch das im gleichen Verlage erscheinende „Echo" nicht wieder einzubringen vermochte. Schließlich wurde es an die Gebrüder Kröner in Stuttgart verkauft und mit der „Gartenlaube" verschmolzen. Herr van Schorer ist in seiner holländischen Heimat eine ihm zusagende Stellung angeboten worden, und so hatten sich denn gestern Abend seine Freunde zusammengefunden, um den Scheidenden bei einem Abschiedsschmaus zum letz-

ten Male zu feiern. In der Berliner Schriftstellerwelt wird man ihm ein gutes Andenken bewahren. Seine vornehme Natur und sein künstlerischer Enthusiasmus haben ihm viele Herzen gewonnen. Manchem jungen Talent hat er die Wege bahnen helfen. So erschien auch unter anderem Sudermanns erster größerer Roman „Die Präsidentin" (der freilich nie in Buchform verausgabt wurde) in seinem Blatte.

Der zweite Hofball
Tanz auf der großbritannischen Botschaft

17. Februar

Das gesellige Leben steht auf seinem Höhepunkte. Der vorgestrige zweite Hofball war allerdings weniger besucht als der erste vom 8. Februar, da kaum die Hälfte Einladungen verschickt wurde; aber er verlief darum nicht weniger glanzvoll. Zu Ehren der Anwesenheit des Erzherzogs Otto von Österreich waren die gesamten Mitglieder der österreichisch-ungarischen Botschaft und die vornehmsten Vertreter der österreichischen Kolonie geladen worden; das ganze Ordensfirmament des Donaureiches schien aufgegangen zu sein. Auch auf der großbritannischen Botschaft ist in der letzten Woche flott getanzt worden. Lord und Lady Lascelles hatten die elegante Welt zum Ball geladen. Das Botschaftspalais in der Wilhelmstraße, das einst Strousberg erbaut und bewohnt hatte, als er noch der bewunderte Eisenbahnkönig war, ist eines der behaglichsten Hotels der Hauptstadt; der Tanzsaal ist nicht allzu groß, aber ganz entzückend in seiner lichten marmornen Pracht, mit den schlank aufragenden Säulen, die eine schön gewölbte Spitzbogendecke tragen. Lady Lascelles empfing die Gäste in einer kostbaren Robe aus weißem Atlas mit reichem Spitzenschmuck. Der halbe Hof war anwesend. Zu den flottesten Tänzern gehörten zwei Leutnants vom ersten Garderegiment, blutjunge Herren, aber auffallend durch die großen glitzernden Ordenssterne auf der Brust, die sonst nur verdiente Generäle zu tragen pflegen: die Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht von Preußen. Viel bewundert wurde die Toilette der Freifrau von Reischach,

Gattin des Hofmarschalls der Kaiserin Friedrich, die jüngste Schwester des Herzogs von Ratibor, der einstmals ein ebenso lustiger Gardehusar wie sein Schwager Reischach ein glänzender Gardedukorps-Offizier gewesen ist. Die Unterhaltung streifte selbstverständlich vielfach das bevorstehende große Kostümfest bei Hofe; da konnte die Komtesse Harrach ein bedächtiges Wörtlein mitreden, deren Vater das Kostüm für die Herrscherin entworfen hat und in seiner Wohnung im ehemaligen Wrangelschen Palais am Pariser Platze häufig von den Mitgliedern der Hofgesellschaft in künstlerischen Fragen aufgesucht wird. Dieses Kostümfest bietet immer wieder neuen Unterhaltungsstoff. Alles, was zur vornehmen Welt gehört, bis zum jüngsten Leutnant und kleinsten Komtessel herab wird sich daran beteiligen. Damit die Ausgaben für die Geladenen erschwinglich werden, hat sich die Generalintendanz der Hoftheater bereit erklärt, den Mitwirkenden die Kostüme zum halben Anfertigungspreise für die Theatergarderobe abzunehmen. Im übrigen ist es fraglich, ob die Reichshauptstadt am 22. März ein der Feier des Tages angemessenes Gewand anlegen wird. In der letzten Stadtverordnetenversammlung hat man beschlossen, den Antrag, eine Summe zur Ausschmückung der Straßen auszuwerfen, einer Kommission zu übergeben. Man denkt daran, den Antrag dahin abzuändern, daß die geforderte Summe einer wohltätigen Stiftung überwiesen werden soll, dann wäre der Schmuck der Straßen dem Ermessen der Bürger anheimgegeben. Berlin hat sich bei derlei Gelegenheiten so oft blamiert, daß es auf eine neue Blamage nicht ankommt.

Die holländische Kirmes im Ravenéschen Palast
Vom Subskriptionsball
Der siebzigjährige Professor Scheibler

25. Februar

Die großen Wohltätigkeitsbazare pflegen im allgemeinen ziemlich langweilig zu sein; ihre edlen Zwecke in Ehren — aber der ganze „Budenkrempel“, wie sich neulich ein prinzlicher Protektor etwas burschikos ausdrückte, hat sich überlebt. Da ist es denn nur vernünftig, wenn man die Phan-

taſie ein wenig anſpornt und nach neuen Anregungen ſucht — nach neuen Reizen, um die öffentliche Wohltätigkeit ein wenig empfänglicher zu ſtimmen. Die Arrangeure der „Holländiſchen Kirmes“, die am 20. in der berühmten Bildergalerie des Ravenéſchen Palaſtes in der Wallſtraße eröffnet wurde, hatten ihre Sache gut gemacht; es war einmal etwas Anderes als das große Chaos, das ſonſt auf derlei Bazaren zu herrſchen pflegt. Holland iſt für unſere deutſchen Künſtler ſeit langen Jahren eine eifrig beſuchte Studienwelt; ſeinen maleriſchen Landſchaften, ſeinen ſauberen Interieurs und ſeinen hübſchen Volkstrachten begegnet man auf allen Ausſtellungen. Einer der begabteſten Hollandmaler, Hans Hermann, hatte denn auch die Ausſchmückung des Kirmesbildes übernommen. Die ganze Veranſtaltung, die von dem Zweigverein Berlin des Vaterländiſchen Frauenvereins zum Beſten eines neuen Krankenhauſes ins Leben gerufen worden, war eine ſo überaus gelungene, daß ſie die meiſten Wohltätigkeitsfeſte des letzten Jahres in den Schatten ſtellte. Die Kaiſerin war ſchon in ziemlich früher Nachmittagsſtunde erſchienen, mit ihr die Herzogin Adelheid zu Schleswig-Holſtein, ihre Mutter, und ihre Schweſter, Prinzeſſin Feodora. Gegen Abend wurde das Menſchengewühl in der Holländiſchen Straße beängſtigend; man drückte und ſchob ſich nur noch vorwärts, aber die gute Laune hielt an, und ſicher wird auch der Erlös der auf die Dauer von drei Tagen berechneten Veranſtaltung ſo ſein, daß die Arrangeure damit zufrieden ſein können.

Zwei Tage vorher fand ſich Hof und Geſellſchaft im Opernhauſe zum ſogenannten Subſkriptionsballe zuſammen. Er ſcheint ſich nie überleben zu wollen, obwohl man von der früheren Sitte, ihn in der Saiſon nochmals zu wiederholen, längſt abgekommen iſt. Irre ich nicht, ſo wurde er unter König Friedrich Wilhelm II. eingeführt. Die damaligen Faſchingsbälle, an denen ſich gleichfalls der Hof beteiligte, waren nichts anderes, und auf einer dieſer Feſtlichkeiten, die zuweilen für allerhand politiſche Treibereien Gelegenheit boten, wurde auch der Sturz der Gräfin Lichtenau vorbereitet. Heute politiſiert man nicht mehr gern im Ballſaal; beſonders der Opernhausball hat ein recht harmloſes Gepräge angenommen, und es iſt gut, daß

dem so ist. Hunderte führt lediglich die Neugier her, einmal mit dem Kaiserpaar und den Prinzen des Hofes in einem Raum weilen und die hohen Herrschaften von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen. Der alte Kaiser liebte es, bei derlei Gelegenheiten sich ziemlich intim in die Gesellschaft zu mischen, er plauderte gern und viel mit Künstlern und Künstlerinnen, mit Herren und Damen, die ihm auffielen, die er nach dem Namen fragte und ins Gespräch zog. Die hübsche Sitte des persönlichen Verkehrs zwischen Herrscher und Volk, den der Opernhausball möglich machte, ist abgekommen, aber es bleiben noch Reize genug übrig, ihn anziehend zu gestalten. Der prächtige Anblick des in einen einzigen Riesensaal verwandelten Parkettraumes ist oft genug geschildert worden. Den dritten Rang nehmen die Zuschauer ein. Sie brauchen nicht in Balltoilette zu erscheinen. Unten aber auf dem Parkett wogt eine Fülle glänzend toilettierter Damen; dazwischen schimmern die Uniformen der Offiziere und blühen die Ordenszeichen auf den Frackklappen. Auch jener Herr ist wieder anwesend, der den Erlöserorden Portugals um den Hals trägt und dessen Frack mit Dekorationen hageldicht besetzt ist, mindestens drei Dutzend in zierlichen Miniaturen: ein bekannter Jurist, der das deutsche Strafrecht in zwanzig Übersetzungen ebensoviel fremden Potentaten gewidmet hat und dafür jedesmal ein Blümchen in das Knopfloch erhielt. Allgemach füllen sich auch die für das Corps diplomatique reservierten großen Proszeniums-Logen. Da ist Graf Lanza, Graf Osten-Sacken, Herr von Szögyeny, der Vertreter der Pforte mit ahnungslos freundlichem Gesicht, mit dem Ärmel den liebenswürdigen Gesandten Griechenlands streifend — da Baron Cramm, halb Diplomat, halb Schriftsteller, ein Mäzen aller schönen Künste — da General Reza-Khan, mehr Pariser als Perser, groß, schön und stattlich, und hinter ihm der Generalkonsul seines Landes, Herr Gilka, der berühmte Destillateur, von dem man erzählt, daß er noch nie einen seiner vortrefflichen Schnäpse genossen habe, die seinen weltbekannten Namen tragen. Da ist Baron Varnbüler mit seiner schönen Gemahlin, einem altberühmten württembergischen Diplomatengeschlecht entstammend — da der Gesandte Rumäniens und der von Mexiko, Baron

Iturbe, der ein Nachkomme jenes unglücklichen Kaisers von Mexiko sein soll, den die Republikaner in den zwanziger Jahren erschießen ließen, so wie sie 40 Jahre später den träumerischen Maximilian mordeten. Frau von Iturbe, die Gattin des Gesandten, fällt durch die exotische Eigenart ihrer Erscheinung und ihre vornehm gewählte Toilette auf; in den drei Jahren ihres hiesigen Aufenthalts haben sich die Iturbes einen großen Freundeskreis zu schaffen verstanden — ihr Haus gilt als eines der gastlichsten und vor allem der interessantesten der Residenz.

Ein Fanfarensignal kündet den Umzug des Hofes an. Graf Hochberg im Kammerherrnfrack, am Arme die Gräfin Keller, führt ihn an. Der Kaiser trägt die rote goldgestickte Attila seines Leibgardehusarenregiments, die Kaiserin eine erdbeerfarbene Robe. Es folgen der Prinz Friedrich Leopold mit seiner Mutter, der Prinzessin Friedrich Karl; Prinz Friedrich Heinrich führt die Prinzessin Friedrich Leopold, Herzog Johann Albrecht die Prinzessin Theodora zu Schleswig-Holstein, Prinz Joachim Albrecht die Herzogin Johann Albrecht. Der Kaiser sieht vorzüglich aus; er plaudert angeregt mit seiner Gemahlin und grüßt freundlich nach allen Seiten. —

Eine der bekanntesten Persönlichkeiten Berlins, der berühmte Chemiker Geheimrat Professor Dr. Scheibler, hat kürzlich seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Durch seine Entdeckung, daß das Melinit, mit dem einst Boulanger die Franzosen zum Siege führen wollte, sich in bestimmter Zeit in Zucker verwandele — der „Kladderadatsch“ brachte damals jenes famose Bild, auf dem die französische Armee lüstern an ihrer Munition leckte und sie somit langsam vernaschte — und durch seine Teilhaberschaft an der Erfindung des rauchlosen Pulvers ist er in gewissem Sinne populär geworden. Auf dem Gebiete der Zuckerindustrie ist Scheibler, der sich aus kleinen Anfängen zu seiner heutigen Berühmtheit emporgearbeitet hat, Autorität. Seine besten Freunde zählte er in den Kreisen der Schriftsteller- und Künstlerwelt. Er ist selbst eine vollsaftige Natur voll kernigen Humors, und so zieht es ihn stets zu gleichgesinnten Seelen; Dohm, Haber, Belly, Wilhelm Scholz zählten zu seinen Intimeren, Trojan und Heinrich Seidel sind noch heute seine

Freunde. Auch mit dem verstorbenen Rottenburg verkehrte er viel, mit dem Silhouettisten Konewka und mit Moritz Busch, dem liebenswürdigen Verfasser des „Fürsten Bismarck und seine Leute". Einen begeisterteren Anhänger Bismarcks, als Scheibler es allezeit gewesen ist, gibt es kaum; es hat ihn deshalb auch mit stolzer Freude erfüllt, daß eins der ersten Beglückwünschungstelegramme an seinem Ehrentage aus Friedrichsruh kam. Ein peinigendes asthmatisches Leiden, gegen das er seit Jahren in den Sommermonaten in dem milden Klima des Nordseebades Fanoe Schutz zu suchen pflegte, vermag ihm nicht seinen goldigen Humor zu rauben. In den Nachmittagsstunden kann man ihn täglich in der bekannten Josty'schen Konditorei am Potsdamer Platz finden, wo er die Sonntagsblätter der Zeitungen durchsieht, um Rösselsprünge und Rätsel zu lösen. Das ist seine Passion und seine Erholung. Des Abends ist er Stammgast im Dressel'schen Restaurant. Es muß schlimm um ihn stehen, wenn man einmal seinen, von weißem Haar und Bart umrahmten Charakterkopf nicht in den eleganten Räumen Dressels auftauchen sieht. —

Faschingsball bei Hofe — Kostümfest bei Baron Iturbe

7. März

Mit dem Faschingsball am Fastnachtsdienstag im königlichen Schlosse hat die offizielle Hofsaison ihr Ende genommen. Sie war diesjährig glänzender als sonst: auch der Fastnachtsball hatte gegen 2000 Gäste im Schlosse vereint. Es war das sattsam bekannte Bild des höfischen Prunkes. Die Mitglieder der tags zuvor vom Herrscherpaare empfangenen außerordentlichen persischen Gesandtschaft, von Mirza-Khan geführt, wohnten gleichfalls der Festlichkeit bei und erregten in ihren malerischen Kostümen ein gewisses Aufsehen. Der mexikanische Gesandte, Baron Iturbe, und seine Gemahlin sind dem Beispiel des Hofes gefolgt und haben in ihrem Heim ein Kostümfest arrangiert, das einen lebhaften und interessanten Verlauf nahm. Allerdings erschienen nicht alle Geladenen in Maske; die meisten der älteren Diplomaten hatten es vorgezogen, sich

in ihre Uniform zu werfen, andere Herren behalfen sich mit dem roten Jagdfrack, aber auch an hübschen Charaktermasken war kein Mangel. Die Damenwelt schien des Halbempires des letzten Hoffestes überdrüssig geworden zu sein, wohin man sah, traf das Auge auf zierliche Rokokotoiletten und gepuderte Köpfchen. Die Herrin des Hauses hatte das geschmackvolle Kostüm angelegt, das die Kaiserin als Kommandeurin ihrer Leibwache zu tragen pflegt.

Auch das alte Stolbergsche Palais in der Wilhelmstraße, das, ähnlich wie unser ehemaliges Reichstagsgebäude, von dem vergehenden Ruhm der Welt erzählen kann, öffnete nach längerer Zeit wieder einmal kürzlich seine Pforten. Graf Königsmarck-Plauen hatte eine Etage gemietet, um dort eine glänzende Ballfestlichkeit zu veranstalten, zu der auch zahlreiche Fürstlichkeiten geladen worden waren. Der Graf ist mit der Gräfin Leontine Sayn-Wittgenstein-Sayn vermählt, deren Linie 1846 mit dem Tode ihres Vaters im Mannesstamme erloschen ist.

Die Hundertjahrfeier — Wildenbruchs „Willehalm" — Atelierfest bei Begas — Trauer auf der englischen Botschaft

25. März

Die Festtage der Hundertjahrfeier sind verrauscht, aber trotz der Windeseile der telegraphischen Berichterstattung bleibt dem feuilletonistischen Schilderer doch noch mancherlei zu sagen übrig. Am Morgen des Bürgerfestzuges machte der Himmel ein so grämliches Gesicht, daß man befürchten konnte, er werde die Feier des Tages ganz gehörig verregnen lassen. Die Nacht hindurch hatte es in Strömen gegossen. Aber in der elften Vormittagsstunde hellte sich der Himmel allgemach auf, und nur dann und wann prasselte noch ein kurzer Schauer auf das Pflaster. Ich sah mir den Festzug vom Pariser Platz aus an, wo die Polizei für die mit Passagierkarten Versehenen reichlich Raum geschafft hatte. Ringsum das Wehen der Fahnen, meist in den deutschen und weniger in den preußischen Farben, geschmückte Häuserfronten, wohin der Blick gleitet. Nur das Palais der französischen Botschaft hat keine Gir-

landen angelegt, flaggt auch nicht — es war nicht zu erwarten. Aber hinter seinen Fenstern drängen sich neugierige Gesichter; ein junger Herr mit einem Monokel in der rechten Augenhöhle, fällt neben einem bildhübschen brünetten Mädchen durch seine Heiterkeit auf — auch der vornehme Greisenkopf des Marquis de Noailles scheint für einen kurzen Moment am Fenster neben dem Mittelbalkon aufzutauchen. Das Klubhaus des Gardekorps, das ehemalige Wrangelsche Palais, ist in allen Etagen von einem eleganten Publikum dicht besetzt. Auf den flachen Dächern haben sich ganze Kolonien angesiedelt — dort oben sieht man auch eine Gruppe, die sich um ein Bierfäßchen gelagert hat, in luftigster Höhe und schwindelnder Situation . . . Nach zehn Uhr begann die Entwickelung des Zuges, der sich in tadelloser Haltung durch das Brandenburger Tor aufrollte. Zunächst fiel die Gruppe der Germania in die Augen. Frau Führing, die dritte Gattin unseres ehemaligen Operndirektors Herrn von Stranz, dessen schlanker elastischer Erscheinung man nicht den hohen Siebziger ansieht, verkörperte die Germania in vollendeter Weise. Sie ist eine echte Heroine, von reizender und üppiger Gestalt, der Typus der Tusnelda, doch nicht der trauernden, wie man sie in der Loggia dei Lanci in Florenz sieht, sondern der siegesfreudigen. Von den beiden niedlichen Genien an ihrer Seite ist der blondlockige ihr eigenes Töchterchen. Auch unter den Ehrenjungfrauen im Weiß der Unschuld sah man manche bildhübsche und anmutige Erscheinung und manche groteske unter den Wackeren der Veteranen. Vielbemerkt, unverkennbar am Typus der einzelnen, wurde der jüdische Kriegerverein. Unter den Innungen erregten die Brauer mit ihren hoch mit Fässern beladenen Wagen und die rundlichen Gestalten der Gastwirte vielfach Heiterkeit und weckten den Witz. Wundervoll wirkten die Gruppen der Künstlervereine, die auch ein niedliches Gustel van Blasewitz mit sich führten, ferner die Postbeamten und Eisenbahner, der Ungarverein in seinen geschmackvollen und malerischen Kostümen und schließlich die lange Wagenreihe der Studentenschaft. Der abendliche Fackelzug der Studenten war ein würdiger Abschluß der großen Feiertage. Der Huldigung des Militärs und der Bürgerschaft folgte die der Wissenschaft

und Künsten sich weihenden Jugend. Der Anblick der schier endlosen feurigen Linie war ein überraschend schöner. An 2500 Personen hatten sich an dem Fackelzuge beteiligt, der hie und da durch die Reitergruppen der Chargierten und die Wagen der Korporationen unterbrochen wurde. Ein großer Teil der Studenten war in vollem Wichs. Polnische Schnürjacken wechselten mit Sammetjacketts, Stürmer und hohe Mützen mit kecken Zerevis — hier sah man eine Gruppe in Frack und weißen Binden, dort eine andere, die über den schwarzen Überröcken blaue Schärpen trug; die Hochschüler der bildenden Künste waren im Rembrandtkostüm erschienen, die Mitglieder der Bergakademie in kleidsamer Bergmannstracht. All diese verschieden kostümierten Gruppen brachten Leben und wechselnde Stimmung in den Zug.

Am gleichen Abend fand in Anwesenheit des Kaiserpaares ein großes Festkonzert im Zirkus Renz statt. Naturgemäß interessierte auch hier zunächst die Gesellschaft. Die fremden Offiziere waren in großer Anzahl erschienen; besonders auf die stattlichen Erscheinungen der Russen, die in ihren Gardeuniformen und der romantischen Tscherkessentracht famos aussahen, richteten sich aller Augen. Dazwischen sah man Bayern, Österreicher, Rumänen, Spanier, Italiener — den wallenden Federbusch eines Bersaglieri, das Käppi eines Japaners, die hohe mit einer Brillantagraffe geschmückte Pelzmütze eines persischen Generals. Ein paar alte Haudegen in vorhistorischen Röcken mit den Medaillen der letzten Feldzüge, Damen in heller Promenadentoilette und die weißen Gestalten der Ehrenjungfrauen schlossen die Reihen. Als der Kaiser mit seinen fürstlichen Gästen eintrat, erklang die Nationalhymne, vom Publikum stehend mitgesungen, begleitet von dem Klirren der Schläger, die die Studenten kreuzten.

Die Leserinnen wird es interessieren, etwas über die Toiletten zu hören, die die Kaiserin bei den verschiedenen Gelegenheiten der Festtage trug. Bei dem Konzert im Zirkus Renz erschien sie in einem hochgeschlossenen schwarzen Sammetkleid mit blauem Halsbesatz und kleinem blauen Hute; am Morgen des Festzuges hatte sie ein lichtblaues Seidenkleid angelegt, darüber ein Cape aus Zobel mit Perlenverschnürung und einen hohen schwarz-

blauen Hut mit gelben Rosen. In der Hand trug sie einen kleinen Zobelmuff. Am Abend der Festvorstellung „Willehalm" im Opernhause erschien sie in rosa Atlas, mit reichen Stickereien und glänzendem Brillantschmuck im Haar, demselben Kostüm, das sie bei dem vorhergehenden Galamahle im Schlosse getragen; bei der Enthüllungsfeier des Nationaldenkmals hatte sie eine heliotropfarbene Robe gewählt. Und immer sah sie gleich frisch und reizend aus, als seien die Strapazen dieser Tage Kinderspiel für ihre gottlob rüstige Gesundheit.

Höchst interessant gestaltete sich die Aufführung des Wildenbruchschen Festspiels „Willehalm" im Opernhause — wiederum nur des glänzenden Auditoriums halber. Auch das Haus hatte Festschmuck angelegt. Die Bogenbrüstungen waren mit zarten Blattgirlanden garniert, von Schleifen aus farbigem Seidenband aufgerafft und hin und wieder durch Buketts aus gelben und roten Rosen unterbrochen. Einen gleichen Schmuck zeigte der riesige Kronleuchter, von dem aus sich Rankengewinde nach der Höhe des Amphitheaters zogen. Die Proszeniumslogen waren für die Minister und die Spitzen der Parlamente reserviert worden. Da sah man Herrn von Miquels kleine Gestalt auftauchen, mit dem Gesicht, das durch die Witzblätter Berlins fast populär geworden ist, den sprühenden Augen unter den buschigen weißen Brauen und dem immer wie spöttisch verzogenen Mund. Da Herrn von Boetticher, das Pincenez vor den Augen, den rotblonden Bart etwas elegisch um die Mundwinkel gezogen — den Günstling des Kaisers, dessen mit zahllosen Dekorationen geschmückte Brust auch schon der neu verliehene Wilhelmsorden ziert. Der dicke Herr von Manteuffel trägt, wie immer bei derartigen Gelegenheiten, die Uniform der blauen Königshusaren, für die er etwas schlanker sein müßte. Herr von Marschall und Baron Recke stehen nebeneinander, hinter ihnen der Kultusminister, wie es scheint, der am spärlichsten dekorierte unter seinen Kollegen. Das Parkett glitzerte und flimmerte. In allen Reihen saßen Offiziere bunt verteilt zwischen schwarzen, ordensgeschmückten Fracks und Standesuniformen. Im ersten Rang sah man mitten in einem blühenden Damenflor den Reichskanzler mit seiner Gattin. Den entzückendsten Anblick aber ge-

währte die kleine Hofloge, wo plötzlich fünf süße, blondlockig umrahmte Kinderköpfchen auftauchten: der Kronprinz mit seinen jüngeren Brüdern. Oh, diese großen verwunderten Augen der Kleinsten, als der Vorhang aufrollte und sich Wildenbruchs seltsame Dichtung zu entwickeln begann! —

Die Königsloge füllt sich bald. Der kaiserliche Herr trägt den roten Rock der Gardedukorps, die festlichste Tracht der Armee. Ungemein sympathisch wirkt die Erscheinung des Königs von Sachsen, der viel mit der hübschen anmutigen Großherzogin von Baden plaudert. Prinzregent Luitpold, ernst und gemessen und doch jovial in seinem Sichgeben, nimmt neben der Kaiserin Platz, die ihren Buben freundlich zunickt. Der König von Württemberg führt die Prinzessin Albrecht — hinter ihnen rangieren sich die übrigen fürstlichen Gäste, und dann beginnt das Spiel ...

Als Nachklang der Hundertjahrfeier hatten die Schüler des Meisters Begas diesem ein Atelierfest gegeben, das in seiner Art einzig war und vermutlich für Lebenszeit dem Meister in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Das Begassche Haus gilt seit langem als eins der gastlichsten Berlins. Frau Grete Begas, deren hochgewachsenen stolzen Erscheinung mit dem noch immer wunderschönen Profil man in jeder Theaterpremiere begegnen kann, ist eine überaus liebenswürdige Wirtin, die alles, was Berlin an Notabilitäten der Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft aufzuweisen hat, an ihre Salons zu fesseln versteht. Ihre Gesellschaften sind denn auch immer lebhaft besucht, und selbstverständlich hatten sich an dem bewußten Festabend die Freunde des Hauses bis auf den letzten eingefunden, den Meister mitfeiern zu helfen. Nur einige Namen mögen genannt sein: Exzellenz von Radowitz, unser Botschafter am Hofe von Madrid, Professor Schweninger mit seinem Rübezahlbart und den leuchtenden Augen, der alte Herr von Benda, Generalleutnant von Dincklage-Campe, der sich ganz der Schriftstellerei ergeben hat, seitdem er Säbel und Epauletts abgelegt, Dr. Hobrecht — dazu unendlich viele Künstler, Schriftsteller, Diplomaten und Offiziere. Das Atelier des Meisters war in eine herrliche Festhalle verwandelt worden. An der Decke bauschten sich Velarien aus rotem Sammet mit goldenen Adlern; aus

dem frischen Grün eines kleinen Palmenhaines lugte der helle Marmor der von Begas geschaffenen Bildwerke hervor, Pan und Psyche, Amor und Venus, der elektrische Funke, die Kaiserbüsten. Weiter hinten die Bühne, deren Vorhang sich mit dem Mitternachtsschlage teilt, um einem niedlichen lorbeerbekränzten Genius Platz zu machen, der Begas in einem hübschen Prolog begrüßt und die Feier eröffnet. Unser Schauspielhaus-Regisseur Grube hatte das Festspiel verfaßt, das mit einem Ausblick auf den Begasbrunnen des Schloßplatzes beginnt. Mondschein liegt über der Szene. Neptun ist verschnupft; er niest, daß die Marmorfiguren zu seinen Füßen plötzlich Leben bekommen. Nun entspinnt sich eine lustige Unterhaltung zwischen ihm und den Stromtöchtern. Neptun ärgert sich über das lärmende Geräusch, Hämmern und Klopfen, das ihn schon seit Nächten in seiner Ruhe gestört hat. Im Dialekt ihrer Heimat geben die Ströme ihm Antwort. Die Rheinmaid führt ihm endlich den Friedensgenius des Reiterdenkmals Kaiser Wilhelms vor — Fräulein Molli Begas, nach deren Zügen der Vater auch jene Figur geschaffen hat. Der Genius erzählt von dem neuen Kunstwerk, das Berlin schmückt, bis nahende Menschenstimmen sie unterbrechen. Und nun erscheinen Gruppenaufzüge, die Passionen des Meisters verkörpern, seine Jagdlust, den Eis- und Radsport, die Spiele: Jäger mit Trara und Hollidro, Radfahrer auf Stahlrossen, Schlittschuhläufer und Eskimos, lebendige Karten und Billardspieler. Dann nahen die Musen, Apoll an der Spitze, ein bildschöner Jüngling, die Malerei, von Frau Parlagy dargestellt, und in langer Reihe die übrigen Künste. Lebende Bilder folgen: die Germania des Reichstagspalastes, der elektrische Funke, das Friedensrelief, die Viktorien des Kaiser-Wilhelm-Denkmals, von den Damen Eberlein, Schott, Molly Begas und Miß Contry wirksam verkörpert, und schließlich eine Familiengruppe, in der auch der Hund des Hauses nicht fehlte und die Tauben aus dem Schlage im Garten, die Begas selber zu füttern pflegt. Beim Souper nahm der Meister das Wort zu einem Hoch auf seine Mitarbeiter an dem großen Werke, das auch den alten Formmeister aus Begas Atelier, den „Schiffszimmermann", wie der Künstler sich ausdrückte, Carl Menzel,

der Generaladjutanten angelegt hatte. In Wahrheit war dies aber ein Akt zarteſter Pietät, denn als Prinz Wilhelm war der Kaiſer der erſte Generaladjutant ſeines Großvaters und die Erinnerung an jene köſtliche Lehrzeit ſollte gerade an dieſem Tage großer Erinnerungen doppelt lebhaft wachgerufen werden.

Der Kaiſer iſt bekanntlich ſehr ſchnell von Entſchlüſſen, und ſo ſagt er ſich auch häufiger unvermutet und unerwartet bei ſeinem Offizierkorps an. Er liebt es nicht, daß man ſeinetwegen Umſtände macht; in bezug auf perſönliche Einfachheit gleicht er ſeinem Ahn, dem erſten Friedrich Wilhelm, wie er in bezug auf glänzende äußere Repräſentation, wenn würdige Gelegenheiten ſolche erheiſchen, dem erſten König in Preußen ähnelt. Aber er liebt allerdings ein gutes — ich möchte ſagen bürgerlich gutes Eſſen, ohne Delikateſſen und ſonderliche Feinheiten, doch ſchmackhaft zubereitet. Er ißt auch gewöhnlich mit kräftigem Appetit, trinkt gern leichten Moſel und ein Glas Schaumwein und noch lieber ein Glas Bier, das er allerdings nur mit Vorſicht genießen darf, da ſeine Konſtitution zum Starkwerden neigt. Im Kreiſe der Kameraden iſt ſeine Unterhaltung ungezwungen wie in der Familie. Von Zeit zu Zeit ſchlägt er an das Glas und bringt einen Spezialtoaſt aus — immer ſehr kurz und bündig. Gewöhnlich ſagt er nur, ſein Glas erhebend und leerend: „Die Herren Stabsoffiziere“ — oder „die Herren Kompagniechefs“ — oder „die Herren Leutnants rechts“ bzw. „die Herren Leutnants links“ (zu ſeiten der Tafel). Dann ſpringen die Herren Stabsoffiziere oder die Herren Leutnants rechts und links auf und geben Beſcheid, und die Unterhaltung fließt weiter. Der Kaiſer iſt auch ein ausdauernder Gaſt bei ſeinen Offizieren. Er ſitzt lange und feſt. Die Zwangloſigkeit der Unterhaltung wird durch ſeinen prächtigen Humor noch mehr belebt. Man kennt ſeine heitere Schlagfertigkeit — fürchtet ſie ſogar zuweilen; ſie kann dann und wann auch einmal zu beizender Ironie und herbem Spott werden, wenn er Veranlaſſung hat, den Stachel im Wort fühlen zu laſſen. Seine erſtaunliche Kenntnis in militäriſchen Dingen wird enthuſiaſtiſch gerühmt. Ebenſo ſein fabelhaftes Phyſiognomien- und Namensgedächtnis, das ihn ſelten im Stich läßt. Man ſagte einmal, er vernachläſſige zugunſten der Ka-

auch nichts, wenn darüber von Zeit zu Zeit kleine Einzelheiten und manch hübscher anekdotischer Zug in die Öffentlichkeit dringt; sind es doch nur erneute Beweise von dem kameradschaftlichen Empfinden des Kaisers, seiner Liebenswürdigkeit und seiner persönlichen Schlichtheit . . . Die beiden Regimenter, die ihm besonders nahestehen, sind die Gardedukorps und die Leibgardehusaren. Die Uniformen dieser Regimenter trägt er auch am liebsten; sie sind rein äußerlich übrigens auch die hübschesten der Armee. Der schwarze Küraß der Gardedukorps, der in früherer Zeit nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, bei großen Trauerfeierlichkeiten und ähnlichen Solennitäten angelegt wurde, ist neuerdings mehr in Aufnahme gekommen. Der Kaiser trägt ihn häufig, und zwar durchaus nicht nur bei Trauergepränge, sondern auch bei freudigen Anlässen, wie beispielsweise erst letzthin bei der Einweihung des Nationaldenkmals. Ich weiß übrigens nicht, ob nach der ursprünglichen Bestimmung der schwarze Küraß tatsächlich als Ersatz für den blanken bei Trauerfeierlichkeiten gelten sollte oder ob er nicht den Zweck hatte, an Stelle des hellglänzenden und weithin auffallenden im Feldzuge getragen zu werden. Selbst Herren der Truppe, die ich danach befragte, konnten mir keine entscheidende Auskunft geben; jedenfalls gehört heute der blanke Küraß zur Feldausrüstung und der brünette der Offiziere zum Paradeschmuck, ähnlich wie der rote Galarock, den Seine Majestät zuweilen bei besonders hervorragenden Gelegenheiten anlegt und der ihn auch vortrefflich kleidet. Noch öfter sieht man den hohen Herrn in der Uniform der Leibgardehusaren, deren Kommandeur er längere Zeit hindurch war — in der roten, goldverschnürten Husarka, der dunkelblauen Interimsattila oder im Winter in dem kurzen Pelzrock, der an die ungarische Nationaltracht erinnert, die den Anstoß zu der Uniformierung unserer Husaren gegeben hat. Selbstverständlich sieht man den Kaiser auch häufig in der Generalsuniform, und bei allen jenen Gelegenheiten, bei denen er einzelne Personen und Regimenter ehren will, in der Uniform dieser. Französische Blätter haben törichterweise darüber gespöttelt, daß er bei der Zentenarfeier während der Ansprache an seine Adjutanten im Palais zu der großen Uniform auch noch die Schnüre

die ganze unter großem Tamtam angekündigte Ausstellung wenig Neues. Die amerikanischen Untertaillenmieder mit entfernbaren Fischbeinen führen verschiedene Berliner Firmen schon lange. Die Empirekostüme haben einen Winter hindurch Salon und Ballsaal beherrscht — und was schließlich die mannigfachen Sandalenarten zum Footballspiel und Tennis, was Radelhüte, Blusen, Seidenunterröckchen u. dgl. mit Reformbestrebungen zu tun haben, ist nicht recht ersichtlich. Das einzige „positive Ergebnis" der Ausstellung ist die geschlossene Stoffhose, in die eine zweite saubere Batisthose eingeknöpft werden kann, und die man an Stelle des Unterrockes trägt. Der Bund ist etwa handbreit und an ihm wird die hintere Partie der Pantalons angeknöpft, so daß eine etwaige Kollision mit den Rockknöpfen und Bändern glücklich vermieden wird. Natürlich kann auch mit diesen Höschen Luxus getrieben werden; so hatte eine Firma sehr niedliche Taffetpantalons mit Valenciennes ausgestellt, die aber eher einer Miß Barrison als einer Frauenrechtlerin anstehen dürften.

Eine tatsächliche Überraschung der Modesaison, die im übrigen mit der Reform der Damenkleidung, der ich ziemlich skeptisch gegenüberstehe, nichts zu tun hat, sind grüne Lederschuhe — in der Tat grün wie die Hoffnung und wie der junge Frühling, der über das Land zieht. Sie sehen nicht übel aus und haben schließlich dieselbe Berechtigung wie ihre schwarzen, gelben und saffianroten Genossen, setzen aber einen umfangreichen Stiefelpark voraus, denn die Anzahl der mit ihnen harmonierenden Kostüme ist sehr gering; zudem sind sie so empfindlich, daß ihnen die leiseste Berührung mit der steinigen Außenwelt ebensowenig bekommt wie den zarten weißen lackbesetzten Tuchstiefelchen, die ebenfalls ihren Einzug in die Welt der Frühlingsmode gehalten haben. Also eine Revolution auf dem Gebiete der Fußbekleidung wie auf dem der Unterkleidung!

Da ich gerade beim Modethema bin, will ich dabei bleiben, obwohl ich kein Schneider, sondern nur Beobachter bin . . . Es gab einmal eine Zeit, in der es geradezu für schick galt, seines Leibes Umfang ins Ungemessene zu verbreiten und zu vergrößern und durch eine schrankenlose Verschwendung an Fischbein,

Draht und elastischem Stahl die schlanke Anmut des weiblichen Körpers erbarmungslos zu verdecken. Man weiß, daß eine ganze Kulturperiode um jene Jahre, da man in Paris die Ankunft des Kindes von Frankreich erwartete, unter dem Namen „Krinolinenzeit" zusammengefaßt wird. Ähnlich verhält es sich diesjährig mit der Jackenmode; es wird nicht mehr lange dauern, so verfällt eine Dame, die sich gegen diese Mode sträubt, einfach dem Fluche der Lächerlichkeit. Ob diese Jäckchen sich nun unter den Locktiteln Figaro, Bolero, Eatan-Jackett oder dergleichen in den Schaufenstern präsentieren oder ob die schnöde Männerwelt sie verachtungsvoll Affenjäckchen nennt — mögen sie aus Seide und Spitzen, aus Sammet oder Passementerien gefertigt sein, sie sind stets, und was ihre Volkstümlichkeit erklärt, auch für jede Figur kleidsam und lassen der Phantasie einen ungemessenen Spielraum. So sah ich kürzlich ein junges Mädchen, das über einem blauen Blusenhemd ein Jäckchen aus Hirschleder trug, den Vorzug der Haltbarkeit und den des Warmhaltens vereinigend. Kurz darauf traf ich eine schlanke Blondine in einer zartgrauen Crêpe-de-chine-Bluse, die darüber einen phantastisch gefälteten Bolero aus naturfarbenen, goldinkrustierten Spitzen angelegt hatte, ein duftig zartes Gewebe, das an die maurische Architektur des Filigranschmucks erinnerte. Bis in die Kreise der unteren Zehntausend erstreckt sich die Volkstümlichkeit der Jackenmode, die nicht nur formenhebend, sondern auch formenverhüllend zu wirken vermag. Gott sei Dank sind die ehemaligen Glockenärmel ohne Sang und Klang zu Grabe getragen worden. Die Ärmel verengen sich wieder — natürlich verfällt man aber aus einem Extrem in das andere — sie sind plötzlich ängstlich enge geworden. Erzählte mir doch kürzlich ein junger Arzt allen Ernstes, er habe in seiner Praxis schon einen Fall von Venenentzündung am Unterarm konstatieren können, verursacht durch zu enge Ärmel; ich glaube aber, der junge Arzt renommierte. Jedenfalls kann man Anno jetzo wieder beruhigt am Tische sitzen und das Theater besuchen, ohne rechts und links von den gewaltigen Stoffwogen der Ärmel seiner verehrten Nachbarinnen umwellt zu werden.

Aber wie im Kosmos, so geht auch in der Mode nichts verloren — und was man den Gigantenärmeln und dem Glockenrock abgerungen, scheint sich in der Halsbekleidung wieder ansammeln zu wollen: die Krausen, Rüschen und tours de cou wollen weder dem Frühlingsregen, noch der Sommerhitze weichen. Da diese Halskrausen aus geauffrierter Gaze, gebrannten Spitzen und glaciertem Taffet hergestellt werden, sind sie ziemlich empfindlich gegen Feuchtigkeit und verlieren in diesem Falle jedes Ansehen. Findet sich eine ganze Anzahl solcher Rüschen in duftigem Beieinander reihenweise zusammengesetzt, so haben wir ein Frühjahrscape vor uns, von dem die Damen voll wallender Phantasie behaupten, es hielte warm. Diese leichten graziösen Spitzenkragen, die ein Nichts sind und deshalb auch horrend im Preise stehen, haben etwas Schmetterlingartiges an sich, besonders wenn sie mit glitzerndem Schmelz und Flitterwerk übersät sind. Sie sind pikant und kleidsam, ein hübscher Schmuck für hübsche Schultern — und weiter haben sie keinen Zweck...

Die herrschende Modefarbe ist Rot. Scharlach-, Rubin-, Amaranth-, Eminenz-, Kardinalrot: rose de chine, corail, saumon, cuillet, Orange, Terrakotta, Gummi- und Mohnfarbe — all' das strahlt uns aus den Schauläden der Göttin Konfektion von Röcken, Hüten und Blusen entgegen — ein Meer von Rot in allen Abstufungen, Schattierungen und Tönen. Besonders die Hüte scheinen gemessenem Befehle zufolge nur in hartlila oder in roten Farben getragen werden zu dürfen? Wer gibt den Befehl? Ich weiß es nicht; wahrscheinlich die unsichtbare Modegöttin selbst, der man mit kriechendem Gehorsam folgt und die tyrannischer regiert als der grausamste Autokrat. Stoffartig geflochtener Bast wird vielfach zum Garnieren der Hüte verwendet — daneben natürlich dem erwachten Lenze zuliebe Blumen in Fülle, vor allem Stiefmütterchen, Parmaveilchen und Geranien, auch rote Rosen in allen Nuancen und Mohn. Häufig hat der Hutkopf eine Barettform und trägt nur an der linken Seite eine große Schleife und dicht am Haar einen Blumenstrauß. Kapotte und Toque sind am beliebtesten. Selbst Damen, die über des Lebens Mittag hinaus sind, tragen noch breitrandige mit einer ganzen Frühlingsflora beladene Hüte. Zu den Besorgun-

gen des Vormittags wählt man gern einfachere Formen und Farben, z. B. Manilabraun mit einem Aufputz von dunklerem Sammet und einer „Kaskade" graubrauner Eulenfedern, die die lange beliebt gewesenen Hahnenschwänze ganz verdrängt zu haben scheinen.

Zu den hellen Foulardstoffen und berüschten Gazesonnenschirmen, die sonst beim ersten warmen Sonnenstrahle aufzutauchen pflegen, ist man diesjährig noch nicht übergegangen; es regnet noch zu stark und zu häufig. Dafür tritt das Interesse für Sportbekleidung in den Vordergrund wie nie vorher — besonders in bezug auf das Radlerinnenkostüm, das freilich auch am wandlungsfähigsten ist. Hie Welf, hie Waiblingen, — hie Rock, hie Hose! ertönt das Feldgeschrei . . . Im Vertrauen gesagt: ich halte das Erwägen für und wider aus Gesundheits- und Geschmacksgründen für ziemlich zwecklos. Es handelt sich im allgemeinen weder um eine Prinzipien-, noch um eine Bequemlichkeits-, sondern nur um die Wadenfrage. Fraglos ist auch für Damen eine gut sitzende weite Hose die praktischste und dezenteste Radelbekleidung — meiner Ansicht nach. Aber sie ist nicht maßgebend.

Das alte Haus der Berliner Generalintendanz und seine Bewohner

17. Mai

Mit dem Verkauf des alten Hauses in der Französischen Straße, in dem sich bis jetzt die Generalintendanz der königlichen Schauspiele befand, sind alle die vielen alten Erinnerungen, die sich an dies unscheinbare Gebäude knüpfen, von neuem lebendig geworden. Im ersten Stockwerke hat Botho von Hülsen über ein Vierteljahrhundert gewohnt. Als Friedrich Wilhelm IV. den bisherigen Leutnant und Adjutanten im Kaiser-Alexander-Gardegrenadierregiment 1851 zum Kammerherrn und Generalintendanten ernannte, spöttelte mancher über die schnelle Karriere vom Leutnant zum General, aber der junge Intendant wußte sich rasch Anerkennung und Vertrauen zu erwerben. Als er in die für heutige Verhält-

nisse ziemlich bescheidene Wohnung in der Französischen Straße einzog, war er noch nicht lange verheiratet; auch seine Gattin hat hier die schönsten Jahre ihres Daseins verlebt. Es war eine in jeder Beziehung vollendet glückliche Ehe. Trotz der beengten Räumlichkeiten herrschte eine große Gastfreundlichkeit im Hülsenschen Hause, auch Schauspieler, Sänger und Schriftsteller verkehrten viel in ihm. War doch Frau Helene von Hülsen selbst eine feingeistige und liebenswürdige Schriftstellerin, deren Gedichte und Novellen gern gelesen wurden. Es kam ihr schwer an, nach dem Tode ihres Gatten die alten, liebgewordenen Räume zu verlassen, in denen ihre beiden Söhne groß geworden; sie zog nach der Königgrätzer Straße, gleichfalls in ein wenig modernes Haus, denn sie liebte den billigen Glanz sogenannter eleganter Ausstattung nicht.

Hier starb sie vor einigen Jahren, von allen betrauert, die sie einstmals näher kennengelernt hatten. Nun wird auch ihr jüngster Sohn, der Intendant der Wiesbadener Hofbühne, wenn er wirklich, wie man wissen will, der Nachfolger Graf Hochbergs werden sollte, nicht mehr in die Wohnung seines Vaters einziehen können. Das Haus, das sich längst für die wachsenden Bedürfnisse der Intendanz als unzulänglich erwiesen hat, ist an die Dresdner Bank verkauft worden und wird wahrscheinlich niedergerissen werden, um einem eleganteren Bauwerk Platz zu machen. In der Tat waren die Bureaus der Generalintendanz die am bescheidensten ausgestatteten aller größeren Berliner Theater. Das Zimmer, in dem Graf Hochberg herrschte, war fast leer; ein riesiger Tisch durchquerte es, hinter dem der Graf mit seinem immer freundlichen Lächeln thronte. Der erste Eindruck beim Eintritt war der einer Gerichtsstube, kein sehr angenehmer. In einem winzigen Gemach daneben hauste früher Professor Taubert, der Dramaturg, und hauste vor ihm Dr. Titus Ullrich, der auch längst verstorbene literarische Beirat Hülsens. Daran schlossen sich die weiteren Bureaus, und ganz oben über knarrenden Treppen und an dunklen Gängen, in denen einem unheimlich zu Mute werden konnte, lagen die Musikalieninspektion, die Billettdruckerei und die Kontrolle für die Freikarten. Hier drängten sich die Menschen am meisten, was

ſowohl am Charakter wie an der äußeren Beſchaffenheit der Räumlichkeiten lag. Vor langer Zeit gehörte auch noch ein Gärtchen zu dem Hauſe, und zu Frau von Hülſens liebſten Erinnerungen, die ſie ſtets gern ausplauderte, zählte eine „Italieniſche Nacht“, die ſie einmal auf dieſem winzigen Fleckchen Erde arrangiert hatte, auf dem ſich ſpäter eine Art Requiſitenhaus erhob.

Nun zieht die Generalintendanz um, und in dem neuen Heim in der Dorotheenſtraße, gegenüber der Singakademie, wird ſie es zweifellos bequemer haben. Aber die alten Erinnerungen nimmt ſie nicht mit.

Die ſportliche Hundertjahrfeier in Karlshorſt

21. Juni

Es war eine gute Idee, daß auch die Sportwelt bei der Hundertjahrfeier nicht nachſtehen wollte. Im März ließ ſich dieſe ſportliche Hundertjahrfeier freilich ſchwer ausführen, denn dem Wettergott war wenig zu trauen, und auf dem hartgefrorenen Boden würden unſere Vierbeinigen raſch unluſtig geworden ſein. So mußte man denn mit einer nachträglichen Feier kommen, zu einer Zeit, da ein großer Teil der Sportfreunde bereits die Sommerfriſche aufgeſucht hat. Aber die intereſſante Feſtlichkeit lockte doch Menſchen, die dem Aſphaltdunſt Berlins ſchon den Rücken gewendet, auf einige Tage in die Hauptſtadt zurück, und ſo ſah man denn auf dem grünen Boden von Karlshorſt, wo ſich der erſte und für die meiſten auch intereſſanteſte, dem Pferdeſport gewidmete Teil des Feſtprogramms abſpielen ſollte, eine elegante Geſellſchaft vereinigt, die mit ſichtlicher Spannung die Entwickelung des Kommenden verfolgte. Es war ein wundervoller, nicht allzu heißer und doch ſonnengoldiger Tag. Die Bahn von Karlshorſt, die ſich nach der Anſicht vieler Fachleute freilich mit der alten Charlottenburger nicht vergleichen läßt, prangte im feiertäglichen Schmuck. Die Eingangspforten waren mit Girlanden bekränzt; Fahnen und Wimpel flatterten luſtig im Winde, Feſtons von Kornblumen, Teppiche und Draperien prunkten an den Tribünen. Eine hübſche

Idee war auch die Ausstellung der Rennpreise, die der hochselige Kaiser gestiftet hatte. Mit Freude hatten die Besitzer sie hergegeben — zur Zeit, da man sie damit beglückt hatte, meist junge schneidige Offiziere, jetzt stark angegraute Herren, einer von ihnen sogar trotz allem Training so behäbig geworden, daß es ihm schwer möglich sein würde, heute noch einen Gaul für ein fröhliches Rennen zu finden. Zwischen heute und dem Tage des Preisgewinns liegen freilich mehr als 25 Jahre — genügend Zeit, um den Scheitel zu lichten und die ehemalige Leutnantstaille gewaltig umzuformen. Ein anderer, der Besitzer eines wundervollen silbernen Tafelaufsatzes, den er sich einst in Hoppegarten irritten, ein großer sehr schlanker älterer Herr im eleganten Zivil, ging an zwei Stöcken und schaute recht wehmütig auf die glitzernde Pracht all dieser Ehrengaben. Du lieber Gott, wie ändern sich die Zeiten! Als junger Husarenoffizier hatte er sich nicht weniger als viermal das Schlüsselbein gebrochen, und er war immer wieder von neuem auf seinen Gaul geklettert. Nun aber hatte ihn die verdammte Gicht untergekriegt — „ein Familienleiden" — wie der liebenswürdige Herr gern betont, die Schuld verschiedener Generationen, die gleich ihm selber, und er leugnet es nicht, das gute Leben mehr liebten als die Tugend weiser Mäßigkeit.

Man hatte den Kaiser erwartet; Herzog Ernst Günther und Prinz Aribert von Anhalt, die mit Herrn von Oertzen den Vorsitz im Festkomitee führten, hatten mit Gewißheit sein Kommen versichert. Aber im letzten Moment hatte der hohe Herr dennoch absagen müssen — dafür erschien die Kaiserin im offenen, silbergrau ausgeschlagenen Wagen, mit Spitzenreitern und der Dienerschaft in großer Tenue, neben sich die Gräfin Brockdorff und hinter sich eine glänzende Suite, in der die ragende Gestalt des kaiserlichen Oberstallmeisters nicht fehlte. Hübsch und stattlich nahm sich auch die Prinzessin Friedrich Leopold in einem mattgrauen Kostüm aus, während ihr Gatte die rote Attila der Leibgardehusaren trug. Die Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht sahen in den Uniformen des ersten Garderegiments schlank wie junge Edeltannen aus; mit ihnen war ein großer Teil der Potsdamer Garnison auf dem Renn-

platze erschienen. Von der Berliner Garde überwog selbstverständlich die Kavallerie; die weißen Mützen der Gardedukorps und der Gardekürassiere, deren langjähriger Kommandeur, Graf Klinckowström, nun auch das Zepter zugunsten des älteren der Brüder Hohenau niedergelegt, leuchteten weithin in der Sonne. Von bekannteren Sportsmen sahen wir Herrn Suermont, die Grafen Lehndorff, Arnim und Königsmarck, die Herren von der Lühe, von Beer und andere.

Ein Herrentrabfahren für Ein-, Zwei- und Vierspänner eröffnete das Programm. Das war etwas Außergewöhnliches, etwas noch nicht Dagewesenes. Aber die Weisheit des Komitees hatte die naturgemäßen Vorteile der Einspännigen insofern arg beschnitten, als sie erst 1000 Meter hinter den Viererzügen und 400 Meter hinter den Zweispännern vom Start gehen durften; außerdem sollte, abgesehen von dem silbernen Schild für den Hauptgewinner, jede einzelne Kategorie besonders prämiiert werden. Den Schild holte sich der Major von Arnim mit den prächtigen beiden Schimmelhengsten des Grafen Hohenthal-Bergen. Von den Vierspännern gewann wieder einmal Herr Bulß, der sportfreudige Tonio, Don Juan und Almaviva unsrer Hofoper, den ersten Preis, von den Zweispännern Herr Baethge und von den Einspännern Herr Naruhn, ein bekannter Berliner Fabrikant.

Dem ersten Rennen folgte ein sehr interessantes Konkurrenz-Hochspringen, das durch ein eingeschobenes Flachrennen in zwei Teile getrennt wurde. Die Hindernisse waren nicht gerade bequemer Art; die Holzmauer schien noch schwerer zu nehmen zu sein als die etwas höhere Hürde. Trotzdem war die Beteiligung unter den Offizieren eine sehr lebhafte. Rittmeister von Willich erhielt den ersten Preis und durfte aus den Händen der Kaiserin auch den Ehrenschild entgegennehmen. Zu allgemeinem Bedauern verließ die erlauchte Frau nach der Konkurrenz den Rennplatz; Prinzeß Friedrich Leopold und die Prinzessin Louise Auguste von Anhalt, Gattin des Prinzen Aribert, traten an ihre Stelle. Das Flachrennen wurde ziemlich leicht von einem Ulanenoffizier, ich glaube dem Grafen Königsmarck, gewonnen; an dreißig Reiter waren angemeldet worden, aber

die goldenen Peitschen schienen keine allzu große Lockkraft zu besitzen, denn schließlich erschienen nur noch acht rennlustige Gäule am Pfosten. Interessanter war schon das Gratias-Hürdenrennen um 6000 Mark und den Ehrenschild; Graf Lehndorff, der älteste Sohn unsres Oberlandstallmeisters und gleich seinem Vater ein ganzer Sportsman, holte sich Mammon und Ehrengabe nach leichtem Kampfe gegen den „Hagelschlag" des Grafen Bredow, der als zweiter zum Ziele kam. Ein Kaiser-Jagdrennen machte den Beschluß. Die Beteiligung war eine ziemlich magere, doch der Streit um die Palme zwischen der „Wehmut" des Herrn Suermondt und dem „Brookwood" des Grafen Königsmarck steigerte das Interesse. Schließlich triumphierte die „Wehmut", aber auch der letzte der Reiter konnte mit vergnügtem Gesicht noch 600 Mark Renngewinnst in die Tasche stecken, da überhaupt nur vier Gäule liefen. —

Das Berliner Ballett und die Aristokratie

31. Juli

Der unerwartet schnelle Tod der Gräfin Marie Magdelena Kuefstein hat in den älteren Habitués der Berliner Hofoper mancherlei wehmütige Erinnerungen wachgerufen. Ende der sechziger Jahre hieß die verstorbene Gräfin, deren Herzensgüte und Liebenswürdigkeit allgemein gerühmt wurden, noch Magda Krüger und war Mitglied des Corps de ballet unsrer königlichen Theater. Damals war der junge Graf Karl Kuefstein als Legationssekretär der österreichischen Botschaft in Berlin attachiert, lernte das junge Mädchen kennen und lieben und setzte nach schweren und hartnäckigen Kämpfen mit seinen Eltern auch tatsächlich seine Vermählung mit ihr durch. Diese Kämpfe waren nichts Verwunderliches, denn die Kuefsteins, die nach der alten Tiroler Bergfeste Kufstein ihren Namen führen, gehören zum ältesten Adel Niederösterreichs, und der jedesmalige Chef des Geschlechts führt schon seit Mitte des 17. Jahrhunderts den etwas langatmigen Titel eines „Obersterblandsilberkämmerer Ob- und Unter der Ems". Die Mutter des Grafen war zudem eine Tochter des Fürsten Carl Paar, alles

Gründe, die eine Heirat des jungen Attachés mit der Tänzerin mißlich erscheinen ließen. Aber siehe da — die Ehe schlug glücklich aus, sogar unendlich glücklich; der Graf avancierte rasch, kam nach Paris, dann zurück nach Wien und wurde endlich Gesandter in Bern, und überall wurde an seiner Seite auch die Gräfin herzlich willkommen geheißen, selbst von der dem stolzen Geschlechte der Odescalchi entstammenden Gemahlin des Bruders ihres Gatten. Graf Carl Kuefstein ist nicht der einzige Aristokrat gewesen, der sich seine Ehegefährtin aus dem Reiche Terpsychores geholt hat. Vor einigen Jahren starb Marie Taglioni, die Unvergeßliche, der unmittelbar nach beendigtem Feldzuge von 1866 Prinz Josef zu Windisch-Graetz die Hand vor dem Altar reichte. In guter Erinnerung steht den älteren Habitués gleichfalls die Walkürenerscheinung eines Fräuleins E. — deren Name gehört einer bekannten Berliner Tänzerfamilie an —, die zuerst ein Graf V. von der Bühne herabholte; nach seinem Tode heiratete die Witwe einen Grafen L., den sie ebenfalls überlebte, um schließlich noch einem dritten Grafen aus ehemals fürstlichem Hause die Hand zu reichen. Die beste Partie aus dem Kreise des Balletts machte jedenfalls eine kleine Figurantin, die eines Tages von einem deutschen Baron nach Amerika entführt wurde. Er war als jüngerer Sohn nur kärglich mit Glücksgütern bedacht und mußte im Lande der Freiheit eine harte Schule durchmachen, aber seine junge Frau hielt tapfer neben ihm aus und half ihm die Sorgen tragen — bis eines Tages die erschütternde Nachricht aus Europa eintraf, daß der alte Baron gemeinsam mit seinem ältesten Sohne und Erben auf einer Gebirgstour verunglückt sei und den Tod gefunden habe. Das reiche Erbe, das nunmehr dem amerikanischen Flüchtling zufiel, bestand hauptsächlich aus großen Liegenschaften, die fideikommissarisch gesichert waren — und jetzt begann ein neuer Roman: der Kampf gegen die Verwandten, die die Ehe des jungen Barons nicht als ebenbürtig anerkennen wollten und sein Recht auf die Erbschaft bestritten. Ich weiß nicht, dank welcher juristischer Verklausulierungen des Majorats-Kodex der Prozeß endlich doch zu seinen Gunsten gewonnen wurde, jedenfalls geschah es — und heute sind die Söhne der ehemaligen

Tänzerin, die vor einigen Jahren von einem schweren Leiden erlöst wurde, in bevorzugten Stellungen und ihre tote Mutter ruht in der Familiengruft dicht neben den sterblichen Resten derer, die einst erlauchte Namen trugen. Die Liebe ist nun einmal eine demokratische Gleichmacherin. Aus dem Ballett der Berliner Hofoper führten übrigens häufig gewisse Verbindungsfäden in die Kreise der vornehmen Welt, besonders der Diplomatie. So entsinne ich mich, daß in der Zeit vor und um 66 ein Taglioni Sekretär der preußischen Botschaft in Paris und ein Gasperini Kanzleichef derselben Botschaft war — die Träger zweier Namen, die mit der Geschichte des Berliner Balletts auf das innigste verwebt sind.

Aus den Manövern 28. September

Die Manöver sind vorüber, die Truppen von neuem in die Hauptstadt gerückt, die einige Wochen sozusagen militärfrei war. Freilich, es blieben noch immer genug zurück, aber das Straßenbild hat sich doch verändert; es fehlte an den bunten Uniformen, die sonst die Physiognomie der Stadt zu beleben pflegen, und an dem lustigen Kling und Klang der über das Pflaster rückenden Truppen. Die Manövertage sind diesmal ganz besonders heiß gewesen; das „getreue Abbild des Ernstfalles" ist beinahe erreicht worden. Einige größere Truppenkörper haben vor Beginn des Kriegs im Frieden noch neue Kommandeure bekommen, die sich mit empfindlicher Schneidigkeit eingeführt haben. Das spüren die Offiziere zunächst, ehe sich der Reflex weiter auf das große Korps der Gemeinen verteilt. Auch die Quartiere haben diesmal hie und da infolge der überaus starken Belegung zu wünschen übriggelassen. Die Neumark wurde von Truppen förmlich überschwemmt; in kleineren Dörfern kamen häufig auf den Einwohner je zwei Mann Einquartierung. Und dann die Biwake bei dem strömenden Regen dieser schauderhaften Septembertage, den eisigen Nächten und den über die Felder peitschenden Winden!

Aber die Manöver sind vorüber, und die Erinnerung verschönt sie. Man denkt nicht mehr an die Strapazen oder lächelt doch nur darüber. Wer sich Urlaub nehmen konnte, dampfte

möglichst direkt aus dem Kampfgelände zu den Fleischtöpfen der Heimat. Am 18. und 19. rasselten fast nur noch Militärzüge durch die Mark, und auf den größeren Stationen herrschte ein unbeschreiblicher Trubel. Die Kavallerie wird erst dieser Tage zurückerwartet. Sie reitet, während die Infanterie mit der Bahn aus dem Manövergelände in die Garnison zurückbefördert wird. Aber diese letzten Märsche sind wenigstens keine Hetzjagd. Man rückt verhältnismäßig spät aus den Quartieren und übereilt sich nicht. Die Gardekürassiere haben ihre beiden alten Kasernen beim Manöverbeginn zum letzten Male betreten. Die eine lag an der Ecke der Gitschiner- und Alexandrinenstraße; hierher zogen die Gardekürassiere 1821, nachdem sie bis dahin in einem räucherigen Hause in der Wallstraße gelegen hatten. Bei Bildung der fünften Schwadron kamen sie in das Gebäude neben dem Militärarrest in der Lindenstraße, das den ersten Gardedragonern zugeteilt worden war, die eine neue Kaserne bezogen. Nun erhalten auch die Kürassiere ein neues Heim, einen prächtigen Bau, der sich draußen in der Hasenheide erhebt, wo die Heide immer mehr verschwindet und es schon lange keine Hasen mehr gibt oder höchstens gebratene. Die „Maikäfer", wie die Gardefüsiliere im Volksmunde heißen, sind schon da, und auch ihr neuernannter Kommandeur, der den Kaiser nach Budapest begleitet hatte, dürfte inzwischen eingetroffen sein. Es ist der Graf Dietrich Hülsen-Haeseler (der älteste Sohn unseres verstorbenen Generaladjutanten Botho von Hülsen), der durch seine Mutter das Haeselersche Fideikommis erbte und infolgedessen vor drei Jahren den Grafentitel erhielt. Er begann seine militärische Laufbahn im Alexander-Gardegrenadierregiment und wurde bald der ausgesprochene Liebling des Kaisers, den er auf vielen seiner Reisen begleitet hat und der sich auch lebhaft für seine Heirat mit einer der reichsten Erbinnen Berlins, der einzigen Tochter des Generals von Lucadou, interessierte. Graf Hülsen ist eine Persönlichkeit von außerordentlich liebenswürdigem Sichgeben; er war zuletzt Militärattaché bei der deutschen Botschaft in Wien, wird aber sicher nicht ungern nach Berlin zurückkehren. Dem Regiment, dessen Kommando er übernimmt, ist kürzlich ein starker Bruchteil seiner Offiziere

entzogen worden. Bei der Formation des neuen — fünften — Garderegiments zu Fuß wurden zahlreiche Herren aus dem Offizierkorps der Gardefüsiliere dorthin abkommandiert; den Rest stellte das Augusta-Regiment und die Provinz. Das Regiment liegt vorläufig in Spandau, während das gleichzeitig ins Leben gerufene zweite neue Garderegiment — das Gardegrenadierregiment Nr. 5, das noch einen Chef, der ihm den Namen geben soll, erwartet — vor der Hand in Berlin untergebracht ist und erst später nach Spandau kommen soll.

Die Fahnenweihe — Aus der Gesellschaft

28. Oktober

Unsere Polizeibehörde scheint von früher beliebten strengen Absperrungsmaßregeln bei öffentlichen Festlichkeiten zurückgekommen zu sein, vielleicht ist auch von höherer Seite ein Machtwort gesprochen worden, größere Milde walten zu lassen. Jedenfalls war bei Gelegenheit der letzten Fahnenweihe männiglich erstaunt, daß sich das Publikum ziemlich ungeniert, wenn auch in angemessener Entfernung um das Denkmal Friedrichs des Großen scharen und so Zeuge des ebenso interessanten wie erhebenden Schauspiels sein konnte, das sich angesichts des berühmten historischen Eckfensters im alten Palais abspielte. Ich hatte ein Billett für die Tribüne am Opernhause erhalten und beneidete fast die Fußgänger, die besser daran waren als wir Bevorzugten, die wir uns nicht von unserm Platz rühren durften. Ein blauer, goldig überfluteter Sonnenhimmel war dem Nebel der Frühstunden gefolgt. Vor dem Denkmal war ein Feldaltar errichtet worden. Fromme Symbole mischten sich mit kriegerischen Emblemen, Trommelpyramiden und starrenden Ulanenlanzen. Es war noch früh am Tage, wenigstens für großstädtische Verhältnisse, trotzdem hatte sich das Volk zu hellen Haufen eingefunden; selbst auf den Dächern sah man Kopf an Kopf. Nun erklang heitere Musik, die Truppen rückten heran, um im Lustgarten Aufstellung zu nehmen. Zuerst die schwarze „Bombe", die Gardefeldartillerie, dann die Infanterie, das zweite Garderegiment und die Alexandriner in ihren hohen

Grenadiermützen. Der Kreis hoher Offiziere um das Denkmal spinnt sich dichter und dichter; zwischen den glänzenden Uniformen fallen die dunklen Talare der Geistlichkeit auf. General von Kessel, hoch zu Roß, hebt die Hand und sprengt dann dem Schlosse zu: der Präsentiermarsch erklingt — ein scharfer Kommandoruf. Vom Schlosse her naht der Kaiser mit seiner Suite in großer Uniform, strahlend wie Mars, umgeben von den Prinzen Friedrich Albrecht, Albert zu Schleswig-Holstein, Ernst von Altenburg und den Herren seines Hauptquartiers. In dem ausbrechenden Jubel bemerkten die meisten nicht, daß inzwischen auch die Kaiserin mit den Prinzen Oskar und Joachim, mehreren Hofdamen und dem Oberhofmarschall Graf Eulenburg auf dem Balkon des Palastes erschienen war, um der Feier von hier aus zuzuschauen. Von der Tribüne aus erschien das Nächstfolgende nunmehr wie eine Reihe lebender Bilder. Vor dem Altar der Kaiser, die Goldkette des schwarzen Adlers um seinen Hals blitzt im Sonnenschein. Rings umher die Generalität. Die Fahnensektionen rücken heran; fürstliche Führer, der Kronprinz, Prinz Eitel Friedrich und Prinz Friedrich Wilhelm, marschieren an ihrer Spitze, die Prinzen Adalbert und August Wilhelm fungieren als schließende Offiziere. Inmitten des sich rasch formierenden Karrees ragen die neuen Fahnen empor; dann und wann bauscht ein Windstoß die Seide auf. Die Trompeterkorps der Gardedukorps und der Gardekürassiere blasen zum Gebet; der Geistliche hält seine Ansprache und segnet die Fahnen ein. Dann spricht der Kaiser. Auf der Tribüne sind nur vereinzelte Worte zu verstehen, die er besonders betont, wie „Vaterlandsliebe“ — „Treue“ — „Gehorsam“ .... und wieder erklingt die Musik. Graf Waldersee tritt vor den geistlichen Herrn; seine ritterliche Gestalt ist im hellen Sonnenschein deutlich erkennbar. Er erwidert des Kaisers Ansprache und bringt das Hurra auf den Landesherrn aus. Nicht weniger als 14 Musikkorps spielen das „Heil Dir im Siegerkranz“. Dann folgt der Parademarsch in Kompagniefront — das glänzende militärische Schauspiel ist vorüber. Die Nagelung der Fahnen war bereits am Tage vorher im Beisein des Kaiserpaares und der kaiserlichen Prinzen in der Ruhmeshalle des Zeughauses erfolgt.

In der Gesellschaft gibt es wenig Neues. Prinz Boson von Sagan erstrebt eine Aussöhnung mit seiner von ihm geschiedenen Gattin — das ist das Interessanteste, eine Tatsache, die auch hier in Berlin von sich sprechen macht, obwohl der Prinz in Paris lebt. Er ist der älteste, freilich selbst schon hoch in den Sechzigern stehende Sohn des greisen Herzogs von Sagan und war mit der Tochter des Barons Seilliére aus dessen Ehe mit einer schönen Griechin vermählt. Wie man sich erzählt, soll der jüngste, bei dem Vater lebende Sohn des prinzlichen Paares die Aussöhnung gewünscht und angeregt haben; auch der verwitweten Fürstin zu Fürstenberg, der einzigen Tochter aus der zweiten Ehe des alten Herzogs von Sagan, schreibt man seit längerer Zeit Versöhnungsversuche zu.

Zwei Achtzigjährige: Mommsen und Carl Frenzel

3. Dezember

Achtzig Jahre Menschenalter sind fürwahr keine Kleinigkeit — aber dem greisen Mommsen, der am 30. November seinen 80. Geburtstag feierte, spürt man die Last des Daseins wahrhaftig nicht an. So wie heute sah der große Gelehrte schon vor zwei Dezennien aus — wahrhaftig genau so: das von Intelligenz durchleuchtete Antlitz von Furchen und Linien durchzogen, das schlohweiße Haar weit herabhängend auf die ein wenig vorgeschobenen Schultern, das Auge trotz seiner Kurzsichtigkeit voll lebendigen Lichts. Merkwürdig genug, daß dieser Heros deutscher Wissenschaft in Rom eine viel populärere Persönlichkeit ist als bei uns in Berlin! Freilich ankert in der Siebenhügelstadt auch das Wurzelwerk seiner geistigen Größe; das Riesenwerk seiner „Römischen Geschichte" hat den Grund zu seinem Ruhm gelegt, und es vergeht selten ein Jahr, in dem Mommsen nicht über die Alpen pilgert, um in dem unerschöpflichen Reichtum der vatikanischen Bibliotheken nach neuen Quellen zu forschen. Ich selbst bin ihm in Rom des öfteren begegnet — noch zu jener Zeit, da Herr von Keudell im Palazzo Caffarelli als deutscher Botschafter residierte und jeden Frem-

den, der seine Karte bei ihm abgab, auf das Dach des Palastes führte, um ihn von dort aus den Anblick der ewigen Stadt genießen zu lassen. Und ein Königsgeburtstagsfest aus jenen Tagen wird mir besonders unvergeßlich sein. Wie immer bei dieser Gelegenheit hatte Herr von Keudell fast die gesamte deutsche Kolonie geladen und empfing an der Tür seiner Salons jeden einzelnen mit Händedruck und freundlichen Worten. Auch aus der Künstlerwelt waren die meisten erschienen — viele von ihnen ruhen heute bereits unter der Erde, wie der alte Cauer und Paul Otto, der Hüne mit dem rotblonden Vollbart, an dessen Lebenskraft damals schon die tückische Krankheit nagte, der er schließlich erliegen sollte. Es ging heiter und ungezwungen zu; die Tische bogen sich schier unter der Last der Schüsseln, und der Mohr der Botschaft griff immer wieder in den Riesenkübel mit Eis, in dem die Schwärmgeister der Witwe Cliquot schlummerten, um die ihm entgegengestreckten Gläser von neuem zu füllen. Herr von Keudell im blauen Koller seines Kürassierregiments, heute mehr Soldat als Diplomat, brachte in schwungvollen Worten den Kaisertoast aus — die Menge flutete hin und her — und als es an ein Abschiednehmen ging, konnte ich meinen Zylinderhut nicht finden, einen nagelneuen, vor einer halben Stunde auf dem Korso gekauften. Ich mußte ihn irgendwo auf einen Stuhl gestellt haben — irgendwo .... und nun suchte ich los. Da sah ich, wie in einer Ecke des Saales sich ein alter Herr mit geneigtem Kopfe, Brille und weißem Haar etwas mühselig erhob und mit leicht vornüber gebeugtem Oberkörper auf Keudell zuschritt, um ihm unter herzlichem Händeschütteln Addio zu sagen. Ich sah aber noch mehr, auf dem Stuhle, auf dem der alte Herr gesessen, lag eine dunkle, formlose Masse — und dies war mein Hut. Der berühmte Verfasser der „Römischen Geschichte" hatte sich auf meinen Zylinder gesetzt, und da jene glänzende Kopfbedeckung nicht einmal ein sogenannter Chapeau claque war, so ist es mir bis zu dem heutigen Tage unklar geblieben, daß der große Gelehrte von seinem unbeabsichtigten Zerstörungswerk nichts gemerkt hat. Der Hutkünstler am Korso brachte durch Bügeln, Striegeln und Schniegeln den Zylinder späterhin wieder einigermaßen in repräsen-

table Verfassung, so daß ich ihn noch geraume Zeit hindurch tragen konnte — aber er hat meinen Charakter verschlechtert und die Renommiersucht in mir erweckt, denn ich erzählte damals männiglich mit stolzem Lächeln: „Auf diesem Hute hat einmal Mommsen gesessen“ ....

In den nächsten Tagen tritt auch Carl Frenzel in das achte Jahrzehnt seines Lebens. Die Redaktion der „Nationalzeitung“, deren Mitglied Frenzel seit nunmehr 36 Jahren ist, der Verein Berliner Presse, zu dessen Begründern er gehört, und die hiesige Literarische Gesellschaft haben sich zur Bildung eines Komitees vereinigt, um an dem auf den Geburtstag Frenzels, den 6. Dezember, folgenden Sonntag, dem Jubilar zu Ehren ein Festmahl zu veranstalten. Frenzel verdient diese Ehrung. Er ist ein literarischer Charakterkopf von feiner Prägung und als Mensch eine durch und durch vornehme Persönlichkeit, ein lauterer Charakter, eine liebenswürdige und wohlwollende Natur. Soviel mir bekannt, war er von Hause aus Philologe und widmete sich erst gänzlich dem schriftstellerischen Berufe, als Ende der fünfziger Jahre sein Erstlingsroman bei einer Preiskonkurrenz prämiiert wurde. Ich glaube nicht, daß er von jener Erstlingsarbeit noch heute sonderlich entzückt sein wird, wie denn überhaupt der Gesellschaftsroman weniger zu seiner literarischen Domäne gehörte als der geschichtliche, der ihn als einen unserer glänzendsten historischen Essayisten besonders locken mußte. In der Zeit vor 1870, in der die Geschichtsdarstellung dank Mommsen und Ranke in neue Bahnen einzulenken begann, nahm auch der historische Roman einen frischen Aufschwung. Allerdings folgte Frau Louise Mühlbach noch immer unentwegt den Spuren der Caroline Pichler und entzückte die Nähmädchen durch ihre bänderreiche Verarbeitung von allerhand Memoirenklatsch, aber es fanden sich doch auch schon literarischere Geister wie Brachvogel, Hesekiel, Laube, Rodenberg, die den historischen Roman mit Eifer pflegten und ihm an Stelle der romantisch ausgeführten Anekdote kulturgeschichtlichen Inhalt verliehen, die sich nicht damit begnügten, Helden und Ereignisse auszuschlachten, sondern in den Charakteren Geist und Ideen der Zeit, die sie schilderten, lebendig werden zu lassen. Zu ihnen zählte als

einer der besten und ersten auch Frenzel. Die eigentliche Stärke seiner Begabung wurzelte indessen im Essay, dem geschichtlichen wie dem kritischen, und gerade an dem Kritiker Frenzel, an der feinen Schärfe seines Urteils, die sich doch immer mit weiser Mäßigung und erwärmendem Wohlwollen paarte, hätten sich manche der neueren, die den alten Herrn grimmig befehdeten, ein Beispiel nehmen können.

Emil Hahn und das Viktoriatheater
Nachklänge von der Frenzel-Feier

21. Dezember

Der Tod Emil Hahns, des ehemaligen Direktors unseres Viktoriatheaters, ruft in den älteren Theaterbesuchern manche fröhliche und auch so manche wehmütige Erinnerung wach. In den 60er Jahren und noch anfangs der 70er gehörte das Viktoriatheater, das über die räumlich größte Bühne Berlins verfügte, dem alten Cerf, jenem originellen Manne, dem man u. a. nachsagte, er habe einmal im Adreßkalender nach der Wohnung des Sophokles suchen lassen, um mit ihm wegen der Aufführung der „Antigone" zu verhandeln. Der einarmige Hendrichs war damals ein häufiger Gast im Viktoriatheater, auch französische Truppen gastierten hier, und die Petipa wirbelte im tollen Tanze über die riesige Bühne, aber die Haupttätigkeit Cerfs, der sich besonderer Protektion an hoher Stelle erfreute, entfaltete sich auf dem Gebiete des großen Ausstattungsstücks, das man bis dahin nur in dem inzwischen gleichfalls eingegangenen Pariser Edentheater kannte. Aus Paris bezog Cerf denn auch seine Schlager: „Die Henne mit den goldenen Eiern", die „Eselshaut", „Die weiße Katze" und wie all diese Feerien hießen, in denen sich ein ungeheuerlicher Blödsinn von Text mit einem für jene Zeiten noch nicht dagewesenen Prunk an Kostümen und Dekorationen verband. Und an der Überlieferung knüpfte Emil Hahn an, als er das Viktoriatheater übernahm. Doch die Zeiten waren andere geworden; der vergoldete Unsinn der Zauberposse, dem die Poesie Raimunds fehlte, zog nicht mehr so recht — man wollte auch mitten im

Ausstattungsprunk Menschen sehen. Und zum guten Glücke Hahns arbeitete um jene Zeit Jules Verne, der phantasievolle Pariser Romantiker, seinen hübschen Roman „Die Reise um die Welt in 80 Tagen“ gemeinschaftlich mit D'Ennery zu einem amüsanten Schauspiel um, in dem es auch an bunten Bildern, Wandeldekorationen, Balletts und Maskenaufzügen nicht fehlte. Die „Reise um die Welt“ machte Hahn mit einem Schlage zum reichen Manne, und Jules Vernes zweites Stück „Die Kinder des Kapitän Grant“ füllte seine Kasse noch mehr. Das moderne Ausstattungsstück erreichte damals im Viktoriatheater in der Tat seine höchste Blüte. Aber dann kamen die Rückschläge. Eine weitere Jules Vernesche Reise, die in den Mond, vermochte trotz Offenbachscher Musik das Publikum nicht zu interessieren, und es fanden sich auch keine neue Autoren, die dem Genre zu frischem Leben verholfen hätten. Hin und wieder blitzte noch ein Lichtblick auf. So bei Gelegenheit der Pasquéschen Ausstattungsphantasie „Faust und die schöne Helena“ und vor allem bei den Gastspielen der Weimaraner mit der Devrientschen Faustbearbeitung und bei den ersten Aufführungen von Wagners Nibelungen-Tetralogie — aber es ging doch stetig bergab. Hahn mußte das Viktoriatheater aufgeben. Unter seinem Nachfolger kam Wildenbruch zum ersten Male mit den „Karolingern“ zu Wort; bisher war nur sein „Menonit“ aufgeführt worden. Weit draußen in einem Vorstadttheater und auf Kosten des Verfassers. So sicherte sich das Viktoriatheater auch eine literarische Anteilnahme. Unter Direktor Scherenbergs Leitung herrschte von Neuem das Ausstattungsstück; er brachte auch die großen Manzottischen Balletts „Excelsior“ und „Amor“ auf die Bühne. Aber auch er hatte kein Glück und noch weniger sein Nachfolger Litaschi, unter dem Emil Hahn zum letzten Male die Bretter betrat, auf denen sein Stern erblüht und untergegangen war. Die Anlage der neuen Kaiser-Wilhelm-Straße machte die Niederreißung des alten Viktoriatheaters notwendig; seitdem besitzt Berlin keine Bühne mehr für große Ausstattungsstücke. Hahn hatte für kurze Zeit das Berliner Ostendtheater übernommen, war dann als Regisseur am Belle Alliance-

theater, später auch in Hamburg und Stuttgart tätig, aber es machte schon damals den Eindruck, als sei seine frisch-fröhliche Kraft gebrochen.

Die Rede, die Kultusminister Dr. Bosse am 12. d. M. bei Gelegenheit der großen Frenzelfeier im Hotel Kaiserhof hielt, hat weit über die schriftstellerischen Kreise hinaus Aufsehen erregt. Und mit einem gewissen Recht. Sie erinnerte mich in einzelnen Teilen lebhaft an die Ansprache Goßlers — in der Reihe unserer Kultusminister die ragendste Persönlichkeit —, die dieser vor Jahren bei dem Bankett hielt, das die Berliner Presse zu Ehren des 70. Geburtstages Theodor Fontanes gab. Derselbe Respekt vor der Freiheit des Geistes und dem unabhängigen literarischen Schaffen gab beiden Reden charakteristische Prägung. Trefflich, ganz trefflich war auch die Ansprache Wildenbruchs, gesinnungsnobel und so temperamentvoll vorgetragen, daß man seine Freude daran haben konnte. Wildenbruch zeigt sich sonst selten und ungern bei derlei Gelegenheiten, aber er ist ein besonderer Verehrer Frenzels, dessen selbst im Tadel wohlwollende Kritik auch ihm den Dornenweg glätten und ebnen half, der zum Parnaß führt. Am sympathischsten hat mich die Rede des alten Rodenberg berührt. In der Schlichtheit seiner Ausdrucksweise und mit seiner bescheidenen Herzlichkeit ergriff und rührte er. Wie er von jenen Zeiten sprach, da er Arm in Arm mit Frenzel voll lodernden Jugendmuts die Welt stürmen zu können vermeinte, und von jenem Tage, da Frenzel seine Gattin kennenlernte — das klang wie eine jener stillen Geschichten, die er selbst so gut zu erzählen weiß, und erinnerte an Stifter und Storm.

1898

Vom alten General des Barres
Frau Rosalie Stritter †

7. Januar

Der militärischen Welt hat noch das alte Jahr einen herben Verlust gebracht: den Tod des Generals des Barres. Viele Tausende haben ihn persönlich gekannt — jedenfalls alle diejenigen, die in den letzten dreißig Jahren aus dem Kadettenkorps in die Armee traten, und das sind allein schon Unzählige. Als ich selbst noch ein Zögling des alten Berliner Kadettenhauses in der Neuen Friedrichstraße war, jenes aus vorfriderizianischer Zeit stammenden Gebäudekomplexes, in dem sich jetzt ein wimmelndes juristisches Ameisenheer eingenistet hat, war des Barres mein Kommandeur. Und obschon über ein Vierteljahrhundert zwischen damals und heute liegt, sehe ich ihn deutlich vor mir: einen kleinen, untersetzten Herrn, der, gewöhnlich in einen riesigen Reitermantel gehüllt, mit kurzen Schritten den berühmten Karreehof durchquerte, neben sich den Etatsmäßigen, den riesenlangen, rotköpfigen Major von Bietinghoff. Später wurde des Barres Direktor der Ober-Militär-Examinationskommission (das Wort ist noch entsetzlicher als die Examina selbst) und dann Mitglied der Studienkommission für die Kriegsschulen. Wie viele ehemalige Kadetten und Fähnriche, wie viele unserer älteren Offiziere haben dem kleinen des Barres nicht mit mir ein getreues Andenken bewahrt! Sein immer freundliches Gesicht und die liebenswürdige Art und Weise, mit der er die Angst der Examinanden zu bannen verstand, wenn der große Rechenmeister Gallenkamp mit seinen Logarithmen oder Professor Voß mit

seinen Zwickfragen aus der Literaturgeschichte kam, hat ihm zahllose Freunde erworben. Des Barres, der aus einer Refugiéfamilie stammt, wurde vor vier Jahren unter dem Namen „von Vallet des Barres“ in den erblichen Adelsstand erhoben. Nach seiner Verabschiedung zog er nach Wiesbaden, wo er auch, 78 Jahre alt, verstorben ist.

Auch die jüngst heimgegangene Frau Rosalie Strikker, die Besitzerin der alten Vossischen Buchhandlung, war eine weitbekannte Persönlichkeit. Die Vossische Buchhandlung wurde 1693 gegründet, und zwar in Lübben. Der Sohn des Gründers verlegte das Geschäft nach Berlin, und hier gab der Verlag Lessings sämtliche Schriften und zahlreiche Werke Friedrichs des Großen, Herders und Jean Pauls heraus. Nach dem Tode von Friedrich Voß kam die Seele des Geschäfts, die „Vossische Zeitung“, an die Gattin des Münzdirektors Lessing, und die Buchhandlung wurde an die Firma Schramm & Wewetzer verkauft; 1804 schied der Letztgenannte aus und der Buchhändler Strikker trat dafür ein, an dessen Witwe die Firma schließlich erbrechtlich überging. Ich bin der alten Dame öfters in literarischen Zirkeln begegnet und habe mich immer über ihre geistige Lebhaftigkeit gefreut, die in merkwürdigem Gegensatz zu ihrer schlicht-bürgerlichen Äußerlichkeit stand.

Das Krönungs- und Ordensfest

22. Januar

Das Krönungs- und Ordensfest ist bekanntlich die einzige Festlichkeit bei Hofe, an der sich in gewisser Weise auch das „Volk“ beteiligen kann. Leider war das Wetter nicht sonderlich günstig, der Himmel grau und die Luft von leichtem Naß durchrieselt. Trotzdem hatte die große Auffahrt am Schlosse die Menschheit wieder in dichten Massen angelockt, die die Linden hinab und über die Schloßfreiheit wogten und auch den Lustgarten überfluteten. Die meisten öffentlichen Gebäude hatten Flaggenschmuck angelegt; auf der Höhe des Schlosses wehte außer der Kaiser- und der Königsstandarte auch noch die Kurbrandenburgische Flagge; selbst vom Turm des „Rothen Hau-

ses", in dem unsre demokratische Stadtverwaltung zu tagen pflegt, flatterten Fahnen. Am interessantesten für den Zuschauer war die um die zehnte Stunde beginnende Anfahrt der neu Dekorierten. Glänzende Equipagen wechselten mit Mietsfuhrwerken, die nicht immer einen hervorragend eleganten Eindruck machten, und in die Wagenburg der Droschken erster Güte mischte sich auch eine ganze Anzahl von Droschken zweiter Klasse. Die mit Ordensauszeichnungen niedrigerer Qualität Gesegneten waren die pünktlichsten, aber schon jetzt konnte man an der Flucht der Erscheinungen den „Unterschied der Stände" studieren. Ein dicker Kommerzienrat, trotz der lauen Witterung in einen kostbaren Pelz gehüllt, der leider den funkelnagelneuen Kronenorden Vierter, die Quittung für eine liebenswürdige Munifizenz, nicht zum Anblick kommen läßt, wuchtet schwerfällig aus seinem Coupé, indes hinter ihm leichtfüßig ein junger Bildhauer in grauem Havelock aus der Droschke springt. Ein paar Hauptleute und ein Intendanturrat, neugebackene Ritter des Roten Adlers, schreiten zu Fuß über die Schloßfreiheit; ein Feldwebel, der mit dem Ehrenzeichen beglückt worden ist, salutiert ihnen — ein alter Invalide in langem blauen Tuchrock, der Kustos eines königlichen Instituts, folgt — und nun mehren sich auch die Wagen. Offiziere treffen in Massen ein — viele sind aus der Provinz herbeigeeilt, um sich einmal im Glanze höfischen Treibens sonnen zu können — Regierungsräte, die die Ausgabe einer neuen Uniform nicht gescheut haben und sich bereits als Minister fühlen — hier ein junger Gutsbesitzer im schmucken Kleide der Brandenburgischen Johanniter, ein bekannter Maler, ein alter Oberfinanzrat mit vertrocknetem Bureaukratengesicht, ein Theaterdirektor, ein Oberlehrer, ein greiser Professor . . . Die Droschken nehmen ab — in langer Reihe rollen die Equipagen heran, die Galawagen des Hofes mit den fremden Fürstlichkeiten, die Staatskutschen der Botschafter und Gesandten, Kutscher und Diener in überreichen, goldbordierten Livreen, hier und da einen Mohren auf dem Pagentritt, der die besondere Freude des Publikums bildet — immer farbenreicher entwickelt sich das Bild. Nur Eins fehlt: die Damenwelt. Die kaiserliche Herrin ist durch Unwohlsein verhindert, an der

Festlichkeit teilzunehmen, und die Damen des Luisenordens sind schon früher dekoriert worden. Aber nun eine Bewegung in der Volksmenge — immer stärker anschwellende Hochrufe: der Kaiser kommt! Ein offener Zweispänner rollt heran; kein Prunkwagen, sondern eine ziemlich schlichte Equipage, und in ihm sitzt der hohe Herr an der Seite des Generals von Scholl und grüßt, in seinen grauen Mantel gehüllt, freundlich nach allen Seiten. Kaiserin Friedrich, schwarz gekleidet wie immer, trifft in geschlossenem Wagen mit englischem Vorspann ein; Prinz Albrecht mit Gemahlin und den Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht fahren in großen Hofequipagen, Prinz und Prinzessin Friedrich Leopold in einem à la Dumont bespannten Vierspänner . . . Auf den Treppen und in den Garderobenräumen des Schlosses herrscht ein seltenes Leben, ein unbeschreibliches Gewühl. Besonders charakteristisch sind an solchem Tage die Garderoben. Da hängen Pelze neben rotgefütterten Generalsmänteln, schon schäbig gewordene Überzieher von altmodischem Schnitt neben Unteroffizierpaletots, die weiten, dunkelgrauen Havelocks neben den hechtgrauen Oberhüllen der Offiziere. Vor den Türen halten Posten der Gardedukorps, der Leibgendarmerie und der Schloßgarde Wache — und an ihnen vorüber flutet die Menge, um sich zunächst in den braunschweigischen Kammern zu versammeln. Die große Cour nahm im Rittersaal ihren gewöhnlichen Verlauf und währte kaum eine Stunde. An sie schloß sich der Gottesdienst in der Schloßkapelle mit der historisch gewordenen Opferspende und sodann das Galadiner im Weißen Saale, der Bildergalerie und den anstoßenden Kabinetts. Auch bei dieser Gelegenheit war die bunte Mischung der Gesellschaft sehr interessant; im selben Raume mit dem Kaiser, den Fürstlichkeiten und den Ministern speisten auch die niederen Beamtenchargen und mit den Rittern des hohen Ordens vom Schwarzen Adler die neuernannten Inhaber des Allgemeinen Ehrenzeichens. Selbst in der Küche wird an diesem Tage auf die Mannigfaltigkeit der Gäste und ihren Geschmack eine gewisse Rücksicht genommen: das Menü ist derb, fast bürgerlich: Brühe, Zander, Schmorbraten, Kalbsschnitten, Gänseleberpastete, Enten, Maronenspeise. Aber mit den Weinen wird

nicht gespart, und wer bei der Auswahl der Schloßabzüge nicht vorsichtig ist, dem kann es leicht passieren, daß er beim Aufstehen ein wenig schwankend wird und das Parkett für eine Schlidderbahn hält — wie es vor einigen Jahren einem alten Feldwebel geschah, der, berauscht vom Glanze des Hofes und dem Feuer der Weine und sich auf der glatten Unterfläche des Saals höchst unsicher fühlend, einem an ihm vorübergehenden königlichen Prinzen versehentlich in die Arme fiel.

Der kleine Hofball und die erste Defiliercour
Die Toiletten

3. Februar

Der erste „kleine" Hofball am Sonnabend hat den Reigen der Schloßfestlichkeiten eröffnet. Das äußere Bild bleibt im allgemeinen immer so ziemlich das gleiche: die Anfahrt, die Überflutung der Treppen, das Drängen in den Garderoben und die Verteilung in den verschiedenen Zimmern bis zum abermaligen Zusammenfinden im Weißen Saale, der bei derlei Gelegenheiten zu wachsen scheint und im Glanze des elektrischen Lichtes, durchwogt von einer bunten, heiter erregten Menge, in der Tat einen zauberhaften Anblick darbietet. Das ganze Korps der Hofchargen war zu dieser „kleinen" Festlichkeit allerdings nicht aufgeboten worden, aber es waren immerhin genügend diensttuende Zeremonienmeister und Kammerherren am Platze, um in ihren goldstrotzenden Uniformen das Gesamtbild noch farbiger und lebhafter auszugestalten. Besonders geschäftig eilten die neuernannten Kammerherren, von denen manche zum ersten Male das Parkett des Hofes betraten, hin und her — und wie ein Fels im brandenden Meere stand Graf Eulenburg, der Oberhofmarschall, in der Nähe der Eingangstür, den gewichtigen Zeremonienstab in der Rechten, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen und selbst im heißesten Drange der Geschäfte für jeden Bekannten ein freundliches Wort erübrigend. Drei dumpfe Schläge — die Majestäten nahen — und das Gewühl im Saale beginnt sich zu ordnen; man rangiert sich in Reih und Glied, halb militärisch, aber doch auch

nach genaueſt vorgeſchriebener Etikette. Den Zug der allerhöchſten Herrſchaften eröffnen die Leib- und Hofpagen in ihren roten Schoßröcken und prallen weißen Kniehoſen, dann folgt als erſtes Paar die Kaiſerin am Arm des Königs von Württemberg in einer wundervollen Toilette aus weißem Atlas mit roſa Verbrämung am Ausſchnitt und roſafarbener Schleppe, das Tablier ſtrahlend in kunſtvollen Stickereien aus Gold und Silber und wie übergoſſen mit Brillanten. Der König von Württemberg trug die Galaattila der Leibgardehuſaren, deren zweiter Chef er iſt, und die gleiche Uniform hatte auch der Kaiſer angelegt, der die Großherzogin von Heſſen, ebenfalls in Weiß, führte. Der Großherzog, in der Uniform des erſten Garderegiments zu Fuß, hatte der Prinzeſſin Heinrich den Arm gereicht, die etwas blaß ausſah, doch harmonierte die zarte Färbung ihrer Wangen gut mit dem Silberſtoff, der ihre ſchlanke Erſcheinung umfloß. Aus den Notizen in meinem Taſchenbuch hebe ich noch die Toilette der Prinzeſſin Friedrich Karl von Heſſen hervor: ein zartes Roſa, mit kirſchrotem Sammet drapiert. Schneeweiß und hold und lieblich wie ein Märchenkind präſentierte ſich die junge Prinzeſſin Pauline von Württemberg, die einzige Tochter des Königs aus deſſen erſter Ehe mit der verſtorbenen Prinzeſſin Marie von Waldeck-Pyrmont; ſie trug keinen weiteren Schmuck als einen Tuff friſcher roter Roſen an der linken Ausſchnittſeite ihres Kleides. Die Erbprinzeſſin von Hohenzollern hatte Elfenbeinweiß gewählt und ihre Schwägerin Prinzeß Joſefine, Gattin des Prinzen Carl Anton, ein eigentümlich fahles und doch kräftig wirkendes Gelb, das ihr vortrefflich ſtand. In zartes Rot war die Erbgroßherzogin von Baden gekleidet, deren Gatte in großer Generalsuniform erſchienen war, und in farbig bemaltem Damaſt mit tiefroter Garnierung die Prinzeſſin Friedrich Leopold von Preußen. Daß die jüngere Herrenwelt faſt nur militäriſche Uniform trug, war natürlich; von den tanzfähigen Prinzen des königlichen Hauſes fehlte kaum einer, und auch ſie beteiligten ſich nach Beendigung des Konzertes lebhaft am Tanze, den Baron von der Goltz vom erſten Garderegiment und der junge Graf Dohna von den Gardedukorps mit der Gräfin Baſſewitz und Fräulein von Wallenberg eröffneten. —

Dem ersten Hofball folgte am gestrigen Dienstag abend die erste Defiliercour im Schlosse, bei der die neu am Hofe eingeführten Damen und Herren dem allerhöchsten Paare vorgestellt wurden. Diesmal ging es noch bedeutend lebhafter zu als am Sonnabend; es war gefährlich, in den Abendstunden Linden, Lustgarten und Schloßfreiheit zu passieren, so gewaltig war das Heranfluten der beweglichen Wagenburg. Natürlich waren auch die jüngeren Offiziere in Massen erschienen — ich kann mich eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren, wenn ich an die Zeit vor zwanzig Jahren zurückdenke, wo ich zum ersten Male einer Hofcour beiwohnen konnte, und es mir ganz gewaltig imponierte, daß man an den Bufetts den Sekt aus Wassergläsern trank... Die Cour fand im Rittersaal statt, auf dessen „silbernem Chor“ die Musik und Fanfarenbläser Platz genommen hatten. Kaiser und Kaiserin betraten die Thronestrade, letztere links zu seiten ihres Gemahls in prachtvoller Toilette mit Band und Stern des Schwarzen Adlers und dem weißen lang herabwallenden Courschleier am Diadem — der Kaiser im roten Galarock der Gardedukorps mit allen preußischen Orden. Rechts und links vom Throne hatten die Prinzen und Prinzessinnen Aufstellung genommen, und hier standen auch die Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff im schwarzen Courschleier und ihr gegenüber der Oberstkämmerer Erbprinz zu Hohenlohe, die beiden Hofchargen, die die Vorstellung der Neueingeführten zu leiten haben. Unter den Prinzessinnen fiel die schöne Toilette der Prinzeß Friedrich Leopold auf: mattblauer Atlas, das Tablier mit eingestickten Veilchen übersät, dazu eine etwas dunklere Sammetschleppe. Prinzeß Heinrich trug eine duftige weiße Kombination aus Atlas und Seidenmusselin mit reicher Silberstickerei, die Prinzeß Friedrich Carl von Hessen weißen Damast, die Erbprinzessin von Hohenzollern weiß Atlas mit Lichtblau. Die Cour selbst vollzog sich nach gewohnter Ordnung: zuerst erschienen die ausländischen Damen mit der Gräfin Szögyeny an der Spitze, die Botschafter unter Anführung des Grafen Lanza, die inländischen Damen mit der Prinzessin Pleß, den Fürstinnen Ferdinand und Anton Radziwill, der Fürstin zu Lynar und der Gräfin Goltz, die inländischen Herren, der Bun-

desrat, die Ritter vom Schwarzen Adler, die landsässigen Fürstlichkeiten usw., bis schließlich unter klingender Musik die Offizierkorps heranrückten. Das war wie bei einer Parade — und eine Art von Parade ist eine Defiliercour auch. Nur wird keine Kritik geübt, wenigstens keine offizielle . . .

Die letzten Bälle bei Hofe und auf den Botschaften

15. Februar

Der letzte Hofball unterschied sich vom ersten nur durch die größere Fülle der Geladenen und den stärkeren Glanz der Prunkgefäße auf den Büfetts. Die Hochflut der Geselligkeit ist glücklich eingetreten: „es rast die See und will ihr Opfer haben". Und die Opfer bleiben nicht aus — man muß sich schon einer sonderlich festen Gesundheit erfreuen, um in dem Chaos der Diners, Soupers, Routs, Bälle und Bazare nicht den Wehen revoltierender Magennerven zu erliegen. Beim Fürsten Pleß, dem Fürsten Ferdinand Radziwill, dem Grafen Udo zu Stolberg-Wernigerode, bei Mr. Jackson von der amerikanischen Botschaft und bei Herrn von Szögyeny fanden sich in den letzten Tagen Tanzgesellschaften zusammen. Auf der österreichischen Botschaft erhöhte die Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin von Hessen den Glanz des Abends; auch die Prinzessin Heinrich war zugegen, ohne am Tanz teilzunehmen. Als ein Wunderwerk an Toilette wurde das Kostüm der Botschafterin geschildert: gelber Moiré auf einem Unterkleid von echten Spitzen. Gräfin Herbert Bismarck erschien in blauem Atlas mit Silberstickerei, die Herzogin von Ratibor in lichtgelber Seide, Prinzessin Pleß in weißer Seide mit dunkelblauer Arabeszierung. Es war ein einziges Schimmern und Flimmern, ein Durcheinanderfluten bunter Farbentupfen in einem Meer von Licht. Und da der Herr Gastgeber auch Ungarn vertritt, so spielten Zigeuner auf. Graf Udo zu Stolberg hatte aus Rücksichten der Bequemlichkeit sein Ballfest im Hotel Kaiserhof gegeben, aber auch bei dieser Gelegenheit war der halbe Hof zugegen. Bei dem Marquis de Noailles feierte man kürzlich ein intimeres Fest, das dem Militärattaché der französischen Bot-

schaft, Grafen Foucauld, galt, der sich mit einer Nichte Mac Mahons vermählt hat und seine junge Gattin mit der Diplomatie Berlins zunächst auf heimatlichem Boden bekannt zu machen wünschte.

Faschingszauber bei Kroll — Gesellschaftsabende im Palais Pleß, auf der serbischen Gesandtschaft und bei Anton Radziwill

25. Februar

Heute ist Aschermittwoch — und die ganze Stimmung in der Natur hat sich der Melancholie des Tages angepaßt. Grau der Himmel, die Atmosphäre, die Straßen, das ganze Berlin. Und da ich in unverantwortlichem Leichtsinn den gestrigen Faschingsball bei Kroll mitgemacht habe, so schmiegt sich auch meine Laune dem Stimmungsbilde des Ganzen an... Ich wollte einmal wieder die alten Erinnerungen an die Corps-de-ballett-Bälle auffrischen, und deshalb ging ich zu Kroll. Wie bescheiden müssen wir früher gewesen sein, daß uns diese Festlichkeiten der königlich privilegierten Ballettratten noch immer als etwas Glänzendes im Gedächtnisse haften geblieben sind! Ich glaube freilich, es liegt nur daran, daß man damals noch jung war und dem dreifachen lutherischen W eine höhere Empfänglichkeit entgegenbrachte als heute, wo sich die Schläfen langsam zu lichten und die Haare zu ergrauen beginnen. Vor fünfundzwanzig Jahren bildeten zudem die Corps-de-ballett-Bälle sozusagen die einzige leichtsinnige Zerstreuung der Saison, sie waren der Glanzpunkt des Faschings und bis zur Zeit des langsamen Absterbens ihrer Fröhlichkeit in der Tat das Rendezvous für die sogenannte Lebewelt. Da prangten die schönen Räume des „Krollschen Etablissements", wie das heutige neue Opernhaus derzeitig noch hieß, in festlichem Schmuck, und der alte Médon hatte alle Hände voll zu tun, um mit den Arrangements der Umzüge zu Ende zu kommen. Die Bälle hatten viel Zuspruch, und anfänglich mag aus ihrem Ertrage auch manch hübsches Sümmchen in die Wohltätigkeitskassen des königlichen Balletts geflossen sein. Aber dann ging es ganz

plötzlich rapide bergab. Neue Vergnügungsetabliſſements entſtanden und boten mehr und beſſeres; die Lebewelt wurde den Ratten vom Opernhauſe untreu, und die Ratten ſelbſt kamen in die Jahre . . . Nicht ohne Wehmut denke ich an den letzten Corps-de-ballett-Ball vor zehn oder elf Jahren zurück. Das war wie ein Leichenbegängnis, wie ein Trauerfeſt, und wenn hie und da einmal ein klein biſſel Luſtigkeit aufknattern wollte, dann erinnerte ſie an die Fieberdelirien eines ſterbenden Clowns — kurzum, es war ſchrecklich! — Gleich böſe war es nun geſtern abend freilich nicht. Die Bajaderen des Olympiatheaters waren zu Tanze geladen worden und erſchienen im vollen Schmuck ihrer hübſchen Koſtümloſigkeit — und das brachte eine gewiſſe wagemutige Heiterkeit in die Geſellſchaft. Die älteſten Dandys ſchoben ihre Monokel feſter in die Augenhöhlen und die jüngere Gentilezza rückte den blanken Zylinderhut tiefer in den Nacken hinab. Übrigens war auch das Theater durch manche weibliche Niedlichkeit vertreten, und in einer ſtillen Souperecke ſah ich ſogar den Vertreter einer Reichstagsfraktion eifrig in ein verſchleiertes Weſen hineinreden. Soupiert wurde mehr als getanzt, und dem Champagnerkonſum nach zu urteilen, müſſen die Zeiten bedeutend beſſer geworden ſein.

Die Saiſon geht zu Ende, und da jagen denn ſich noch die Geſellſchaften. Im Fürſtlich Pleßſchen Palais in der Wilhelmſtraße wurde am 21. flott getanzt. Der Fürſt im Frack mit dem Stern des Ordens zum Schwarzen Adler, deſſen Kanzler er iſt, empfing gemeinſam mit ſeinem Bruder, dem Generalintendanten Grafen Hochberg, die Gäſte. Unter dem zahlreich vertretenen Damenflor wurde die zu Beſuch in Berlin weilende Schwiegertochter des Fürſten, Prinzeſſin Mary, eine geborene Engländerin aus dem alten Hauſe der Earls von Delaware, die eine weiß-ſeidene Robe mit perlengeſticktem Tablier trug, viel bemerkt. Die Herzogin von Ratibor, geborene Gräfin Breunner, ging in Hellrot, Gräfin Herbert Bismarck in Weiß und Rot, Prinzeſſin Salm-Horſtmar in Weiß und Fliederfarben, Gräfin Schönborn-Wieſentheid, geborene Freiin von Wilczek, in Roſa. Die halbe Hofgeſellſchaft war anweſend, und dazu — ſelbſtver-

ständlich — ein starkes Aufgebot unserer Gardeoffiziere. Auch die serbische Gesandtschaft kann mit ihrem Faschingsballfest zufrieden sein. Herr und Frau Milan Boghitschewitsch sind liebenswürdige Herrschaften, die es den Gästen in ihrem reizenden Heim in der Roonstraße angenehm zu machen verstehen. Besonders glänzend gestaltete sich die letzte musikalische Soiree in der Wohnung des Fürsten Anton Radziwill am Pariser Platz. Hier waren außer der Fülle aristokratischer Gäste Künstler und Künstlerinnen mit Einladungen beehrt worden, so die Maler Falat und von Kossak, beides Polen von Geburt wie der fürstliche Gastgeber, ferner die französische Sängerin Madame Litoisse und eine spanische Klaviervirtuosin Senora Castellaro. Neben den Damen entzückte namentlich ein Herr von der russischen Botschaft, dessen Name mir entfallen ist, die Gäste durch sein weit über das Dilettantische hinausreichendes Klavierspiel . . . Nun ist Aschermittwoch, und damit sollte die Saison eigentlich zu Ende sein. Aber die Gesellschaft kümmert sich nicht um den Kalender, und auch mir liegt eine Einladung für diesen Aschermittwochabend vor, der ich — ich gestehe es — nur seufzend folgen muß.

Der Alpenball

4. März

Eine der fröhlichsten Vergnügungen des Winters bildet gewöhnlich das Ballfest der Sektion Berlin des deutsch-österreichischen Alpenvereins — der „Alpenball“, wie man ihn kurzweg nennt. Wenn man nicht selbst Mitglied oder einem Mitgliede „blutsverwandt“ ist, hält es schwer, sich den Eintritt zu erkämpfen; denn der Andrang ist stets ein enormer. Auch die Mitgliedschaft ist seit einiger Zeit mit Schwierigkeiten verknüpft. Früher wurde aufgenommen, wer sich dazu meldete, wer irgendwie nur Interesse für die „Kraxelei“ und die Alpenwelt zeigte. Heute aber muß man wenigstens einen „hohen Berg“ erklettert haben, wenn man gewürdigt werden soll, dem Verein anzugehören. Man mag seine guten Gründe haben, die Auf-

nahmeformalitäten etwas strenger zu handhaben. Daß der Zudrang zu dem Verein ein kolossaler ist, bewies auch gestern wieder das Ballfest bei Kroll. „Echtheit der Tracht" galt bei der Kostümfrage als Hauptbedingung — wie immer; aber wie immer, so hatte sich auch diesmal eine ganze Anzahl lustiger Buas und fescher Deandl eingefunden, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie direkt aus dem Maskengarderobengeschäft kamen. Es schadete nichts — die Stimmung war doch von vornherein eine überaus vergnügte und die Fülle schon gegen 9 Uhr eine wahrhaft erdrückende. Von malerischem Reiz, famos arrangiert und durchgeführt war die dekorative Ausstattung. Die offene Bühne im Theatersaal hatte sich in eine Alpenlandschaft verwandelt, die sich im Saal selbst fortsetzte. Von der Höhe herab grüßte das Mauerwerk einer Tiroler Adelsburg; Brücken überspannten die Abgründe, und in den tiefen Schluchten rauschten Wildwasser, während von oben herab die Sterne des Nachthimmels leuchteten. Im letzten Saale wurde die Gebirgslandschaft anmutiger; eine Waldschenke leuchtete aus dem Grün hervor, und wie bei einem Schützenfeste erhoben sich allerwärts Verkaufs- und Würfelbuden — sogar an einem Postbureau für den Verkauf illustrierter Postkarten fehlte es nicht. Auf der Bühne wechselten Wetter und Jahreszeiten; goldener Sonnenschein wich dann und wann mondscheindurchwebter Frühlingsnacht, der Donner grollte und Blitze leuchteten auf, selbst Regen fiel zuweilen hernieder, aber er machte nicht naß. Trocken ging es trotzdem nicht zu. Es wurde tüchtig pokuliert und noch mehr gejodelt, gejauchzt und geschrien. Wenn sich Bekannte begegneten, sagten sie nicht „Guten Abend" zueinander, sondern stilgemäß nur „Gruaß Gott"; auch Dialekt wurde erheuchelt — er klang zuweilen zum Totlachen komisch. Und ebenso komisch war's, als ich im Schatten einer Berghöhle fünf Alpler stehen sah mit nackten Knien und wichtigen Mienen. Ich dachte, sie sprächen davon, ob der Großglockner wolkenumsäumt sei und das Wetter sich günstig zu entwickeln gedenke — aber nein, diese Tiroler unterhielten sich von Kanadaaktien und irgendeiner unerwarteten Baisse und führten dann das Thema auf die Sorma und Reisenhofer über . . .

Höfische Wohltätigkeitsvorstellung im Neuen Theater

10. März

Das Neue Theater, das nunmehr bald unter die Direktion einer Dame, der Frau Auscha Butze-Behrmann treten wird, war vor einigen Tagen der Schauplatz einer Wohltätigkeitsvorstellung, die unsere aristokratischen Kreise lebhaft interessierte. Eigentlich waren es zwei Vorstellungen, denn man hatte sich im letzten Augenblick entschlossen, auch zur Generalprobe um des guten Zweckes willen das Publikum einzulassen, ein Publikum, so vornehm und glänzend, wie es sich sonst selten unter den elektrischen Kronen eines Theaterraumes zusammenzufinden pflegt. Leider hatte die Kaiserin infolge einer leichten Erkältung fernbleiben müssen; wenige Minuten vor Beginn der Vorstellung traf das Schreiben mit der Absage ein. Dafür fand sich die Prinzessin Friedrich Leopold ein, die mit den Prinzessinnen Friedrich Heinrich und Margarete von Hessen in der linken Proszeniumsloge Platz nahm. Im Parkett und im ersten Rang blitzte und glänzte es von Uniformen, ordensgeschmückten Brustseiten und eleganten Toiletten. Wir sehen die beiden Vettern Radziwill mit ihren Damen, daneben den Prinzen Heinrich Pleß; Baron von Reischach plaudert mit der Gräfin Solms, Graf und Gräfin Dönhoff werden vom Grafen Kanitz freundschaftlich begrüßt; mit dem Marquis de Noailles, über dessen vornehmem Legitimistengesicht ein merkwürdig melancholischer Ausdruck liegt, tritt auch der spanische Botschafter ein, der Kammerherr Mendez de Vigo — dort kommt Baron Greindl mit seiner Gattin, da der brasilianische Gesandte, hier der französische Marineattaché Leutnant Buchard mit seinem immer verbindlichen Lächeln, und zahlreiche Hände strecken sich ihm entgegen ... In den Parkettlogen tauchen zuweilen auch kostümierte Erscheinungen auf, Herren und Damen, die erst in den lebenden Bildern am Schluß zu tun haben: die Gräfin Nemes von Hidvég als bezaubernde Franzeska da Rimini — Frau von Varnbüler im Kostüm des Empire, ein Pierrot, ein entzückendes Rokokofigürchen, wie aus vieux saxe geformt, ein Herr im roten Jagdfrack ... In das Summen und Schwirren der Unterhaltung tönt das erste Klingelzeichen. Der Vorhang hebt sich.

Auf Veranlassung der Gräfin Margitta Dönhoff hat man Fuldas Scherzspiel „Fräulein Witwe“ als Eröffnungsstück gewählt. Die Gräfin selbst spielte die weibliche Hauptrolle anmutig und reizvoll und hatte in Herrn von Schwarzkoppen einen ihr ebenbürtigen Partner. Die humoristischen Chargen waren durch Graf Eulenburg und Baron Grütter besetzt; namentlich der letztere erntete als Negerin Fatima das beste Zeichen des Beifalls für lustige Stunden, Stürme von Heiterkeit, und er war auch wirklich famos, tadellos angestrichen und ebenso tadellos bei Stimme — er krähte und gackerte sein amerikanisches Idiom in die Luft, daß es eine Freude war. Berlas Gelegenheitsstück „Der Zigeuner“ folgte. Hier entwickelte vor allem Herr von Bohlen, dessen musikalisches Talent man zu schätzen weiß, seine ganze Virtuosität auf der Violine. Frau von Wangenheim, Baron Möller-Lilienstern und die Herren von Engel und Baumbach unterstützten den wackeren Peti durch ihr frisches Spiel. Nun kamen die lebenden Bilder an die Reihe. Der Maler von Kossak hatte sie arrangiert, und Herr von Woikowski-Biedau trug für die musikalische Begleitung Sorge. Die Grundidee war die Verkörperung ritterlicher Dienste durch die Jahrhunderte. Im ersten Bilde sehen wir die germanischen Jünglinge, die einen erlegten Ur ihren Walddamen als sinnige Aufmerksamkeit überreichen, so wie man heute ein verlorenes J'y pense seiner Holden spendet. Baron Loën, Frau von Pachelbl-Gehag und Fräulein Hildegard von der Planitz stellten die blonden Germaninnen, Graf Arnim-Muskau, Graf York und Graf Brühl die ritterlichen Recken dar. Im zweiten Bilde wird Franziska da Rimini bei gefährlichem Rendezvous überrascht. Man glaubte es dieser schönen Franziska (Gräfin Nemes), daß sie die Männerherzen zu berücken verstand. Ein prachtvolles Kostüm aus rotem Sammet mit Perlenstickerei hob die vollendete Anmut ihrer Erscheinung noch mehr hervor. Graf Adelmann und Baron Thüngen waren ihre Partner. Ein Duell nach einem Maskenball zur Rokokozeit war die Idee des dritten Bildes. Pierrot und Harlekin sind sich grimmig in die Haare geraten, aber das fröhliche Maskengetümmel, das ihnen gefolgt ist, hindert einen allzu blutigen Ausgang. Es waren entzückende Masken darunter, die Kom-

teſſen Arnim-Mellenau, Eliſe Dönhoff, Koſpoth und Schulenburg, Fräulein von Arnim-Crieven, von Etzel, von Kuroſka und die Herren von Blumenthal, von Eſchwege, Baron Gemmingen, Graf Magnis und andere. Dem Rokoko folgte das Empire: Graf Schönborn als verliebter Herkules bei ſeiner Omphale — Baronin Varnbüler. Das nächſte Bild war ein modernes Gegenſtück zum erſten: fröhliche Jägersleute, die Herren von Koſſack, Haniel, von Holtzing, von Riepenhauſen und von Suermondt haſchten die Gräfin Beroldingen als Beute. Das Schlußbild endlich vereinigte nochmals eine Anzahl Damen — die Komteſſen Arnim-Mellenau, Margarete Dohna, Klinckowſtröm und Königsmarck und die Fräulein von Blumenthal, von Diergardt, von Frerichs, von Spitzenberg und von Senden — zu einer großen „Huldigung der Künſte" vor dem kaiſerlichen Schirmherrn . . . Es war eine in jeder Beziehung wohlgelungene und abgerundete Aufführung, die auch den Kaſſen des Militärhilfsvereins zugute kommen wird.

Das fünfzigjährige Jubiläum des „Kladderadatſch" — Ein Gruß aus Friedrichsruh

8. Mai

In der Fülle der Zeitungsunternehmungen, denen das Jahr 1848 ihre Entſtehung verdankte, und die infolgedeſſen diesjährig auf ein halbes Säkulum zurückſchauen können, verdient der „Kladderadatſch" in erſter Reihe genannt zu werden. Geſtern feierte er im Hotel de Rome ſein Jubiläum. Verlagsbuchhändler Rudolf Hofmann und ſeine liebenswürdige blonde Gattin, eine Tochter des bekannten Zigarrenfabrikanten Wolff von der Firma Loeſer & Wolff, waren die Gaſtgeber. Von den ehemaligen Gründern des „Kladderadatſch", Albert Hofmann, Kaliſch und Scholz, iſt keiner mehr am Leben. Kaliſch hinterließ drei Kinder: Anna Saint-Cère, die ehemalige Gattin Paul Lindaus, den Sänger Paul Kaliſch, Gemahl von Lilly Lehmann, und einen zweiten Sohn, der Kaufmann wurde. Von dieſen drei Kindern hatte ſich keines zu der Feſtlichkeit eingefunden. Dagegen wohnten drei Töchter Ernſt Dohms, Frau Bildhauer

Eva Klein, Frau Marie Gagliardi und Frau Rosenberg der Jubiläumsfeier bei, während Frau Pringsheim, die vierte Tochter, mit der Witwe Dohms in München zurückgehalten worden war. Auch die einzige überlebende Tochter Rudolf Löwensteins und zwei Söhne von Wilhelm Scholz waren anwesend — im übrigen zahlreiche Verwandte des Hofmannschen Hauses und ein stattlicher Freundeskreis, darunter ein paar bekanntere Schriftsteller: Julius Stinde in seiner stattlichen Erscheinung und mit dem feinen Römerprofil, der alte Rudolf Genée mit seiner Schwester Ottilie, der unvergeßlichen Naiven, die trotz ihrer Siebzig noch immer von sprudelnder Frische ist, der lustige Chemiker Emil Jacobsen, Heinrich Seidel, der überall dabei sein muß, wo sein Freund Trojan weilt, und zahlreiche andere. Aus der Menge tauchte auch der interessante Charakterkopf Friedrich Hases auf, gleichfalls ein ewig junger und immer der alte scharmante Plauderer. Natürlich war der kleine Redaktionsstab vollzählig versammelt: an seiner Spitze Johannes Trojan, der seit 1862 dem Blatte angehört, schon stark angegraut, aber mit den lustigen Augen, die aus jeder seiner Schöpfungen hervorleuchten — Wilhelm Polstorff, das unvermeidliche Monokel im Auge, eher wie ein Agrarier als wie ein Philologe aussehend, und als jüngster Paul Roland, der „Bildererfinder" des Blattes, ein eigenartiges satirisches Talent, dazu die Zeichner Brandt und Stutz und der vortreffliche Karikaturist Jüttner, den leider die „Lustigen Blätter" dem „Kladderadatsch" abspenstig gemacht haben. Schon bei der Suppe liefen die ersten Telegramme ein; sie häuften sich im Laufe des Abends zu gewaltigen Stößen. Als erster Redner gab Herr Hofmann einen kurzen Abriß der „Geschichte des Kladderadatsch", ehrte die Verstorbenen und feierte die Lebenden. Dann erhob sich Johannes Trojan, um als „Doyen", „Nestor", oder wie sonst noch die niederträchtigen Bezeichnungen für die Älteren lauten, das Wort zu ergreifen. Auch er sprach zunächst von denen, die nicht mehr sind, und ich, der ich die nun Heimgegangenen gut gekannt habe, sah sie bei seinen Worten wieder leibhaftig vor mir stehen: den kleinen beweglichen Kalisch mit seinem geistreichen Judengesicht und der goldumrandeten Brille, Rudolf Löwenstein, den Dichter des ge-

harnischten Pathos und der herzigsten Kinderlieder, dessen Ähnlichkeit mit Berthold Auerbach bei zunehmenden Jahren, als Haar und Bart sich grau zu färben begann, immer stärker wurde — weiter Wilhelm Scholz, mit dem ich so viele heitere Stunden verlebte, und Ernst Dohm, den amüsanten Plauderer, in dessen gastlichen Hallen sich in den siebziger Jahren das ganze literarische Berlin zu versammeln pflegte. Ihn raffte nach kurzer Krankheit ein Herzleiden hinweg, während Löwenstein und Scholz schwer und lange mit dem Tode zu ringen hatten; beide großen Humoristen verfielen in geistige Umnachtung. Löwenstein erhielt den letzten Stoß, als sein blühendes Töchterchen Käte, eine begabte Malerin, am Lungenschlage starb, und dem geliebten Kinde galt auch sein letztes schönes Lied „Unter Frühlingsblüten". Scholz ahnte sein Leiden voraus; oft genug hat er mir am Kneiptisch geklagt, es ginge „langsam" zu Ende mit ihm, und lachte ich ihn dann aus, der in anscheinend prächtigster körperlicher Rüstigkeit mir gegenübersaß, so antwortete er gewöhnlich: „Gib acht, ich breche zusammen", und so kam es wirklich. Dichter und dichter zog der Dämon des Wahnsinns seine Kreise um ihn, und als ich ihn wenige Wochen vor seinem Tode draußen im Grunewald zum letzten Male sah, erkannte er mich nicht wieder. Auch an die Mitarbeiter aus der Revolutionszeit erinnerte Trojan: an andere Tote — an Glasbrenner, Herwegh, Kossack, Dingelstedt, Prutz, Albert Wolff, der sich später als Chronikeur des Pariser „Figaro" in der französischen Journalistik einen ehrenvollen Platz errungen, hatte neben Scholz häufig Zeichnungen für den „Kladderadatsch" geliefert; ebenso Anfang der siebziger Jahre der vorjährig in New-York verstorbene Konstantin von Grimm, mein lieber alter Freund.

Neben den wirklichen Mitarbeitern sorgten auch die „unfreiwilligen" für den Ruhm des „Kladderadatsch", die Größen der Konfliktszeit — Karoline von Reuß mit ihrer „Prinzessinnensteuer", die Dohm ins Gefängnis brachte, aus dem Bismarcks Eingreifen ihn wieder befreite, und dann vor allem „Er", der französische Imperator, den der „Kladderadatsch" von den Tagen des Staatsstreiches an mit liebevollem Eifer unter seine Fittiche nahm und der den Gelehrten des Blattes unerschöpf-

lichen Stoff für ihre satirischen Einfälle bot. Friedrich Wilhelm IV. war ein ausgesprochener Freund des „Kladderadatsch“ und sandte dem Blatte öfters selbst ein Scherzwort aus Potsdam ein; auch Kaiser Wilhelm I. las es gern; heut ist es aus dem Kaiserschlosse verbannt, und Trojan hat dafür büßen müssen, daß er für eine lustige Zeichnung, die ein anderer ersonnen und noch ein anderer ausgeführt hat, verantwortlich gemacht wurde. Es hat seinen Humor nicht gestört. Besonders interessant war, was er über die politische Wandlung des „Kladderadatsch“ sagte. Das Blatt sollte keiner Partei dienen, aber unter Löwensteins Leitung war es doch allgemach gänzlich in das Fahrwasser des politischen Fortschritts geraten. Polstorff und Trojan widersetzten sich dem; der schon kränkelnde Löwenstein trat aus, und nun begann mit dem berühmten Piepenbrink-Gedicht Trojans die allmähliche Schwenkung. Der „Kladderadatsch“ erreichte das, was er wollte: er verdarb es mit jeder Partei, um an jeder seinen Witz üben zu können. Nur national blieb er, ganz deutsch, und einem hielt er unverbrüchlich Treue, dem rücksichtslosen Junker von ehemals, dem Mitbegründer des neuen Reiches — Bismarck. Seine tiefinnerste Neigung für die geniale Kraft dieses großen Mannes, dessen humoristisch-satirische Ader seinem Empfinden kongenial schien, hat er selbst in der Konfliktszeit niemals verleugnet. Auch im Kampfe schaute er respektvoll zu der Größe Bismarcks auf, und als Bismarck 1890 das Kanzlersiegel niederlegte, widmete Polstorff dem Scheidenden ein tiefempfundenes Gedicht, und in einer prächtigen Zeichnung derselben Nummer reicht Bismarck, schon die Reisetasche in der Hand, an offener Türe dem „Kladderadatsch“ seine historischen drei Haare. Und als am 80. Geburtstage die Stadtverordneten Berlins das Unbegreifliche möglich machten, als sie zur Schande der Reichshauptstadt deren Ehrenbürger die Huldigung versagten, da brachte Trojan sein zweites berühmt gewordenes Leitgedicht: „So ist es wirklich denn geschehen, was schlechterdings unmöglich schien“ . . .

Es war nur natürlich, daß man am Jubiläumstage des „Kladderadatsch“ auch Bismarcks gedenken mußte. Ein Grußtelegramm nach Friedrichsruh fand umgehende Beantwortung.

Bismarck bedankte sich in seiner Drahtung für den Gruß, bat „um ferneres Wohlwollen“ und wünschte dem „Kladderadatsch“ noch weitere 50 Jahre. Man kann sich denken, mit welchem Jubel die Depesche aufgenommen wurde. Nach Trojan sprach Polstorff, dann wurde die Tafel aufgehoben und man rüstete zum Tanz, denn auch die Jugend war vertreten. Aus einer von den elektrischen Lichtern umstrahlten Nische aber schaute die Büste des „Kladderadatsch“ auf das Gewühl herab und der Mund schien sprechen zu wollen: „Auch ich bin noch jung; wartet ab — ich wills Euch beweisen! . . .“

Frühling in Berlin

24. Mai

Berlin ist im Frühling wirklich außergewöhnlich hübsch. Es gibt kaum eine zweite Großstadt, die inmitten des sich mehr und mehr ausdehnenden Häusermeeres so viele grüne Plätze, so viele „Lungen“ besitzt, wie gerade unsere Kaiserresidenz. Es ist ein nicht fortzuleugnendes Verdienst unserer städtischen Verwaltung, daß sie nach Möglichkeit für Luft und Sonne sorgt, die alten Häuserviertel lichtet, die Straßen verbreitert, neue Plätze schafft und auf ihnen aus Schutt, Sand und Trümmern hübsche Bosketts, Anlagen, Alleen hervorzaubert. In der Potsdamer Straße haben infolge der Zurücklegung des Trottoirs allerdings die schönen alten Buchen, die sie einfaßten, fallen müssen, doch neue Bäume sind angepflanzt worden. Der Lützowplatz, Jahre hindurch der Schandfleck des Westviertels, prangt jetzt in duftigem Grün; vor allen Dingen aber ist der Tiergarten nach wie vor der Stolz Berlins, und es scheint in der Tat, als verschönere er sich von Jahr zu Jahr mehr. Es ist eine Freude, in den Frühstunden durch seine Laubengänge zu wandeln, ihn kreuz und quer zu durchstreifen, bis hinauf nach den Charlottenburger Schleusen, bis zum Schloß Bellevue und hinab bis zum Goldfischteich. Zufällig ist mir neulich ein Plan von Berlin aus dem Jahre 1800, entworfen von D. F. Sotzmann, bei Wilhelm Ömicke dem Jüngeren erschienen, „am alten Parkhof Nr. 2“, zu Händen gekommen. Der

Vergleich zwischen dem Berlin von heute und dem vor 100 Jahren ist sehr interessant. Der Westen endet am Achteck des Potsdamertores, da, wo seit 1870 ein neuer riesiger Stadtteil entstanden ist. Die Potsdamer Straße vertritt die Chaussee von Potsdam; ein Exerzierplatz nimmt die Stelle ein, wo sich heute die Siegessäule erhebt. Moabit ist Wald und Feld; jenseits des Oranienburger Tores liegt Neu-Vogtland, die „Schleifmühle" und die „Scharfrichterei". Vor dem Halleschen Tore — der Belle-Alliance-Platz heißt noch „Rondell" — dehnt sich an Stelle des Südwestviertels Heideland aus mit anschließenden Äckern, die sich bis tief hinein, über die heutige Gitschinerstraße hinaus bis zur Dresdner oder Rixdorfer Straße, selbst bis zur Köpenicker Straße hinziehen. Es ist ein spaßiger Anblick, dieser Grundriß Berlins vor 100 Jahren, ein winziges Spinnennetz, das von allen Seiten durch Stadtmauern umspannt wird, die die meisten von uns allerdings auch noch kennen, denn sie fielen erst Ende der 60er Jahre. Ein Brüsseler Blatt brachte vor einigen Tagen ein Feuilleton über das riesige Wachstum und den Aufschwung, den Berlin in den letzten drei Dezennien genommen hat, und wirklich, es macht den Eindruck, als sei Berlin erst nach dem deutsch-französischen Kriege zum Bewußtsein seiner Kraftfülle gekommen, denn der Stadtplan von 1800 unterscheidet sich von dem von 1869 nicht allzuviel; das West- und das Nordwestviertel haben erst nach dem Kriege ihre Ausdehnung erlangt.

Erinnerungen an das Nobiling-Attentat vor zwanzig Jahren

9. Juni

Der zweite Juni hat die Erinnerung an das vor zwanzig Jahren von Nobiling gegen den alten Kaiser verübte Attentat wieder in das Gedächtnis zurückgerufen. Ich war an jenem Tage in Berlin, und der Zufall führte mich zur Stunde des Geschehnisses unter die Linden. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich stehen die Szenen namenloser Aufregung vor meinen Augen. Der Schah von Persien war wieder einmal in

Berlin, und seine Suite hatte kurz vor dem Attentat in mehreren Hofequipagen eine Ausfahrt nach dem Tiergarten unternommen; die Linden waren daher noch bewegter als gewöhnlich. Und plötzlich erschollen vom Palais her vereinzelte Hurrarufe. Was war das?! Sollte der Kaiser sich zeigen? — Die Zeitungen hatten ein paar Tage vorher die Nachricht gebracht, daß der Herrscher sich nicht wohl fühle und auch dem Galadiner zu Ehren des Schahs nicht werde beiwohnen können. Das Unglück von Folkestone, der Zusammenstoß der beiden Panzerschiffe „Kaiser Wilhelm" und „Großer Kurfürst", und der Untergang des letzteren mit seinen unzähligen Opfern hatte den greisen Monarchen so tief erschüttert, daß die Ärzte ihm Schonung auferlegt hatten. Aber das herrliche Wetter mochte ihn hinaus ins Freie locken, und jubelnd begrüßte ihn die Menge. Ich kam vom Brandenburger Tore her, als ich gelles Geschrei vernahm und in der Nähe der Friedrichstraße große Menschenansammlungen bemerkte. Und im Nu hatte sich — durch die Luft geflogen und wie vom Winde getragen — das Gerücht von einem zweiten Mordanfall auf den Kaiser verbreitet. Einem zweiten, denn noch erschauerte die Bevölkerung unter der Erinnerung an das Attentat Hödels kaum vier Wochen vorher. Nun stürzte schon die Menschheit von allen Seiten herbei, berittene Schutzleute sprengten den Makadam hinab — und wieder ein gelles Geschrei, mit erneuten Hurrarufen und stürmischem Jubel vermischt . . . Der offene Wagen des Kaisers rollte nach dem Palais zurück. Man umlagerte es; auf der Rampe fanden sich im Umsehen zahlreiche höhere Offiziere, Beamten und Standespersonen zusammen — ich sehe noch die hohe und schlanke, alle anderen überragende Erscheinung des alten Herzogs von Ujest vor mir, über dessen Wangen dicke Tränen rannen. Und während drinnen im Palais die Chirurgen das Schmerzenslager des Kaisers umstanden, spielte sich auf der Rampe eine häßliche Szene ab. Der Sohn eines bekannten Finanziers wurde mit seiner Begleitung, zwei Damen von eindeutigem Aussehen, mit denen er zu dieser Stunde lustig plauderte, vom Portale fortgewiesen. Es mochte drei Uhr sein. Wie eine unübersehbare Flut, so umwogte die Menschenmenge das Palais, aber die

Schutzleute hatten keinen Grund, einzuschreiten; die Masse verhielt sich ruhig — es herrschte tiefste Stille — man wartete mit bangem Herzen auf die erste Kunde über das Befinden des kaiserlichen Dulders. Endlich trat ein Generaladjutant aus dem Portale; die Herren auf der Rampe umdrängten ihn, und von Mund zu Mund lief die Nachricht: „Die Ärzte haben Hoffnung gegeben". Eine halbe Stunde später erschien die erste Bekanntmachung des Polizeipräsidiums, gegen 4 Uhr das erste beruhigende von Dr. von Lauer unterzeichnete Bulletin. Und dann die folgenden Tage! Die Fahrwege und das Palais wurden abgesperrt und Stroh auf das Pflaster geschüttet. Aber große Volksmassen fanden sich immer wieder ein und hielten sich in respektvoller Entfernung. Das im Kastellanszimmer am hinteren Eingang des Palais ausgelegte Einschreibebuch füllte sich mit Namen. Endlich die Rückkehr des Kronprinzen aus England und die Übernahme der Regentschaft — der Tod des Attentäters, für seine ehrenwerte Familie eine Erlösung, die Hinrichtung Hödels, die in den Organen der Demokratie eine wilde Erregung entfesselte. Es waren bewegte Tage . . . Heute ist das Haus, aus dessen Fenster Nobiling die Mordwaffe gegen den Kaiser erhob, vom Erdboden verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich der Palastbau der Lindengalerie. Ein Totenopfer sollte das Attentat übrigens dennoch fordern. Der Kutscher des Polizeiwagens, der Nobiling nach dem Lazarett in der Stadtvogtei überführte, verunglückte bei der Einfahrt und starb einige Wochen später an seiner Verletzung.

Der fünfzigste Geburtstag der „Kreuzzeitung"

4. Juli

Die Zeitungsjubiläen häufen sich in diesem Jahre. Am letzten Donnerstag feierte der „Reichsbote" das Fest seines 25jährigen und die „Kreuzzeitung" das ihres 50. Geburtstages. Um den „Reichsboten" hat man sich nicht viel gekümmert; er wird fast nur in Pastorenkreisen gelesen und spielt politisch keine bedeutende Rolle. Mit um so giftigeren Worten hat die fortschrittliche Presse der „Kreuzzeitung" zu ihrem Ju-

biläum gratuliert. Der alte 50jährige Haß gegen das reaktionäre Organ ist auf der ganzen Linie des Freisinns auf einmal zu wilder Wut erwacht. Das wirkt sehr komisch. Auch meinen Neigungen entspricht die „Kreuzzeitung" durchaus nicht immer, aber ich muß sagen: den einen Vorwurf, den man ihr macht, den der Mantelträgerei, verdient sie gewiß nicht. Ihrer Nummer vom 30. d. M. hat sie eine Beilage gegeben, die einiges zur Entstehungsgeschichte des Blattes bringt. Das ist ganz interessant, politisch und auch kulturhistorisch. Zu den Hauptgründern zählte Graf Goltz, der nach Purtalès preußischer Gesandter in Paris wurde, der spätere Kultusminister im Kabinett Auerswald-Schwerin, Herr von Bethmann Hollweg, der sich mit der Zeit zu einem enragierten Gegner der Kreuzzeitungspartei entwickelte, und die beiden Gerlachs, der General und der Gerichtspräsident. Die markanteste Persönlichkeit aus der Gründungszeit des Blattes war jedenfalls der alte Kleist-Retzow, ein Charakter vom Scheitel bis zur Sohle. Mit ihren Chefredakteuren hat die „Kreuzzeitung" nicht immer Glück gehabt. Ein Mann von großen Fähigkeiten war ihr erster Leiter, der Geheimrat Wagener, ein geborener Diplomat, sonst aber das ungefähre Gegenteil Kleist-Retzows. Eine eigentümliche, sehr bezeichnende Angewohnheit von ihm ist mir unvergeßlich geblieben: er setzte sich, wenn man ihn besuchte, stets so, daß er mit dem Rücken gegen das Fenster saß und das volle Licht auf den Besucher fiel, während das eigene Antlitz im Halbdunkel blieb. Ihm folgte der Regierungsrat Beutner, dann Herr von Nathusius-Ludom, Dr. von Niebelschütz und endlich der unselige Hammerstein. Unter Professor Kropatscheck hat das Blatt an Eigenart verloren, an Vornehmheit des Tons zweifellos gewonnen. Nicht uninteressant ist auch die Liste der ersten Gründer. Wir finden unter ihnen hohe und bekannte Standespersonen: die Prinzen Alexander und Waldemar von Preußen, den Prinzen Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Herzog Hugo von Ujest, die Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz, den Herzog Viktor von Ratibor, den Fürsten Putbus, den Herzog Wilhelm von Braunschweig, ferner drei Alvensleben, drei Behr-Negendank, den Minister Grafen Brandenburg, Superintendent Büchsel,

sechs Grafen Finckenstein, Hengstenberg, zahlreiche Kleist, Kröcher, Krosigk, fünf Nathusius, den späteren Welfenfreund Professor Pernice, den diplomatischen Falstaff, den Fürsten Schönburg-Waldenburg, den alten Grafen Stolberg und zahlreiche andere. In der Liste fehlte merkwürdigerweise ein Name, auf den die „Kreuzzeitung" wohl stolz sein könnte: der Theodor Fontanes. Fontane selbst erzählt in seinen soeben erschienenen Lebenserinnerungen „Von zwanzig bis dreißig" mancherlei aus seiner Kreuzzeitungsepoche. Georg Hesekiel (der sich übrigens wie der Prophet aussprach und nicht Hese—kiel, wie er gewöhnlich genannt wird) verschaffte Fontane 1859 die Redaktionsstellung, die dieser bis 1869 beibehielt; „diese 10 Jahre muß ich zu meinen allerglücklichsten rechnen", erklärt er offenherzig, was die „Vossische Zeitung" ihrem liebenswürdigen Pensionär vielleicht übelnehmen dürfte. Es ist reizend, was Fontane von dem gemütlichen Leben auf der Redaktion zu berichten weiß. Dem aus dem Waldeck-Prozeß sehr übel beleumundeten „Denunzianten" Goedsche rühmt er eine seltene Herzensgüte nach. Goedsche schrieb damals an seinen abenteuerlichen historisch-politischen Sir John Reecliffe-Romanen, den Vorläufern der unendlichen Bandwürmer Gregor Samarows. Wenn er nun an eine ganz besonders ungeheuerliche Stelle kam, wo Schreckniſſe sich riesenhaft häuften, so bekam er es mit der Angst und machte in dem Gefühl, sich vor dem geehrten Publikum entschuldigen zu müssen, rasch ein Sternchen, das auf eine Fußnote deutete: „Siehe Parlamentsakten". Band und Seite gab er aber nicht an; man würde auch vergeblich nachgeschlagen haben. Hesekiel war derzeitig der französische Korrespondent des Blattes, d. h. er fertigte die Pariser Korrespondenzen zu Hause an, aber in so geschickter Weise, daß männiglich neugierig war, zu wissen, wer wohl der „legitimistische Marquis" sei, der unter dem Zeichen der Lilie schrieb. Ein Zufall offenbarte es, es fiel auf, daß der Marquis jedesmal stumm wurde, wenn Hesekiel verreist war und seine jährliche Kur in Karlsbad gebrauchte, und deshalb ließ Hesekiel denn auch seinen Marquis in Karlsbad sterben und möglichst rasch begraben. Das köstliche Fontanesche Buch ist so ganz aus Berliner Boden und Odem hervorgewachsen, daß es begreiflich erscheinen

wird, wenn ich an dieser Stelle davon spreche. Sehr viel erzählt Fontane von der damals bedeutenden literarischen Vereinigung, dem „Tunnel über der Spree", und seiner Brüdergesellschaft, dem „Rütli". Er führt u. a. an, daß der „Tunnel" in den siebziger Jahren sanft entschlafen sei, doch entsinne ich mich, daß ich noch um 1885 ein Stiftungsfest des „Tunnel" mitgemacht habe, bei dem auch einige der alten Gründer anwesend waren. So Rudolf Löwenstein, der ein wundervolles Kinderlied vortrug, und der dicke Wollheim da Fonseca, eine Erscheinung, die mir unvergeßlich bleibt. Er führte den Tunnelnamen „Byron", aber wahrhaftig, er sah mehr wie ein Falstaff aus, ungeheuer dick, mit heiserer Stimme, zahllose Orden in dichter Reihe um den Hals und auf der Frackklappe. Der Mann hatte einen kostbaren Humor. Jedes Wort war ein Witz von zündender Schlagkraft. Vorsitzender des Tunnels war derzeitig der Oberstleutnant a. D. Fedor von Köppen, auch einer der Mitbegründer, der bekannte Balladendichter. Sonst war von Berühmtheiten wenig zu spüren; ein poetisch veranlagter Photograph, der mit großem Pathos schreckliche Verse zum besten gab, spielte die Hauptrolle. Im allgemeinen erschien das ganze wie eine Parodie auf jene Zeiten, da noch Mühler, Mercker, Kugler, Gildemeister, Gaudy, Lepel, Strachwitz, Geibel, Storm, Scherenberg, Schneider und Heyse die Leuchten des „Tunnels" waren.

Berliner Fahnen auf Halbmast: der Tod Bismarcks

31. Juli

Es war ein wahrhafter Totensonntag, dieser gestrige. Das Telegramm mit der Nachricht vom Tode Bismarcks war erst in der Nacht zum Sonntag gegen 1/2 2 Uhr eingetroffen, zu einer Stunde also, da das Leben in den Straßen fast erloschen war und nur das Volk der Nachtfalter die Schlummerstille der Residenz stört. Ein Bekannter, der gegen 6 Uhr früh mit der Bahn hier eingetroffen war und im Café Bauer Unter den Linden eine Erquickung zu sich nehmen wollte, erzählte mir indessen, daß das Lokal um diese Zeit ungewöhnlich belebt gewesen sei. Das Telegramm von dem Hinscheiden des Kanzlers

war soeben bekannt geworden. Es wurde ungläubig aufgenommen; ein paar Studenten erschienen und brachten die ersten Zeitungen mit — einige große Lokalblätter, die bereits in schwarzer Umrandung dem teuren Verewigten langspaltige Nachrufe widmeten, deren Lektüre man anmerkte, daß sie schon auf Vorrat geschrieben worden waren, vielleicht schon seit Wochen im Satz standen. An der Trauerkunde selbst war nun freilich nicht mehr zu zweifeln. Mein Gewährsmann schilderte mit beredten Worten die eigentümliche Aufregung, die in den Straßen beim allmählichen Erwachen der Großstadt herrschte. Die Sonntagsruhe legte einen dämpfenden Schleier über die allgemeine Erregung; die Läden öffneten sich nicht; nicht wie sonst in den Frühstunden sah man Scharen von Arbeitern ihres Weges ziehen, vor allem fehlten die Zeitungsverkäufer, fehlte der gelle Ruf der Händler mit Extrablättern. Eine ganze Anzahl Zeitungen hatte die Todesnachricht nur noch im Schlußteil des Blattes, unter den letzteingetroffenen Depeschen bringen können, und zwar nicht nur kleinere, sondern auch solche von politischer Bedeutung, wie beispielsweise die „Kreuzzeitung". Vielfach wurde die Nachricht von Mund zu Mund getragen. In einem bekannten Bierlokale der Friedrichstadt fand ein studentischer Kommers statt, der sich bis zum dämmernden Morgen ausdehnte und vielleicht noch länger fortgesetzt worden wäre, wenn nicht plötzlich einer der Kellner mit dem Entsetzensrufe „Bismarck ist tot!" unter die lärmende Versammlung gestürzt wäre. Einer Lähmung gleich wirkte das Schreckenswort. An die Stelle tobenden Übermuts trat eisige Stille. Endlich erhob sich der Präside, um die Kommilitonen aufzufordern, zu Ehren des großen Toten schweigend das letzte Glas zu leeren; und ebenso schweigend trennte sich die Versammlung.

In den ersten Vormittagsstunden stiegen zunächst auf den Privatgebäuden, den Villen und Palästen im Tiergartenviertel die Fahnen auf Halbmast. Dann folgte, bald nach 9 Uhr, die Fahne auf dem Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße, jenem althistorischen Palais Radziwill, dessen weite Räume vom Geist des Toten erfüllt zu sein scheinen. Und nun senkten sich nach und nach auf allen öffentlichen Gebäuden die Flaggen zu einer

großen, stumm grüßenden Trauerkundgebung: auf dem Palais des Auswärtigen Amtes, draußen auf dem Generalstabsgebäude, in dem einst Bismarcks großer Genosse, der Schweiger Moltke, lebte und arbeitete, auf dem Reichstagspalaste, der Akademie und Universität und auch den Kasernen. Von der Höhe der Bahnhofshallen herab kündeten die Trauerflaggen den aus allen Richtungen der Windrose eintreffenden Fremden den unersetzbaren Verlust, der Deutschland betroffen; auch in den Vororten wehte ein Fahnenmeer. Nur das Rote Haus im Zentrum der Stadt, das Rathaus von Berlin, wies tagsüber mit keinem Zeichen auf die Bedeutung dieses welthistorischen Sonntags hin.

Lebhafter als sonst war der Kirchenbesuch. In vielen Gotteshäusern nahmen die Geistlichen im Anschluß an ihre Predigten Bezug auf das schmerzliche Ereignis, so vor allem Oberhofprediger Dryander, der in der Dreifaltigkeitskirche seine Abschiedspredigt hielt. Ich trat für einige Minuten in die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche; auch hier hatte der Geistliche die erschütternde Trauerkunde erwähnt — auch hier tiefe Bewegung und vernehmliches Schluchzen.

Heute wird der Kaiser, dessen Nordlandsreise so grausam unterbrochen werden mußte, zurückerwartet. Verschiedene Minister und andere hohe Beamte, die auf Sommerurlaub weilten, sind bereits heimgekehrt. Wie sonst wogt das Straßenleben auf und nieder, aber treffen sich zwei — sicher ist das erste Wort nach kurzer Begrüßung eine Erinnerung an den für ewig Verlorenen. Die Zeitungshallen werden umlagert. Die Nachrufe der Sonntagsblätter, auch der liberalen, sind, soweit ich sie verfolgen konnte, überaus würdig gehalten; am offenen Sarge ist das Nörgeln stumm geworden. Trefflich war besonders der lange Nachruf der „Vossischen Zeitung". Auch einige ausländische Zeitungen von gestern, die sich bereits mit Bismarcks Tode beschäftigten, werden von den Journalverkäufern feilgeboten, so der „Figaro", der in einer illustrierten Nummer erschien und zahlreiche Bismarckkarikaturen reproduziert hat. Heute sind auch die Extrablatthändler wieder lebendig geworden und stürmen schreiend straßauf, straßab.

Die Ausstellung für verbesserte Frauenkleidung

8. September

Wie oft sind nicht schon in den letzten Jahren Versuche gemacht worden, die moderne Frauenkleidung in zweckentsprechender Weise umzuformen? Immer wieder erwies sich die Mode siegreicher als die Vernunft, und jedwede Neuigkeit aus Paris, war sie auch noch so bizarr, wurde vom schönen Geschlecht willkommen geheißen und dankend akzeptiert. Auch die „Ausstellung für verbesserte Frauenkleidung und Frauenhygiene", die vor kurzem eröffnet worden ist, dürfte, befürchte ich, keine praktischen Resultate erzielen. Im vorigen Winter sah man allerdings hier und da in den Ballsälen vereinzelte Damen, die den Mut hatten, der Mode zu trotzen, und in „Reformkostümen" erschienen waren — eine Art Empiregewand, das sich im hübschen leichten Faltenwurf um die Glieder drapierte und jeder Bewegung freien Spielraum ließ —, aber diese tapferen Damen wurden von aller Welt mit so verwunderten Augen betrachtet, als seien sie Eskimos oder Tungusen; man blieb stehen, schaute ihnen nach, tuschelte und lächelte — kurzum, man benahm sich inmitten bester Gesellschaft ihnen gegenüber so unhöflich wie möglich. Voller Scham zogen sie sich langsam zurück; seit dieser Zeit habe ich kein „Reformkostüm" wieder auftauchen gesehen. Mir fehlt also der Glaube an die Wirkung der Ausstellung. Trotzdem begrüße ich sie mit Freuden.

Der Hauptkampf gilt natürlich dem Korsett, dem gesundheitbedrohenden Frauenpanzer, der Brust und Leib umschnürt und Lunge, Leber und Herz in Mitleidenschaft zieht. Zahlreiche Firmen haben sich bemüht, das gefährliche Korsett durch entsprechende Mieder zu ersetzen, denen man zum Teil leider recht ungeschickte und geschmacklose Namen, z. B. „Platinum Antikorsetts", gegeben hat, die sich indessen durchweg durch ihre praktische Anwendbarkeit auszeichnen.

Bei den meisten Kleidern wiederholt sich das Prinzip, das Schwergewicht des Kostüms wie der Unterkleidung von der Taille und den Hüften nach den Schultern zu verlegen, die allerdings als die naturgemäßen Lastträger erscheinen; man erreicht dies durch allerhand praktische Vorrichtungen, durch das Anknöpfen

der Unterkleider an das Oberkleid, das mittels Schulterbändern getragen wird, und dergleichen mehr. Auch die Ausstellung der „Modenwelt", der bekannten Lipperheideschen Wochenzeitschrift, die sich seit Jahr und Tag intimer mit der Frage einer verbesserten Frauentracht beschäftigt, zeigt mehrere derartige Kostüme. Mit der Zeit dürfte man sie noch eleganter und gefälliger für das Auge herstellen; man darf nicht vergessen, daß die Eitelkeit ein Hauptfaktor ist, mit dem man auch bei diesen Bestrebungen zu rechnen hat. Selbstverständlich verlangt auch die weibliche Kopfbedeckung eine Reform. Die modernen Riesenhüte mit ihrer beschwerenden Last von Federn, Rüschen und Blumen sind von der Ausstellung verbannt, an ihre Stelle treten zierliche und federleichte Hütchen, die man auch noch zusammenlegen und in die Tasche stecken kann, Hauben für ältere Damen, die den ganzen Kopf bedecken, und Kapotten aus Filz für die Reise und für schlechtes Wetter. Alles unendlich leicht, mit schonendster Rücksicht auf Nerven und Migräneanfälle gearbeitet. In bezug auf die Stiefel bevorzugt die moderne Hygiene solche aus perforiertem Leder, es befinden sich sehr hübsche Muster auf der Ausstellung — ich fürchte nur, man wird sich trotz alledem nicht mit der Durchlöcherung befreunden wollen. Jedenfalls hat die Ausstellung auch in ihrem rein hygienischen Teil eine Fülle neuer Anregungen gegeben und den Ernst der ganzen Bewegung aufs neue erwiesen.

Den Manen Theodor Fontanes

26. September

Ich war auf einer kleinen Erholungstour durch das Riesengebirge begriffen, als mich die schmerzliche Nachricht vom plötzlichen Tode Theodor Fontanes traf. Wenige Tage vorher hatte ich dem rüstigen alten Herrn noch die Hand drücken können — nun sollte diese Hand kalt und starr geworden sein, die schaffensfrohe Hand, die im Zaubergarten der Poesie so duftende und blühende Wunder zum Leben erweckte! Näher trat ich dem alten Fontane vor einer Reihe von Jahren, als wir uns in Kissingen trafen. Bis dahin hatten wir uns auf freundlich-

höflichem Grußfuß gestanden — nun aber wurden wir intimer miteinander bekannt, und die Langeweile von Kissingen verschönte sich mir plötzlich in ungeahnter Weise. Fontane war nicht das, was man einen „geistreichen Plauderer" zu nennen pflegt. Es machte den Eindruck, als fiele es ihm nicht leicht, seinen Gedanken in gesprochenen Worten Ausdruck zu geben. Er war anfänglich auch ein wenig kühl und reserviert; er taute sozusagen nur langsam auf. Aber hatte er erst ein gewisses Interesse für die Persönlichkeit des anderen gewonnen, so erwärmte er sich rasch, wurde herzlich und liebenswürdig und wurde zum wahren Freunde. Einzelne seiner Briefe an mich, die ich mir aufgehoben habe, sind charakteristisch für den ganzen Menschen und sein liebewarmes Herz. Er war ein eifriger Briefschreiber. Gefiel ihm einmal die Lektüre irgendeines Artikels oder einer Erzählung oder eines Gedichtchens besonders, so liebte er es, dem Verfasser ein anerkennendes Wort ins Haus zu senden. So finde ich u. a. einen vom 3. August 1890 datierten Brief, in dem er mir über eine eben veröffentlichte harmlose Novelle manches Freundliche sagte und vorschlug, sie illustrieren zu lassen; dabei gab er an, wie er sich die einzelnen Figuren in der Zeichnung dachte, und fügte auch Detail über die Kostümierung an. Er hatte damals noch nicht lange sein Theaterreferat für die „Vossische Zeitung" aufgegeben. Als Kritiker war er streng, aber im Ausdruck immer gemäßigt; jede Gehässigkeit war ihm fremd; bittere Worte und persönliche Eindrücke, wie sie heute die Kritik zuweilen bevorzugt, verschmähte er. Wildenbruch pflegte er ziemlich herbe zu beurteilen; erst nach der Premiere der „Quitzows" schloß er seinen Frieden mit ihm; es war das erste Wildenbruchsche Drama, das ihm gefiel, zugleich auch das letzte, das er selbst beurteilte. Unvergeßlich ist mir die Feier des 70. Geburtstages Fontanes im Gedächtnis haften geblieben. Das Fest fand im Englischen Hause der Mohrenstraße statt, und außer den Freunden des Dichters und der stattlichen Schar seiner Verehrer, zu der namentlich viele jüngere Schriftsteller zählen, hatten sich auch zahlreiche Neugierige aus der Gesellschaft eingefunden — die nie bei derartigen Gelegenheiten fehlenden Premierentiger, von denen vielleicht die wenigsten einen

Roman Fontanes gelesen hatten. Aber der äußere Eindruck, den die Festversammlung gewährte, war nichtsdestoweniger ein glänzender. An der Spitze der Tafel thronte Spielhagen als Präsident, den Maximiliansorden um den Hals, und neben ihm saß Herr von Goßler, der einzige unserer Kultusminister, der der zeitgenössischen Literatur ein mehr als „wohlwollendes Interesse" entgegengebracht hat und der auch bei dieser Gelegenheit, wenn auch in vorsichtig verschleierter Form, wieder betonte, wie sehr seine eigenen Bestrebungen von denen des Staates abwichen. Prächtig, in klangvollen Versen ausgebracht, war die Rede Karl Frenzels auf den greisen Dichter, sehr reizend auch die launige Ansprache Stephanis, des Chefredakteurs der „Vossischen Zeitung", der u. a. auf das Entsetzen hinwies, das die Leser seines braven Bürgerblattes ergriffen hatte, als man es gewagt, ihnen Fontanes wundervollen realistischen Roman „Irrungen Wirrungen" vorzusetzen. Fontane selbst sprach nur wenige Worte des Dankes; aber rührend war es, als er nach dem Vortrag der Douglasballade durch Krolop, den nun auch schon die Erde deckt, in einer Ecke des Saales, — denn schon vor Schluß der Tafel löste sich die angeregte Gesellschaft in Gruppen auf — das Andenken des Komponisten Löwe in begeisterungsfroher Weise feierte . . . Neun Jahre sind seit diesem Abend verronnen, — und wohl alle, die Fontane nahestanden, hatten gehofft, man würde auch beim achtzigsten Geburtstage des Dichters sich nochmals zusammenfinden können. Von den alten Mitgliedern des „Tunnels über der Spree", die im Jahre 1890 Fontane noch feierten, ist inzwischen mancher dahingegangen. Einer freilich lebt noch, der berühmteste aus jener kleinen Künstler- und Schriftstellergesellschaft: Menzel, der ewig Junge. Aber August von Heyden, der damals die Tischkarte entworfen und gezeichnet hatte, ein Kabinettstückchen an Laune und Grazie, hat das Psalmistenalter nicht übersteigen können; einer der treuesten Freunde Fontanes schied mit ihm aus dem Leben . . . doch wieviel Freunde hinterließ er nicht! Daß ihn die Jüngeren als einen der ihren reklamierten — wer kann es ihnen verdenken! Aber auch Fontane liebte die Jugend und sah in dem revoltierenden Gähren der Geister den Beginn einer neuen Lite-

[illegible]

war an jenem Tage, da die Berliner Stadtverordneten beschlossen haben, dem greisen Bismarck die Geburtstagsehrung zu versagen. Ich begegnete Fontane auf der Straße, auf der er wie gewöhnlich rüstig dahinschritt, mit flatterndem Halstuch, den Plaid wie ein Italiener um die Schultern drapiert. Er war außer sich über den unweisen Beschluß der Berliner Stadtväter, er vergötterte Bismarck, in dem er den glänzendsten Typus des vielbespöttelten Junkertums sah. Und wieviel Sympathien er für den märkischen Junker übrig hatte, weiß man aus seinen Schriften. Ein großer Mann ist uns mit Fontane entrissen worden. Aber der Tod löscht seinen Namen nicht.

Hubertusjagd im Grunewald

6. November

O du wonniger Herbst! Nichts Herrlicheres, als in diesen frischen, von Sonnengold durchsprühten Herbsttagen zu Fuß, zu Pferd oder zu Rad hinaus in den Grunewald zu pilgern und die Brust in der erquickenden Luft zu weiten! Für die Bewohner von Berlin W und insonderheit des in der Nähe des Zoologischen Gartens lagernden Häuserviertels ist der Grunewald gewissermaßen der gemeinsame Park. Eine Viertelstunde Wanderung bringt uns hinaus ins Freie; das Geräusch des gewaltigen Riesennestes schlägt nur noch wie fernes Meeresbrausen an unser Ohr, und weit und blau spannt sich der Himmel über unserm Haupte. Eine Ahornallee nimmt uns auf. Die Bäume stehen meist noch im vollen Blätterschmuck, nur ihre grüne Farbe haben sie verloren. Eigentümlich, wie viele und wie unendlich zarte Farbentöne der Herbst auf seiner Palette hat! Der eine Baum trägt eine goldgelbe Krone, ein zweiter eine Kapuze aus sattbraunem Laub, ein dritter leuchtet lichtrot, und alle seine Blätter sind wie von Künstlerhand am Rande mit Goldlasuren umsäumt. Hin und wieder raschelt ein Windhauch im Laube — ein seltsam melancholisches Geräusch, wie man es nur im Herbste vernimmt — und einzelne Blätter fallen schwermütig zu Boden, wo sie der Wind von neuem aufhebt und hinausträgt auf das freie Feld.

Wir gehen weiter. Stille ringsum. Dann und wann ein Fußgänger oder ein Arbeitswagen, vor dem die Gäule mit gesenkten Köpfen, gleichsam schlaftrunken, einhertrollen. Gärtnereien liegen am Wege, die bunte Blumenpracht des Sommers ist schon erloschen, die Rosenstämme sind mit Moos umwunden, aber am Zaune nicken noch ein paar Sonnenblumen mit ihren großen gelben Gesichtern — Karikaturen, die eine flüchtige Laune der Natur geschaffen zu haben scheint. In ferner Runde steigen die Mauern Berlins auf — eine ungeheure Masse von Fabrikschloten ragt empor; das Telephon- und Telegraphenliniennetz über den Häusern läßt die Luft dunkler erscheinen und beständig zittern, wie an schwülen Gewittertagen im Hochsommer. Eisenbahnzüge kreuzen sich, winzig klein aussehend wie Kinderspielzeug, und der Rauch der Lokomotiven schlingt weiße, rasch zerflatternde Girlanden über sie. Nun tauchen die ersten Landhäuser der Villenkolonie Grunewald vor uns auf. Wie lange wird es noch dauern, und das freie Feld mit seiner duftenden Erdkrume und die Gärtnereien zwischen Berlin und Grunewald sind auch verschwunden — verschlungen von der Spekulation, und Villa an Villa verbindet die Hauptstadt und das sich ihr angliedernde Charlottenburg mit Schöneberg, Wilmersdorf, der Kolonie Grunewald und den übrigen kleineren Ortschaften, die die Metropole umkränzen! Es ist schier unheimlich, wie gewaltig die Hauptstadt wächst. Was heute noch Flur und Hain, kann morgen bebaut werden; jeder Weg hat bereits seinen Straßennamen — über Nacht steigen die Häuser aus der Erde.

Aber wir wandern weiter, die Paulsborner Straße hinab, Hubertusstock liegt hinter uns, Hundekehle zeigt sich am Wege — zu beiden Seiten vielfarbig schattierter Wald, weiter hinten die blau verschwimmenden Linien eines Sees. Die Straße ist merkwürdig belebt; Scharen von Fußgängern strömen die Straße hinab, müßiges Volk, wie es scheint, das sich amüsieren möchte und fröhlich plaudert, lacht und scherzt — auf dem Fahrdamm zahlreiche Wagen. Ein offenes Jagdgespann, eine Art Dreikin mit drei famos aufgeschirrten Gäulen, braust an uns vorüber, ein paar Herren sitzen im Fond, in grauen Mänteln mit schwarzen Sammetkappen. Schreiben wir heute nicht den 3. Novem-

ber? — Richtig — Hubertustag! Die Sonne hat sich hinter Wolken versteckt und der Wind ist stärker geworden, aber es ist dennoch ein prächtiges Jagdwetter. Hinter dem efeuumsponnenen Mauerwerk des Jagdschlosses Grunewald, das Joachim II. um 1540 erbaute, versammelt sich die Jagdgesellschaft. Der Liebenswürdigkeit eines Bekannten, der die Jagd mitreitet, verdanken wir die Erlaubnis zum Eintritt in den Schloßhof. Es ist zur Mittagsstunde. Die Frühstückstafel ist unter einem grauen Felddach gedeckt. Ungeheure Mengen von Kaviar fallen magenerfreuend ins Auge, daneben Schüsseln mit kaltem Braten und Batterien von Flaschen; rechts vom Büfett hat, wie üblich, die Musikkapelle der Gardejäger Aufstellung genommen. Die meisten Herren sind bereits versammelt — eine erlesene Gesellschaft von Rotröcken: Prinz Salm-Horstmar, Prinz Kurt von Hohenzollern, Prinz Chlodwig von Hessen-Philippsthal, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, ältere und jüngere Offiziere zu Hauf. Graf Hohenau, der Master, erscheint zu Wagen; dann reiten die Piqueure auf ihren Schimmeln ein; die Hörner klingen, und mit hellem Geläut stürmt auch die Meute in den Hof, noch unter der gestrengen Zucht ihres Leiters, des Oberpiqueurs Palm. Graf Hohenau hat für heute für die Piqueure eine besondere Überraschung; der Kaiser hat ihnen als nachträgliche Erinnerung an die 2000. Parforce-Jagd im vorigen Jahre Krawattennadeln gestiftet: ein smaragdenes Zweiglein mit der Ziffer 2000 und darüber ein W mit der Krone in kleinen Brillanten.

In Vertretung des fern weilenden obersten Jagdherrn trifft unter den Jubelklängen des „Fürstengrußes" Prinz Friedrich Leopold zu Wagen ein, begleitet von seinem Adjutanten Herrn von Pachelbl-Gehag. Und abermals rüstet die Musik — diesmal zum „Damengruß", denn der Wagen der Prinzessin Friedrich Leopold rollt in den Schloßhof; neben ihr sitzt ihre Hofdame Komtesse Dohna, auf dem Rücksitze der Hofmarschall von Luck. Man schreitet zum Imbiß, dann beginnt der Aufbruch des roten Feldes: voran der Oberförster des Grunewalds, Forstmeister Krieger, die Piqueure mit der ungeduldig rasenden und kläffenden Meute und endlich unter Vorantritt des Masters und des Oberjägermeisters Freiherrn von Heinze die Jagdgesell-

ſchaft. Die Waldhörner tönen weithin durch die falbe Forſt. Bis zum Jagdhauſe Paulsborn reitet man Schritt: die Prinzeſſin folgt im Wagen und ſcheint ſich über das luſtige Volk, das in Scharen ihren Weg begleitet, ſichtlich zu amüſieren. Von Paulsborn aus bis zur Saubuchtecke geht es im ſchlanken Trabe. Hier wird der Keiler freigegeben, ein rieſiges ſchwarzborſtiges Untier, das ſofort, als ahne es ſein Geſchick, in wilder Pace davonſtürmt und ſeine Fährte nach Hundekehle nimmt. Die Meute heult auf, aber es nützt ihr nichts; man gönnt dem Schwarzrock einen erheblichen Vorſprung. Doch dann geht es los: 60 Köter ſtürzen dem Keiler nach, das rote Feld folgt im weitausholenden Galopp, und mit Hurra und Huſſa ſtürmt das Publikum hinterher. Ein halbes Dutzend Menſchen purzeln, Witzworte fliegen hin und her, Geſchrei, Lachen und Singen erfüllt die Luft... der Keiler iſt ein gewitzigtes Vieh: er flüchtet plötzlich, die kreiſchend auseinanderſtiebenden Maſſen des Publikums durchbrechend, in den Garten des Reſtaurants Hundekehle und von dort in das Röhricht des Seeufers. Hier fühlt er ſich wohl — aber nicht lange. Die Meute iſt ihm auf den Verſen und ſtellt ihn mitten im Schilf. Zwei junge Offiziere ſtürzen ſich jagdeifrig in den Moraſt. Der eine verliert ſeinen blanken Zylinderhut, der andere ſeine ſilberknöpfige Reitpeitſche — über die roten Fracks ſpritzt unbarmherzig und ſchonungslos das Schlammwaſſer — was tuts?! Herr von Bartſch iſt als Erſter zur Stelle und hebt die Beute aus. Dann gibt Prinz Friedrich Leopold als Jagdherr den Fang und verteilt die Brüche. Während den Hunden die Küree bereitet wird, über die ſie heißhungrig herfallen, tönt das Halali durch den Wald. Es bringt abermals eine Überraſchung: der Kaiſer hat auch im fernen Morgenlande ſeiner heutigen Gäſte gedacht und ſendet dem roten Feld telegraphiſch Weidmannsheil und Horrido zum Hubertustage!... Im Schloß Grunewald iſt inzwiſchen das Jagddiner fertiggeſtellt worden, das Erbsſuppe mit Schweinsohren als erſter Gang eröffnet, denn ſo will es die Sitte. Bei Beginn der Dämmerung führen die Wagen die Geſellſchaft wieder nach der Hauptſtadt zurück. Über dem Grunewald verglimmt das Abendrot; Dämmer ſinkt nieder, und durch den aufſteigen-

den Nebel zittert das erste Silber des Mondes. Tritt nicht der Hubertushirsch mit seinem glorieumwobenen Kreuz zwischen den Bäumen hervor? —

Rückkehr des Kaiserpaares aus dem Orient
Ein Puppenmuseum

5. Dezember

Nun hat das Kaiserpaar wieder Einzug in seine Hauptstadt gehalten. Von der Höhe des Schlosses herab wehten die Kaiserstandarten, die preußische Flagge und der Adler von Brandenburg — und auf dem Palais der Kaiserin Friedrich blähte der Wind das purpurne Banner der preußischen Königin. Den hohen Herrschaften sieht man nichts von den mancherlei Strapazen an, die die Orientreise im Gefolge gehabt hat. Frisch und rüstig wie der Kaiser schaut auch die Kaiserin aus. Die Straße Unter den Linden prangte zwar im reichen Flaggenschmuck — selbst die französische Botschaft hat geflaggt —, von den sonst üblichen Einzugsfeierlichkeiten hatte man aber Abstand genommen. Bürgermeister und Stadtverordnete von Berlin hatten sich sogar, wie verlautet, nur durch „besonderen Wunsch" bewegen lassen, das Kaiserpaar nach monatelanger Abwesenheit zu begrüßen. Dem Einzug folgte das Regierungsjubiläum des verbündeten österreichischen Herrschers; die Fahnen verblieben auf den Häusern, aber zwischen die preußischen Farben und die des deutschen Reiches mischte sich vielfach das Schwarz-Gelb der stammverwandten Brüder. Es war interessant, an diesem Vormittage das Leben und Treiben vor der österreichisch-ungarischen Botschaft in der stillen und vornehmen Moltkestraße zu beobachten. Schon um 10 Uhr war in der Hedwigskirche ein feierliches Messeamt abgehalten worden. Bilder von blendender Pracht entwickelten sich hier. Zwischen den Galawagen der Botschafter sah man einfachere Equipagen; zwischen den goldgestickten und ordenleuchtenden Kostümen der Minister, hohen Beamten und Hofchargen Uniformen in allen Farben: die weißen Koller der Gardedukorps und Kürassiere, rote, schwarze, tabakbraune und lichtgrüne Husarenattilas, die schlichten Röcke der Marine, die hellblauen der Dragoner —

dann wieder den pelzverbrämten Dolman eines ungarischen Magnaten, den hochroten Schoßrock eines Johanniters, die Sutanen der Geistlichkeit und die Toiletten der Damen. Noch waren die Türen der Kirche weit geöffnet, und drinnen leuchtete es wie Sonnenglanz, der durch die Rauchgirlanden duftenden Weihrauchs brach, und wie gelbe Kerzen schimmerten ganze Reihen von Chrysanthemen durch das dunkle Grün der Palmen, Latanien und Rosazeen, die das ernste Kirchenschiff in einen blühenden Hain zu verwandeln schienen. Besonders schön und eigenartig anmutend gestaltete sich der Eintritt des Kaiserpaares; die gesamte Geistlichkeit gab den Vortritt, dann folgten die Chorknaben mit Fahnen in den Händen, während sich in die von der Ehrenkompagnie gespielte österreichische Nationalhymne bereits der Vollklang der Orgel mischte. Der katholischen Feier war am Abend vorher eine protestantische in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche vorangegangen; eine Feier von würdiger Schönheit, wenn auch ohne den schimmernden Glanz, der in der Hedwigskirche das Auge bestach. —

An der Ecke der Wilhelm- und Voßstraße liegt das sogenannte Borsighaus, ein Bau, über den man sich folgende, ich weiß nicht ob völlig wahre Anekdote erzählt. Ursprünglich sollte das Haus gänzlich im Stile des Nachbargebäudes hergestellt und mit diesem durch einen pomphaften Cour d'honneur verbunden werden. Borsig und der aristokratische Besitzer des Nachbarhauses waren nämlich sehr befreundet. Aber es kam Zwietracht in diese Freundschaft, und nun baute der Nachbar statt des Cour d'honneur einen Pferdestall unter die Fenster des anschließenden Hauses, und das ärgerte Herrn Borsig so, daß er beschloß, seinen eigenen Bau unvollendet liegenzulassen, was denn auch geschah. Das Borsighaus ist eine moderne Ruine. Aber innerlich hat es in diesen Tagen, wenn auch nur für kurze Zeit, einen gleißenden Aufputz erhalten. Es beherbergt nämlich eine Art Puppenmuseum, das zum Besten humanitärer Anstalten von einer Vereinigung von Damen unserer Gesellschaft unter dem Protektorate der Erbprinzessin zu Wied arrangiert worden ist. Ich kann dabei gewisse Bedenken nicht unterdrücken. Diese Puppenausstellung mutet mich an wie ein Symbol für

die moderne Populariſierung der Wiſſenſchaften. So reizvoll ſie in den Einzelheiten auch iſt: ſie liefert weder brauchbares Kinderſpielzeug, wie es zuerſt geplant worden war, noch bedeutſam koſtümhiſtoriſches Material — mit Ausnahme der rumäniſchen Abteilung „Aus Carmen Sylvas Königreich“. Solange ſich die Puppenmaskerade im Gebiete des Bäuerlichen bewegt, fördert ſie viel Hübſches, oft Entzückendes zutage. Da ſind holländiſche, ſchwarzwälder, franzöſiſche, tiroler und halbaſiatiſche Bauerngruppen von ſolcher Schönheit und Naturtreue, daß ſie jedem Muſeum zur Zierde gereichen würden. Die Fürſtin zu Wied, die Königin von Schweden und andere Damen mit geſchloſſenen Kronen auf dem Scheitel haben wahrhaft Köſtliches auf die Ausſtellung geſchickt; auch die bückeburgiſchen Typen, die die Fürſtin Lippe-Schaumburg geſpendet, ſind zum Teil kleine Kunſtwerke. Anders die hiſtoriſche Abteilung. Das ſtreng Geſchichtliche verträgt ſich nun einmal nicht mit dem puppenhaft Banalen. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen. So eine ſchöne Gruppe aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., ein Höflingspaar des 17. Jahrhunderts, ein paar Incroyables, Zigeuner, Italiener, die fein in Wachs boſſierte Züge von Charakteriſtik und anatomiſch richtige Gliederung zeigen. Aber der Geſamteindruck, vor allem der burgundiſchen, altdeutſchen und franzöſiſchen Rokokogruppen, iſt doch mehr ein komiſcher — ganz beſonders bei den mit trikotbekleideten Lederbeinen verſehenen Puppen. Ich glaube, man hätte beſſer getan, die bis in die kleinſte Einzelheit mit größter Sorgfalt ausgeführte Koſtümierung um entſprechend modellierte, harte, etwa tönerne Körper zu arrangieren, ſtatt bei den Sägeſpänenbälgen und glotzäugigen Porzellanköpfen zu bleiben. Sogar ein kleines, neben mir ſtehendes Mädchen ſagte zu ihrer Mutter in berechtigt kritiſcher Aufwallung: „Mama, ſind die Puppen aber alle häßlich und bucklig!“ Viel Intereſſe bringt man den zahlreichen Miniaturmodellen von Häuſern, Geſpannen, Wagen und Karren entgegen; ſie haben auch tatſächlich einen gewiſſen kulturhiſtoriſchen Wert. Reizvoll ſind die Edelſitze, Schlöſſer und Bauerngehöfte in der rumäniſchen Abteilung, um der allein willen ſich ſchon der Beſuch der Ausſtellung lohnte.

8. Dezember

Die ältere Generation unserer Gesellschaft wurde durch die Nachricht, daß die Witwe des ehemaligen Berliner Polizeidirektors von Hinkeldey kürzlich in hohem Alter verstorben sei, wie aus einem Traum aufgerüttelt. Tausend Erinnerungen wurden wieder lebendig; vergangene Zeiten tauchten in lebendiger Frische im Gedächtnis auf. Hinkeldey war der Polizeipräsident von 1848, und die demokratische Agitation spürte wuchtig die eiserne Hand des Gestrengen. Aber nicht sie allein; auch für die aristokratische Lebewelt Berlins wollte er ein Zuchtmeister sein, und das war sein Unglück. Bei Schließung eines adligen Spielklubs kam er mit Herrn von Rochow-Plessow in Konflikt und wurde von diesem am 10. März 1856 im Duell erschossen. Der General von Gerlach kommt in den bekannten Denkwürdigkeiten aus seinem Leben ausführlich auf jene unglückliche Angelegenheit zurück. Weniger bekannt dürfte dagegen eine kleine Broschüre sein, die 1856 bei Brockhaus in Leipzig erschien, heute gänzlich aus dem Handel verschwunden ist und zu den literarischen Seltenheiten zählt. Sie betitelt sich „Die letzten Stunden des Generalpolizeidirektors von Hinkeldey. Beitrag zu seinem Nekrologe von einem Augenzeugen." Der Augenzeuge war der praktische Arzt Dr. Ludwig Hassel, der Hinkeldey öfters behandelt hatte. Er wurde am 9. März 1856 durch den damaligen Polizeioberst Patzke aufgefordert, sich am Morgen des 10. März in einer „ehrenvollen ärztlichen Angelegenheit" bei dem Geheimen Oberregierungsrat Freiherrn von Münchhausen in dessen Wohnung, Grabenstraße 3, einzufinden und Verbandmittel mitzubringen. Von hier aus fuhr man in zwei Wagen nach Charlottenburg. Im ersten saßen Hinkeldey und Münchhausen, im zweiten saß Dr. Hassel allein. In der Nähe des Charlottenburger Chausseehauses hielten die Wagen; man traf dort auch den alten Polizeidirektor Dr. Maaß, mit dem Hinkeldey einige Worte sprach, ehe die Wagen weiterfahren konnten. Es ging nun in scharfem Trabe über das Forsthaus Königsdamm nach dem Walde, der sogenannten Charlottenburger Jungfernheide. Durch den Wald schritt man zu Fuß nach

dem Ort des Rendezvous, wo Herr von Rochow mit seinem Sekundanten schon wartete, es fehlte aber noch der Unparteiische, das Herrenhausmitglied Herr von Marwitz; er erschien erst eine Viertelstunde später — eine aufgezogene Brücke, unter der Kähne passierten, hatte ihn zurückgehalten. Das Duell begann in üblicher Form. Marwitz versuchte es noch einmal mit einer Aussöhnung — vergeblich! Nach Hassels Bericht muß die geistige und körperliche Verfassung Hinckeldeys schrecklich gewesen sein; der Unglückliche litt an Ahnungen und mochte an seine arme Frau und seine sieben Kinder denken. Die Einzelheiten des Zweikampfes sind bekannt; Hinckeldeys Pistole versagte, er ließ sich eine zweite reichen, und nun erfolgten die Schüsse a tempo. Rochow blieb unverletzt stehen, Hinckeldey machte eine halb zirkelartige Bewegung und sank dann in die Arme Hassels und Münchhausens, die ihn sanft zur Erde gleiten ließen. Hassel sah sofort, daß die Verwundung tödlich war; arterielles Blut strömte dem Erschossenen aus dem Munde; die Kugel war in die Lunge gedrungen. Mit Hilfe der beiden Kutscher und des Dieners wurde Hinckeldey in den Wagen geschafft. Um nicht Rochow der Gefahr einer Verhaftung auszusetzen, beschloß man, nicht nach Berlin zurückzufahren, sondern Hinckeldey zum Polizeidirektor Maaß zu bringen. Dann wollten Hassel und Münchhausen dem Könige Bericht erstatten, der derzeitig im Charlottenburger Schlosse wohnte. Der diensttuende Adjutant, Prinz Hohenlohe, und der im Vorzimmer wartende General Fürst Radziwill, erwirkten eine sofortige Audienz. Der König empfing die Herren tiefbewegt, schritt weinend auf und ab und schien verzweifelt zu sein. Es blieb nun nur noch übrig, der Familie Hinckeldey die Trauerbotschaft mitzuteilen. Man wandte sich zuerst an Frau von Krug, die Schwester des Verstorbenen, und ging mit dieser nach dem Polizeipräsidium. Am Begräbnistage erschien auch der König mit den Prinzen in der Hinckeldeyschen Wohnung und tröstete die ohnmächtig zusammenbrechende Witwe.

Die fast vergessenen Aufzeichnungen Hassels stehen in mancherlei Widerspruch zu den Gerlachschen Erinnerungen und den sonstigen Veröffentlichungen über die letzten Stunden Hinckel-

deys, namentlich über das Verhalten des Königs in dieser tragischen Angelegenheit. Daß Hassel in seiner Beurteilung des Charakters und Wesens Hinckeldeys recht hat, werden vielleicht die beiden einzigen Mitglieder der von Hinckeldey begründeten Schutzmannschaft bezeugen können, der Polizeihauptmann Ancion und der Wachtmeister Spieß, die auch dem Begräbnis der Witwe ihres ehemaligen ersten Vorgesetzten beiwohnten. Das Begräbnis war außerordentlich glanzvoll. Gleichfalls eine Schöpfung des unermüdlichen Hinckeldey ist unsere Berliner Feuerwehr, deren gesamtes Offizierkorps bei der Feier zugegen war und die auch die Trauerparade abgab. Frau von Hinckeldey war eine geborene Freiin von Grundherr; sie ist 85 Jahre alt geworden.

Die Hading in Berlin — Die neuesten Moden

19. Dezember

Seit ein paar mutige französische Jüngerinnen Thalias das Interdikt gebrochen haben, mit dem die große Sarah Bernhard Berlin so furchtbar gestraft hat, vergeht kaum eine Saison, ohne daß uns hier an verschiedenen Stellen Pariser Gäste begegnen. Stieg doch selbst Cleo de Mérode, die Unvergleichliche, zu uns herab und entzückt die Besucher des Wintergartens noch immer durch die klassischen Linien ihres Profils und ärgert sie durch die Grazienlosigkeit ihres Tanzes. Im Lessingtheater hat nunmehr Mademoiselle Jane Hading mit einer bösartigen Provinzgruppe ihren Einzug gehalten und vor nur halbvollen Häusern mit den abgedroschenen Phrasenstücken aller Primadonnen ihr Weihnachtsgastspiel begonnen. Es ist eine große Torheit der reizenden Theaterdamen des Auslandes, daß sie uns immer und immer wieder für die „Kameliendame", den „Hüttenbesitzer", für „Frou Frou" und Dumas' „Fremde" zu interessieren versuchen. Naturgemäß, daß dabei nur ein paar Bänke zu füllen sind — denn so groß sind auch die künstlerischen Leistungen der Hading nicht, daß man über sie die trostlose Öde ihrer abgespielten Stücke und noch weniger die Mangelhaftigkeit ihrer Umgebung vergessen könnte. Übrigens hat Mlle. Hading auch noch in anderer Beziehung ein wenig enttäuscht.

Der Ruhm, die größte Toilettenkünstlerin des Tages zu sein, den ihr Schneider in mannigfachen geschmack- und taktlosen Reklamen verbreitete (die geplante Kostümausstellung blieb uns gottlob erspart), ließ uns ganz etwas Besonderes erwarten. Vor fünfundzwanzig Jahren wäre Berlin vielleicht auch ob der Kostüme der Hading verblüfft gewesen, denn damals steckten wir in der Tat noch ziemlich tief im Autochthonentum des Toilettenwesens auf der Bühne. Heute aber haben wir das alles gerade so wie es die Lichtstadt Paris hat; die Toilette ist hier wie dort nur eine Geldfrage geworden. Kurzum: auch die Kostüme der Hading rechtfertigen meines Erachtens die erhöhten Eintrittspreise nicht. Von der Bühne herab wird uns seit kurzem eine neue Damenmode gelehrt, widernatürlich und unweiblich, die der Busenlosigkeit. Als das Atlasbandmieder das höllische Fischbeinkorsett zu verdrängen begann, begrüßte man freudig diese vernünftige Neuerung, ohne zu ahnen, daß es einmal, einer törichten Laune zuliebe, jedwede Schönheit der Form illusorisch machen würde. Natürlich geht die Mode der Busenlosigkeit von jenen zweifelhaften Dämchen aus, die zwischen den Grenzlinien der eleganten Welt und des Proletariats auf- und abwandeln. Sie fiel mir schon vor einiger Zeit im Metropoltheater auf, wo sich gewöhnlich alles zusammenfindet, was leben will und zu leben weiß — und mit geringerem Interesse nahm ich sie auch an unseren jüngsten Pariser Gästen wahr. In der Tat, sie ist schauderhaft, diese neueste Mode der künstlichen Plattheit, die der „Applikation“ zu größerem Rechte verhelfen möchte; denn Applikation auf Tüll, Chiffon, Seide und Tuch ist in den Kostümateliers der Wahlspruch des Winters geworden. Daneben behauptet siegreich die protzig schillernde Paillette das Feld. Schwarze, weiß applizierte, oder weiße, schwarz applizierte Chiffonkleider, deren Durchbruch eine kräftig gefärbte Taffetunterlage durchschimmern läßt, und Tülldessüs, deren Arabesken mit roten, gelben, grünen, schwarzen, goldenen und silbernen Flitterchen gleichsam ausgetuscht werden, bilden den Grundton aller Toiletten-Symphonien. In haltbaren Stoffen wählen Damen, deren Figur es ihnen erlaubt, vielfach die eine Zeitlang in den Hintergrund verdrängte Prinzeßform. Überhaupt ist mir

vielfach aufgefallen, daß die Kostüme wie Reitröcke vorn links geschlossen werden und so eigentümlich regenschirmartig geschnitten sind, daß rückwärtig sich nicht die kleinste Falte zeigt und doch die nötige Weite zum Ausschreiten bleibt. Noch haben Tuniken und Überraffungen den glatten kleidsamen englischen Rock nicht aus der Welt schaffen können: aber man liebt es, seinen köstlichen, eleganten, ich möchte sagen „reinrassigen" Schwung durch Volants und Schrägbahnen zu verunzieren.

Vorn eine glatte Schürze und unten und hinten hundert Volants sieht man häufig, aber schön, nein, schön ist es nicht! Die Ärmel schmiegen sich wieder sehr eng an, meist ohne Futter, so daß die Linienführung des Oberarms sich fast anatomisch genau im Silbergrau des Tuches oder im großblumigen Damast zu modellieren vermag. Im Ballkleide hat man den überflüssigen Luxus des Ärmels, wie ehemals, wieder gänzlich beseitigt und ein Passementeriestreifchen, eine Perlenschnur, ein Goldkettchen oder dergleichen an seine Stelle gesetzt. Es ist sehr amüsant, zu beobachten, wie groß der Einfluß der Favoritpremieren der Saison auf die Toilette ist. Die hängenden Gewänder der Salome („Johannes") mit dem Brokatmittelstück haben zahlreiche Nachahmungen, wenn auch in modifizierter Form, gefunden, und zwar nicht bei jungen Mädchen, sondern gerade bei Frauen entre deux ages, denen die Art „fourreau" den Übergang von der jugendlich runden Taille zum schlichten Matronenkostüm erleichtern hilft. Da wir keine Gelegenheit haben, das kleidsame englische Tea-gown anzuwenden, so stellen wir es aus Damast und echten Spitzen her und schmuggeln es in den Ballsaal. Der keck, wie die Nase seines ersten Trägers, aufgeschlagene Cyrano-Hut mit Straußenfedern und Agraffen begegnet uns in Hunderten von Exemplaren. Neben ihm existiert von der Mode Gnaden eigentlich nur noch das schiefe Sammetbarett, dessen gekappte Seite meist Blumen zieren; denn die Ansicht, daß Blumenhüte nur für den Sommer Geltung haben, ist längst über Bord geworfen worden. Ein entzückendes, ganz aus kleinen schwarzen Straußenfederköpfchen bestehendes Barett sah ich neulich einmal im Theater; es saß aber auch auf ebenso schönem und ungefärbtem Haar. Denn immer noch

gilt leider, leider das Färben des Haares nicht für schlechten Ton; auch Mlle. Hading, die man vor einigen Jahren in Paris mit dunkelbraunem Hauptschmuck bewundern konnte, ist rostgoldig geworden. Die Abendmäntel nähern sich mehr und mehr der breitfaltigen Watteauform; ihre heiteren Farben und die ungeheuerlich hohen Kragen, aus denen ein winziges Näschen sich kaum herausfindet, sind mit Pelzarabesken inkrustiert, während eine helle Spitzenkaskade im Innern des Kragens und an der Vorderseite des Mantels herab einen pikanten Kontrast zu dem Pelzwerk bildet . . . So bin ich denn richtig in eine regelrechte Toilettenplauderei hineingekommen; aber da ich von der Kunst der Jane Hading ausging, wird man das begreiflich finden und mir verzeihen . . .

Windischgrätz gehörte, der einst die unvergeßliche Marie Taglioni zum Altar geführt hatte. Auch der Botschafter selbst trug am Polterabend nur den schwarzen Frack und darunter das Band des schwarzen Adlers; seine Gattin erschien in einer Robe aus dunkelrotem Sammet. Einer der ersten Gäste war der greise Fürst-Reichskanzler, der seine älteste Tochter, die Prinzessin Elisabeth, am Arme führte. Die Diplomatie war selbstverständlich fast vollständig vertreten; neben dem Marquis de Noailles sah man im freundschaftlichen Geplauder, einer politischen Annäherung ähnlich, Sir Lascelles; hinter ihnen den alten Grafen Lanza, den Grafen Osten-Sacken, Grafen Hohenthal, Baron Varnbüler, Baron Greindl, Baron Itajuba, den Vicomte Pindella und zahlreiche andere. Graf August Eulenburg, unser Oberhofmarschall, kam mit der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff; die Grafen Kanitz, Wedel, Botho Eulenburg und Schönborn-Wiesentheit folgten — hinter ihnen die Radziwills, dann Graf Solms-Sonnenwalde, der frühere Botschafter in Rom, rüstiger denn je — Prinz Max Hohenlohe und Graf Hutten-Czapski. Die ganze Feier trug mehr den Charakter eines Empfangs, als den eines Polterabends. Das Souper wurde an den Büfetts im Oberlichtsaal eingenommen. In den Zimmern des Botschafters waren die Hochzeitsgeschenke aufgebaut worden. Kaiser Wilhelm hatte ein wundervolles Service aus der Berliner Porzellanmanufaktur gesandt, reich mit Malereien im üppigsten Rokokostil geschmückt; Graf Lanza spendete zwei Bronzeleuchter von köstlicher Arbeit; auch das Franzregiment hatte ein Geschenk geschickt, eine Riesenschale mit herrlichen Blumen.

Die Trauung fand Montag mittag in der St. Paulskirche in Moabit statt. Diesmal waren vielfach an die Stelle des schlichten Fracks die reichgeschmückten ungarischen Nationalkostüme getreten. Die Minister, Diplomaten und Hofchargen trugen ihre Galaröcke, selbst unter den Mitgliedern der österreichisch-ungarischen Kolonie befanden sich viele, die die geschmackvolle farbenbunte Tracht Arpads angelegt hatten. Graf Somssich trug die Uniform der siebenten österreichischen Husaren, denen er früher angehörte, und die gleiche Uniform schmückte auch unsern Kaiser, der Chef jenes Regiments ist. Den verehrten Leserinnen zuliebe

seien auch noch einige Damentoiletten erwähnt: Frau von Szögyeny ging in lichtgrauer Seide, die Braut selbstverständlich in Weiß mit dem Schleier und Myrtenkranze, die Brautjungfern, Fräulein Marie von Szögyeny, Komtesse Esther Somssich, Fräulein von Schrader, Fräulein de Vigo und Komtesse Lynar waren in Rosa gekleidet. Eigentümlich pomphaft war die Toilette einer älteren Dame: bronzefarbene Seide mit reicher Goldstickerei und Zobelverbrämung. Bischof von Hettyey vollzog die Trauung, und zwar in ungarischer Sprache, die nicht alle Anwesenden verstanden haben dürften. Nach dem Frühstück im Botschaftspalais, dem der Kaiser gleichfalls beiwohnte, reiste das Brautpaar ab.

Die Defiliercour

26. Januar

Die großen Hoffestlichkeiten haben mit der Defiliercour ihren Anfang genommen. Unter den neuvorgestellten Damen und Herren befanden sich viele von bekannten Namen. Als Frauen präsentierten sich zum ersten Male die Damen von Mutzenbecher, Gräfin Zeppelin, Gräfin Castell, Gräfin Schmettow und Baronin Merscheidt-Hülleſſem. Von jungen Damen wurden u. a. vorgestellt: Fräulein von Hahnke, Tochter des bekannten kaiserlichen Flügeladjutanten und Chefs des Zivilkabinetts, Fräulein von Usedom, Tochter des verstorbenen Einführers des diplomatischen Korps, weiter die Komtesse Antonie Stolberg-Wernigerode, die dritte, 19jährige Tochter des Grafen Udo Stolberg aus seiner Ehe mit der Gräfin Elisabeth Arnim, dann die Komtesse Rosalie Hohenau und die Komtesse Felicie Talleyrand-Périgord, zweite Tochter des Grafen Archambauld Talleyrand, der ein Bruder des Pariser Duc de Dino ist. Unter den vorgestellten inländischen Herren bemerkte man auch Söhne der Minister von Hammerstein und Grafen Posadowsky, sowie Herrn von Ubisch, den Direktor des Zeughauses. Den Leserinnen werden wieder einige Toilettenbeschreibungen gelegen kommen. Die Kaiserin erschien in lichtgrünem Atlas, den ein Gewebe köstlicher Spitzen bekleidete; Brillanten und

farbige Edelsteine waren über das ganze Kleid verstreut. Unter den Toiletten der Prinzessinnen fiel die der Prinzessin Carl Anton von Hohenzollern besonders auf: weiße Seide mit lachsfarbener Schleppe. Die Gattin des portugiesischen Gesandten trug ein Kostüm aus eisengrauer Seide, die Fürstin Anton Radziwill eine rote Sammetrobe mit Blumengewinden, die aus Brillanten gebildet waren. Wundervoll war die Toilette der Baronin von dem Knesebeck: Weiß mit Grün, die langwallende Schleppe mit Zobel verbrämt, im russischen Kopfputz zahllose Edelsteine. Gräfin Götzen erschien in einem duftigen weißen Spitzengewande mit einer rosa Sammetschleppe, die junge Gräfin Castell in elfenbeinfarbigem Brokat. Weiß, Rosa und Lachsgelb waren die vorherrschenden Farben.

Die Feier von Kaisers Geburtstag — Paroleausgabe im Zeughaus — Festvorstellung im Opernhause
Hermione von Preußchen
Der Salon der Frau von Hohenhausen
Prinz Georg, Wildenbruch und Samarow-Meding

29. Januar

Da ich dies schreibe, regnet es draußen. Aber an Kaisers Geburtstag hatten wir wieder das herrlichste Hohenzollernwetter, und das trieb mich zeitiger als sonst auf die Straße. Berlin hatte sich wieder einmal festlich geschmückt. Überall wehende Fahnen, an den Häuserfronten Girlanden aus frischem Tannengrün und als Vorbereitung für die Illumination des Abends Reihen von bunten Glaskörpern. Ich spazierte durch den Tiergarten, dem Brandenburger Tor zu, Unter den Linden herrschte schon um diese Zeit ein frohbewegtes Leben und Treiben. Das „Große Wecken" hat auch hier die Menschheit zu ungewohnter Stunde aus den Häusern getrieben. Von der Höhe der Schloßkuppel klang ein feierlicher Choral in den sonnendurchleuchteten Winterpark hinein, während mit klingendem Spiel, von ganzen Scharen Neugieriger begleitet, die Musik der zweiten Gardeinfanterie-Brigade die Linden herabrückte. Es ist seltsam: Berlin wählt stets freisinnig oder sozialdemokratisch,

und seine Vertreter im Parlament wettern Jahr um Jahr gegen den Moloch Militarismus. Aber dieses selbe Berlin ist in allen seinen gesellschaftlichen Schichten wahrhaft militärwütig; wo sich nur ein Trupp Soldaten zeigt, bilden sich mitrückende Gruppen und an allen Fenstern sieht man neugierige Gesichter. Es scheint doch, als stecke uns Berlinern dieser vielgeschmähte „Militarismus" im Blute. Selbstverständlich erregte an Kaisers Geburtstag die Auffahrt der Gratulanten nach dem Schlosse besondere Aufmerksamkeit. Bei Kranzler fand ich noch einen Fensterplatz und von dieser berühmten Ecke aus, die Anno 48 eine so bedeutsame Rolle spielte, konnte ich das farbenbunte interessante Schauspiel bequem beobachten. In ununterbrochener Reihe rollte Wagen an Wagen vorüber, offene Droschken und Equipagen, Landauer und Coupés und die schweren Prunkkarossen der Gesandtschaften. Da sah man die riesige Glaskutsche des englischen Botschafters, Kutscher und Diener in scharlachroter Livree mit weißen Kopfperücken, den Wagen der portugiesischen Gesandtschaft, die Dienerschaft in Weiß mit ziegelroter Bordierung, die grünen, goldgestickten Livreen des Grafen Lanza, die blauweißen des bayrischen Geschäftsträgers, die schwarzroten Domestikenkostüme des persischen Gesandten: der Berliner weiß gut Bescheid — Frage und Antwort schwirrten von Fenster zu Fenster. In Hofequipagen wurden einige fremde Fürstlichkeiten nach dem Schlosse gebracht: der junge Prinz Michael Braganza und der Thronfolger von Rumänien, dessen Bild neben dem seiner wunderschönen Gattin in den Schaufenstern aller Kunsthandlungen aushängt. Einheimische Fürstlichkeiten folgten: der Kronprinz in der Uniform des ersten Garderegiments, der fünfzehnjährige Prinz Adalbert mit seinem rosigen Gesicht in Marineuniform, die Prinzen August Wilhelm und Oskar, die Schaumburger und Württemberger, der Fürst von Hohenzollern, der greise Landgraf Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, die Prinzen Max von Baden und Bernhard von Weimar und der schlanke Erbprinz Reuß jüngere Linie, Schwiegersohn des Fürsten Hermann Hohenlohe-Langenburg . . . Während im Schlosse Gratulationscour und Gottesdienst stattfand, versammelte sich im Lichthofe des Zeughauses, das unter Leitung des

Herrn von Ubisch einer völligen Reorganisation unterworfen worden, das Offizierkorps zur Paroleausgabe. Das war abermals ein glänzendes Bild. Selbstverständlich überwog die Generalität, aber dazwischen erblickte man auch zahlreiche fremdländische Offiziere: Russen, Österreicher, Italiener, Türken und Japaner. Zu Fuß schritt der Kaiser vom Schlosse nach dem Zeughause, begrüßt von den Jubelrufen der Menge. Sein grauer pelzgefütterter Paletot stand halb offen, darunter sah man als einzige Halsdekoration das Großmeisterkreuz des Johanniterordens. In seiner Begleitung befand sich nur der Kommandant des Hauptquartiers, General von Plessen.

Von außerordentlichem Interesse war auch die abendliche Festvorstellung im Opernhause. Der Zuschauerraum war wie gewöhnlich bei diesem Anlaß an den Logenbrüstungen mit Kränzen und Seidenschleifen geschmückt. Aber einen noch größeren Schmuck verlieh dem Hause die Festversammlung. Das Parkett füllten nur Herren: Offiziere in großer Uniform, neben den inländischen zahlreiche fremde mit schimmernden Ordenssternen, Mitglieder der Gesandtschaften in ihren Galaröcken, Diplomaten, Vertreter der Ministerien und der Stadt. Von dem Balkon herab leuchteten die Toiletten der Damenwelt und blitzte und funkelte es von Edelsteinen. In der Hofloge hatte das Kaiserpaar mit seiner Umgebung Platz genommen. Die Kaiserin in goldgetönter Brokatrobe mit dunkelrotem silbergestickten Miedereinsatz an der Seite des sächsischen Herrschers, der preußische Ulanenuniform trug — der Kaiser in der roten Attila seiner Leibgardehusaren neben der in ein flimmerndes, halb exotisch anmutendes Gewand gekleideten bezaubernden Prinzessin Marie von Rumänien. Neben ihnen saßen der Großherzog von Baden mit der Prinzessin Friedrich Leopold, die eine perlgraue Damastrobe trug, und der Großherzog von Hessen mit der Prinzessin Friedrich Carl; dahinter die übrigen fürstlichen Gäste, aus denen man die ritterliche Gestalt des weißhaarigen Großherzogs von Weimar hervorragen sah. Die Söhne des Kaisers nahmen die mittlere rechte Proszeniumsloge ein. Das war im Grunde genommen der herzerfreulichste Anblick im Hause, und auf diese fünf jungen Menschen lenkten sich auch immer wieder

die Blicke aller. In der Ministerloge sah man u. a. auch den Führer der Deutsch-Konservativen, Herrn von Manteuffel, der bei derlei Gelegenheiten stets in blauer Husarenuniform erscheint. Als Festvorstellung war die „Weiße Dame" gewählt worden. —

Wir stehen am Ausgang des Jahrhunderts unter dem Einfluß des physischen und geistigen Nomadentums. Es ist schon eine Seltenheit, wenn ein Mensch da stirbt, wo er geboren wurde, es gehört eine starke Persönlichkeit dazu, heute „Selbstahne" zu sein, wie der bekannte Kommerzienrat in den „Fliegenden Blättern". Einigen wenigen, die im Besitze großer Mittel, gelang es, ihrer Eigenart auch im Privatleben den entsprechenden Rahmen zu schaffen; die meisten schleppen ein paar persönliche Andenken von einer banalen Dutzendwohnung mit der gesamten Dekorationseinrichtung in die andere Wohnung; nur noch selten vermag man in unsern Tagen von der Umgebung auf den Menschen zu schließen. Es kann sich natürlich nicht männiglich eine Villa bauen — aber was ein wirklich originaler Geist und was zwei geschickte Frauenhände aus dem Nüchternen herausschaffen können, das habe ich kürzlich bei Gelegenheit einer halbnächtlichen Landpartie durch den schneedurchwehten Grunewald gesehen.

Zwischen den Gerippen zukünftiger Heimstätten mit und ohne Turm und einem altitalienischen niedrigen Kolonnenbau, der wie ein Tempel ausschaut und tatsächlich ein Pferdestall ist, liegt in der Wißmannstraße ein Kleeblatt von Villen, deren Außenseiten nicht die kapriziösen Schätze ihres Innern ahnen lassen. In der Atelierwohnung der mittelsten dieser Villen hat Frau Hermione von Preuschen-Telmann sich nach ihrer Übersiedelung von Rom und nach dem Tode ihres trefflichen Gatten ein neues Heim geschaffen. Am selben Tage, da ich Frau von Preuschen im Grunewald besuchte, war ich auch in ihrer Sonderausstellung in der Potsdamer Straße, und so drängte sich mir die völlige Übereinstimmung ihres Schaffens und ihres Genies doppelt auf. Hier wie dort eine starke Phantasie und die Pflege des wertvollen Details, trotz eines großen beinah nonchalanten Zuges in Farbe und Behandlung. Die

Wohnung der vielgenannten Malerin mit ihren Empiremöbeln und Potticherien, klassischen Abgüssen und alten Altardecken aus irgendeinem Abruzzenkloster, Barockschnitzereien und ägyptischen Mumienfiguren würde sich an sich schon einer Schilderung verlohnen. Mir diente sie nur als Indizienbeweis für ihre Bewohnerin; das heißt, mich interessieren mehr die ästhetisch charakteristischen Momente als die dekorativen, und bei diesen wiederum der Vergleich mit den Bildern der Ausstellung und dem ganzen Wesen der Künstlerin. Konrad Telmann, der frühverstorbene Gatte der Frau von Preuschen, ist auf ihrer Ausstellung vielfach im Bildnis zu finden: einmal als Kranker auf einem Diwan ausgestreckt, mit starker Betonung des Orange in der Drapierung, und als Toter. Die Wohnung birgt Telmanns unheimlich natürlich angetönte Totenmaske, ferner ein Porträt aus früherer Zeit, eine Skizze seines Grabes in Rom und außerdem als unvergeßliches Andenken an sein Schaffen die stattliche Zahl seiner schriftstellerischen Werke in wunderschönen italienischen Einbänden . . . Wer einmal die Preuschenschen Dichtungen „Regina Vitae“ durchgeblättert hat, dem leuchten auch aus diesen Blättern die sinnend grünen Augen ihres „Azrael“ entgegen, des zweiten Hauptstückes ihrer Ausstellung. Ähnlich wie in Piglheims „Blinden“ ist hier roter Mohn, die Blume des Vergessens, gegen tiefes Blau gestellt, und wieder ist die Wirkung eine frappierende. Selbst die grünschwarzen Fittiche des Cherubs scheinen Farbenreflexe aufgesogen zu haben. Das größte Bild der Ausstellung ist auch das bedeutendste, freilich nicht allein in künstlerischer Beziehung: das vielbesprochene und vielangefeindete „Kirke und die Schweine“. In einem frühlingsgrünen, sonnendurchleuchteten Laubwäldchen wälzt sich eine Herde Schweine (unter ihnen fälschlich auch ein, allerdings virtuos gemaltes Mutterschwein) zu Füßen eines nackten, lockend flötenden Weibes. Das Bild hat mancherlei irrige Deutung erfahren und soll doch nur einer ganz schlichten Idee Ausdruck geben, über die sich allerdings, wie über alle Philosopheme streiten lassen wird: das Weib ist rein und keusch von Natur, aber das Tier im ewig Männlichen bespritzt die nackte Schönheit mit dem Schmutze seines Wohlbehagens. Die Künstlerin

hätte noch ein paar Hände voll Gold zwischen die grunzenden Borstentiere streuen können, das hätte den Gedanken völlig zu Ende geführt . . . Soll ein Künstler im Grunde philosophieren? Eine uralte Frage. Warum soll nicht auch der Maler der Welt einmal auf seine Art sagen, was die Quintessenz seines Denkens und Fühlens, seiner Lebensanschauung ist — genau so wie der Schriftsteller, wie jeder andere Künstler? Wenn nur das Bild als solches gut ist. Es gibt freilich Leutchen, die alle Schuster nach ihren Leisten arbeiten lassen und eine Kasernierung der künstlerischen Spezialität erzwingen möchten. Nach ihnen dürfte Sudermann nur moderne Dekadenten und Gabriel Max nur schwimmende Frauenaugen schaffen; sie prophezeien Unglück, wenn der eine an einem Johannes und der andere an einem Affenbilde arbeitet — und gelingt den Künstlern ihr Wurf dennoch, so murren diese kritischen Weisen über Heuchelei und Verstellung. So hat man auch der Preuschen bei jedem ihrer Bilder, das etwas Höheres wollte, angeraten, bei ihren Blumen zu bleiben, die sie freilich so köstlich, wie kaum ein zweiter Maler der Gegenwart wiederzugeben weiß; das Weibliche ihres Wesens kommt in diesen Blumenstücken am reinsten zum Ausdruck. Aber als Dichterin sprüht und leuchtet auch ihre Phantasie; wer kann es ihr verargen, wenn sie diese in den Dienst ihrer Malkunst stellt? Nur etwas fehlt ihr: eine geringfügige Dosis kühler Verstandesarbeit, sozusagen das Gleichgewicht zwischen ihrer Phantasie und ihrer Kunst . . .

Der Tod der alten Frau von Hohenhausen hat Berlin um einen interessanten „literarischen Salon" ärmer gemacht. Frau Elise von Hohenhausen, wie sie sich nach ihrer Mutter, der Dichterin, nannte — sie war die Witwe eines Oberregierungsrates Rüdiger — führte den Salon ihrer Eltern, in dem dereinst Fouqué, Chamisso, die Chézy und Helvig u. a. verkehrt hatten, in der Gegenwart fort und verstand es, mit ihrer Nichte, Fräulein von Düring (unter dem Namen Arthur von Loy auch schriftstellerisch tätig), in ihm immer eine Schar geistig anregender Menschen zu versammeln. Sie wohnte in der Landgrafenstraße in der Nähe des alten Ludwig Pietsch, bei dem es auch gewöhnlich recht unterhaltend, nur geräuschvoller zuging,

wenn am zweiten Weihnachtsfeiertage, seinem Geburtstage, das Haus die Gäste kaum zu fassen vermochte. Stand der Besuch des Prinzen Georg in Aussicht, so pflegte Frau von Hohenhausen dies ihren Freunden unter der Hand anzukündigen, und dann lag immer eine besondere Feierstimmung in der Luft, obwohl der Prinz kein Mensch der Etikette war und häufig auch ohne seinen Adjutanten erschien. Einmal konnte ich ihn in frischer Nachtstunde bis zu seinem Palais in der Wilhelmstraße zu Fuß begleiten. Der bestellte Hofwagen fuhr hinterher, der Prinz wünschte einen kleinen Spaziergang. Er erzählte mir damals viel aus seiner in Düsseldorf verlebten Jugendzeit, wo Immermann noch das Theater leitete und die neue Malerschule im Aufblühen war, und von Paris, wo er die Rachel kennenlernte, der er auch eine kleine Broschüre in französischer Sprache gewidmet hatte, ein verschollenes Heftchen, das er mir zusandte. Der Prinz war ein unendlich bescheidener und gütiger Mensch; eine Menge armer Schriftsteller wandte sich an seine Hilfe, und er bedauerte immer nur, nicht Mittel genug zu haben, um allen Anforderungen nachkommen zu können. In den sechziger Jahren verkehrte er viel in dem Hause eines Legationsrates von Treskow, dessen begabte Tochter Ada unter dem Namen Günther von Freiberg schrieb und mit der ihn bald ein herzliches Freundschaftsverhältnis verband. Sie war es denn auch, die ihn dazu ermunterte, mit seinen Dramen an die Öffentlichkeit zu treten, und er ermöglichte ihr dafür eine italienische Reise, deren Ergebnisse die Romane „Fiamma“ und „Perle von Palermo“ waren; die Ehe, die sie mit einem Italiener schloß, wurde später wieder getrennt. Das Berliner Hoftheater verschloß sich der prinzlichen Muse, dafür hat Georg von Hülsen später seine „Sappho“ in Wiesbaden aufgeführt. In Berlin mußte der Prinz an den Weinbergsweg, um seine Dramen auf der Bühne zu sehen; auch in das elende kleine Charlottenburger Schauspielhaus bestellte er mich einmal, wo seine „Medea“ zu wohltätigen Zwecken schauerlich gegeben wurde.

Ich weiß nicht, ob es bekannt ist, daß Prinz Georg ein eifriger Förderer Wildenbruchs war, zu einer Zeit, da die Bühnen auch von ihm noch nichts wissen wollten. Ich war Wildenbruch schon

bei Frau von Hohenhausen und bei Frau von Hülsen begegnet und ebenso häufiger mit ihm in der Italienischen Weinstube zusammen gewesen, wo er einem Kreise von Studenten und Freunden gern Bruchstücke seiner neuen Dichtungen vorlas. Einmal hatte er auch Heinrich Hart und mich zu sich in seine Junggesellenwohnung geladen (er heiratete erst drei Jahre später), wo er uns im Schlafrock und in ewig rutschenden Hosen empfing. Aber dann begann er von seinem „Harald" zu sprechen und trug uns einige Szenen vor, und trotz des pathetischen Schwungs, den er beim Vorlesen liebte, war im Augenblick jede Äußerlichkeit verschwunden. Er hatte mich persönlich gern, weil er mit meinem Vater Anno Siebzig gelegentlich einen Landwehrtrupp nach Frankreich gebracht hatte, und so entspann sich denn zwischen uns allmählich eine herzliche Freundschaft. 1882 (ich war damals in Italien) hatte Direktor Scherenberg vom Viktoriatheater es mit einer Aufführung der „Karolinger" versucht, die eine stürmische Aufnahme fanden; auch die Kritik ging mit, mit Ausnahme Fontanes, der sein Herz für Wildenbruch erst nach den „Quitzows" entdeckte. Aber nicht immer war die Kritik so günstig. Daß sie den „Christoph Marlow" ablehnte, konnte Wildenbruch lange nicht verwinden, und noch empörter war er über das Verhalten der Presse bei Gelegenheit seines „Neuen Herrn". Ich hatte damals für den Verein Berliner Presse den Auftrag übernommen, Wildenbruch zu bitten, bei dem Festbankett zu Ehren des sechzigsten Geburtstages Ernst Wicherts den Kaisertoast zu übernehmen. Das lehnte er ab, und zwar schrieb er mir darüber: „Erst vor wenigen Tagen, bei Gelegenheit des ‚Neuen Herrn', hat das Verhältnis, welches Seine Majestät zu mir und meinem Werke eingenommen hat, bei dem größten Teil der Berliner Presse eine Auslegung erfahren, die mich nicht nur in meiner literarischen, sondern wesentlich in meiner menschlichen Persönlichkeit auf das tiefste gekränkt hat. Absichten sind mir untergeschoben worden, meiner Gesinnung so fremd, daß ich tagelang den quälenden Zweifel in mir herumgetragen habe, ob ich bei einer solchen Verkennung meines Wollens und Wirkens zum Schaffen in der bisherigen Weise überhaupt noch fähig sein würde. Von den

Herren, die so gegen mich geschrieben haben, werden am Abend des 11. März viele, sehr viele anwesend sein — und vor deren Augen und Ohren soll ich mich erheben und über meinen Herrn und Kaiser sprechen, wie mir ums Herz ist — das kann ich nicht, und wenn ich es könnte, täte ichs nicht . . ." Das war der ganze Wildenbruch: immer wohlwollend, gütig, entgegenkommend, aber hell aufflammend in seinem gerechten Zorn. Er konnte oft zornig werden und hatte auch oft Grund dazu. Neue Theater waren in Berlin entstanden, aber die Bühnenverhältnisse hatten sich nicht gebessert. Für sein „Neues Gebot" fand Wildenbruch keine andere Heimstätte als das ferne Ostend-Theater, das ein altes Mitglied des Wallner-Theaters übernommen hatte. Dort kam das erschütternde Drama 1886 zur Aufführung und errang einen vollen Sieg. „Ich könnte heulen vor Freude", sagte Wildenbruch mir damals, und wirklich, ihm standen die Tränen in den Augen.

Sehr komisch war ein Zusammentreffen Wildenbruchs mit Oskar Meding. Herr Meding, der seit seinem Erstlingsroman „Um Szepter und Kronen", nicht nur als Gregor Samarow, sondern auch unter zahlreichen anderen Pseudonymen, wie Detlev von Geyern, Leo Warren, Kurt von Walfeld, Walter Morgan, schon eine Riesenreihe von Bänden auf den Büchermarkt geworfen hatte, war auf die Idee gekommen, eine neue große Zeitung ins Leben zu rufen. Anfang der siebziger Jahre, da er noch in Berlin in der Großbeerenstraße wohnte, hatte er es schon einmal mit einer Wochenschrift versucht, die bei Janke erschien und „Der Reichsspiegel" hieß. Aber das Unheil wollte, daß die ganze Probenummer eingestampft werden mußte, weil durch ein Versehen des Setzers aus dem „Reichsspiegel" ein „Reichsspeiigel" geworden war: ein böses Vorzeichen, das sich auch als solches erwies, denn die Wochenschrift hatte nur einen kurzen Atem. Ich war mit Meding durch den Baron Cramm bekannt geworden, der später Braunschweig im Bundesrat vertrat, und nun hatte er mich gebeten, ihm eine Empfehlung an Wildenbruch zu geben, den er als Herausgeber für sein neues Blatt gewinnen wollte. Wildenbruch schrieb mir auch gutmütig zurück, daß er uns gern empfangen wolle, und so machten wir

uns denn zu ihm auf den Weg. Hier hielt Meding zunächst einen langen Vortrag über sein Unternehmen, aus dem hervorging, daß er drei Millionen Mark „à fonds perdu“ brauche, dann werde die Zeitung sich aber sicher mit dreißig Prozent verzinsen. Nun fragte Wildenbruch natürlich, ob Meding die drei Millionen schon habe, und als dieser verneinte, meinte Wildenbruch lächelnd: „Lieber Herr Regierungsrat, ich schlage vor: Kommen Sie wieder, wenn Sie sich Ihre Millionen gesichert haben. Dann können wir weiter über die Sache plaudern . . .“ Natürlich wurde nichts aus der Geschichte. Meding hatte durch seine ersten Romane viel Geld verdient. Er selbst erzählte mir einmal, daß der Hallbergersche Verlag allein ihm 60 000 Mark Jahresrente vertraglich zugesichert hatte, die als Einreichungsgebühr gelten sollten. Dann überwarf er sich mit den Stuttgartern; er hatte wohl auch eine lockere Hand, kurzum, er kam in Vermögensverfall, so daß ich mich in seinen alten Tagen sogar bei der Schiller-Stiftung für ihn verwenden mußte. Er ist denn auch bitterarm gestorben. Persönlich war er übrigens eine höchst gesellige Natur und ein unterhaltender Sprecher. Kurz vor seinem Tode trug er sich noch mit der Absicht, die Siegesallee durch eine Romanreihe zu verherrlichen; es sollte ein romantischer Parademarsch sämtlicher Hohenzollern werden. Aber die Feder fiel Meding aus der Hand, ehe er die schnurrige Idee verwirklichen konnte.

Gesellschaften beim Freiherrn von der Recke-Horst, beim Marquis de Noailles, Herrn von Hahnke und dem Grafen Dürckheim-Montmartin
Der letzte Opernhausball

18. Februar

Trotz des Frühlingswetters läßt die Geselligkeit nicht nach. Im Gegenteil — es macht den Eindruck, als beeile man sich in einer gewissen Hast, die Saison auszukosten, vielleicht in der Befürchtung, daß der diesjährige, rascher nahende Lenz die Gesellschaft früher auseinandertreiben werde als sonst. Für seine Kollegen vom Staatsministerium veranstaltete kürzlich Freiherr von der Recke-Horst einen fröhlichen „Bierabend“ in seiner Wohnung; politisiert sollte dabei eigentlich nicht werden,

aber selbstverständlich blieb es nicht aus. Am Tage vorher fand ein größeres Diner beim französischen Botschafter Marquis de Noailles statt, dem übrigens in dem bisher in München tätig gewesenen Baron Chamberet ein neuer Sekretär zuerteilt worden ist. Herr von Chamberet hat, wie man erzählt, in München sein Deutsch gelernt; allzu flüssig soll es noch immer nicht sein, dafür aber ausgesprochen bayrisch klingen. Zu den Gästen des Marquis de Noailles gehörten in erster Reihe der Fürst-Reichskanzler, Graf Osten-Sacken, der russische Botschafter, die Gesandten Bayerns, Mecklenburgs und Badens, ferner Graf Georg Kanitz, unser Vizeoberzeremonienmeister, und ein junger französischer Cellist, namens Bauzelaire, ein Meister auf seinem Instrument. Am selben Abend hatte Herr von Hahnke, der Chef des Zivilkabinetts, zu Tanz geladen. Hier wimmelte es natürlich von jungen Offizieren; die Uniformen herrschten vor, und unter allen diesen glänzenden Waffenröcken erschien der schlichte schwarze Frack, den Herr von Lukanus trug, fast unheildrohend. Auch Graf und Gräfin Dürckheim-Montmartin haben ihr diesjähriges Ballfest hinter sich. Wie gewöhnlich in diesem gastfreien Hause, so ging es auch diesmal ungemein lebhaft im Parterregeschoß des alten Blücherschen Palais zu, das das gräfliche Paar während des Winters zu bewohnen pflegt. Graf Albert Dürckheim hat, gleich seinem älteren Bruder, eine Dame aus Bürgerkreisen zur Gattin, allerdings aus ebenso reichem wie vornehmem Hause. In einer Robe aus hellgrauem Atlas empfing die Gräfin die Gäste, diesmal gemeinsam mit ihrer Schwester, die mit einem mecklenburgischen Edelmann, Herrn von Michael, vermählt ist und nur besuchsweise in Berlin weilt. Die halbe Hofgesellschaft wohnte dem Ballfest bei, unter anderen Graf August Eulenburg, Baron Egloffstein, die Gräfinnen Brockdorff und Stolberg, letztere in Begleitung ihrer Mutter, die Fürstinnen Lynar und Anton Radziwill, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Prinz Michael Braganza und zahlreiche Vertreter der Diplomatie mit ihren Damen. Selbstverständlich fehlte es auch hier nicht an einer stattlichen Anzahl jüngerer Offiziere, die sich lebhaft dem für die älteren Herrschaften zweifelhaft gewordenen Vergnügen des Tanzes hingaben.

Noch ein paar Worte über den letzten Subskriptionsball seien bei dieser Gelegenheit nachgetragen. Ich glaube, ich habe so ziemlich an zwei Dutzend Opernhausbälle mitgemacht, aber noch nie so wenig Eleganz vereinigt gesehen als heute. Auch an schönen Toiletten war schmerzlicher Mangel, über der ganzen Gesellschaft lag ein gewisser provinzieller Anstrich, es war wirklich nicht mehr als ein großer Bürgerball. Dazu kam, daß der Hof infolge des Ablebens der Fürstin von Bulgarien im letzten Augenblick abgesagt hatte. Die Hoflogen standen gähnend leer, und in der breiten Loge des Corps diplomatique gähnte tatsächlich nur ein einzelner Herr — ein Japaner mit unzähligen Orden auf der Brust. Schließlich begann man selbst zu gähnen und drückte sich heimlich, um bei Uhl oder Dressel bei einer Flasche Mumm zu vergessen, daß es entweder wirklich schrecklich langweilig gewesen sei, oder daß man anfange, alt zu werden.

Der siebzigste Geburtstag Friedrich Spielhagens

1. März

Über die Feier des 70. Geburtstages Friedrich Spielhagens bleibt noch mancherlei Interessantes nachzutragen. Als ich mittags zwischen 12 und 1 Uhr in seiner Wohnung in der Kantstraße, in der Nähe des Theaters des Westens, erschien, fand ich die großen und behaglichen Räume bereits mit zahlreichen Gratulanten gefüllt. Wildenbruch, Wichert, L'Arronge, Blumenthal, die Generale von Brandenstein und von Dinklage, Geheimrat Pierson, Zabel, Neumann-Hofer, Julius Wolff — das waren die ersten bekannten Gesichter, auf die mein Auge fiel, und immer wieder neue tauchten auf: Journalisten, Maler, Bildhauer, Offiziere, dazwischen Damen in farbigen Toiletten mit Blumensträußen und anderen Angebinden und auch ein paar süße Kindergestalten, die Enkel des Gefeierten, ein Knabe und ein vielleicht 10jähriges Mädchen mit blondem Gelock und großen dunklen Augen. Eine Gruppe von Freunden hatte Spielhagen soeben einen goldenen Lorbeerkranz überreicht, und das Mädchen hielt diesen Kranz auf weißem Kissen,

dicht an der Seite des Großvaters ſtehend, während Deputation auf Deputation nahte und die Reden floſſen. Es war ein reizender Anblick; die Kleine nahm ihre Aufgabe tiefernſt — die Armchen ermüdeten nicht und ließen den Lorbeer nicht ſinken. Und auch Spielhagen ſelbſt wurde nicht müde; auf jede einzelne Rede antwortete er eingehend in der ihm eigenen gewählten Ausdrucksweiſe, hin und wieder wie fortgeriſſen von innerer Begeiſterung. Einmal übermannte ihn ſogar die Rührung. Aus ſeiner Vaterſtadt Magdeburg war die Meldung eingetroffen, daß man dort, ſo wie in Charlottenburg, eine Straße nach ihm benennen wolle, und als er nun von ſeiner Jugend zu ſprechen begann und ſein Blick auf die blühenden Enkelkinder fiel, da ſtockte ſeine Stimme und ſeine ſcharfen und hellen Augen begannen zu tropfen. Es war eine Freude, dieſen rüſtigen Greis zu ſehen: ſchlank und vornehm in der Erſcheinung, in ſchwarzem Salonanzug und Lackſtiefeln ſo gar nicht „demokratiſch“ ausſchauend. Daß er längere Zeit leidend geweſen, merkte man ihm nicht an. Ich kenne ihn nun ſeit faſt einem Vierteljahrhundert, aber mir ſcheint, er hat ſich nur wenig verändert. Die geiſtige Friſche, die ihm geblieben iſt, gibt ſich auch in der äußeren Erſcheinung wieder. Wie heller Sonnenſchein flog es über ſein Geſicht, als ihn ein Vertreter der Bonner Burſchenſchaft Franconia begrüßte. Die Sprecher der übrigen Deputationen hatten ihn meiſt mit „verehrter Meiſter“ angeredet, und es klang friſch wie rieſelndes Quellwaſſer, als der junge Student ſeine Anſprache mit „Lieber Alter Herr“ begann. Spielhagen iſt nicht der einzige berühmte Mann, den die Franconia in die Welt geſchickt hat; mit ihm zugleich trugen auch zahlreiche andere, deren Namen man ſpäter oft in der Öffentlichkeit nennen ſollte, das rotweißrote Band, ſogar Carl Schurtz und Overbeck...

Das große Feſtbankett am geſtrigen Sonntagabend hätte ich mir freilich noch ſchöner und würdevoller denken können. Vielleicht hatte man es abſichtlich vermieden, den ziemlich nüchternen Oberlichtſaal in der Philharmonie beſonders zu ſchmücken; jedenfalls war der Eindruck des Ganzen trotz der ungeheuren Zahl der erſchienenen Gäſte kein allzu feſtlicher. Erquickliche Behaglichkeit kommt bei derartigen Gelegenheiten ſowieſo nicht recht

auf. Selbstverständlich regnete es Toaste. Exzellenz Dincklage begann den Reigen mit dem Kaisertoast, dann kam Professor Erich Schmidt an die Reihe, der keine Charakteristik der Verdienste Spielhagens zu geben versprach, aber doch breiter wurde, als es bei einem Diner gut tut. Hübsch, mit humoristischem Anklang antwortete der Jubilar. Julius Wolff dichtet die Frauen an; prächtig sprach auch Ernst Wichert, der unter den zahlreichen Gästen die Vertreter der Regierung und der Universität vermißte. In der Tat hatte der Kultusminister nur für seine Person und schriftlich gratuliert. Auch Professor ist Spielhagen nicht geworden wie Frenzel und Pietsch, und kein preußischer Orden flog ihm ins Knopfloch wie dem 70jährig gewordenen Fontane. Aber es wird dem Jubilar unter allen den anderen Ehrungen, die auf ihn herniederrauschten, nicht allzu schmerzlich gewesen sein . . .

Der Klub der Harmlosen und seine Opfer
Der tragische Tod des Schauspielers Hermann Müller

20. März

Die Untersuchung in bezug auf den „Klub der Harmlosen" dauert fort, und wie man sich erzählt, sollen die Umstände, die dabei zutage getreten sind, für manchen hochangesehenen Namen von peinlichster Art sein. Aber unser Polizeipräsident Herr von Windheim ist ein energischer Mann und fühlt sich durch keinerlei Rücksichten gebunden; ich glaube, daß das in diesem Falle doppelt gut ist, denn es scheint in der Tat, als habe in letzten Zeiten das Unwesen des heimlichen Glücksspiels wieder stark überhandgenommen. Übrigens ist es für den, der die Verhältnisse nicht näher kennt, zweifellos, daß auch in der Angelegenheit des „Klubs der Harmlosen" die Verführung ein stark mitsprechender Faktor gewesen ist. Viele Herren — ich gebe natürlich nur das wieder, was man sich in der Gesellschaft über den Vorfall erzählt — hatten bei ihrer Einführung in den Klub keine Ahnung, daß sie einer Spielergesellschaft beitreten sollten. Mir fällt dabei das tragische Schicksal eines jungen Offiziers ein, mit dem ich vor länger als einem Vierteljahrhun-

dert zusammen die Schulbänke in dem alten Kadettenhause in der Neuen Friedrichstraße gedrückt hatte. Er hatte eines Tages einen Brief von einem Herrn Kasper oder Caspar erhalten, ungefähr folgenden Inhalts: „Wenn Sie einmal einen interessanten Abend verleben wollen, so geben Sie mir die Ehre, mich Dienstags oder Freitags von 9 Uhr ab in meiner Wohnung da und da zu besuchen.“ H. zeigte mir den Brief, und ich riet ab, da ich hinter dem interessanten Abend unsaubere Weibergeschichten vermutete. Aber die Neugierde siegte. H. folgte dennoch der Aufforderung und fand statt der holden Weiblichkeit in den eleganten Räumen des Herrn Kasper eine überaus vornehme Herrengesellschaft vor, auch zahlreiche Bekannte, die der spekulative Wirt auf gleich geheimnisvoll verlockende Art eingeladen hatte. Natürlich drehte sich alles um das Spiel, an dem der Wirt selbst sich aber klugerweise nicht beteiligte; er erhielt von jeder Bankeinlage einen Prozentsatz, ließ sich die verabreichten Speisen und Getränke hoch bezahlen und machte dabei ein glänzendes Geschäft, ohne sich allzu großem Risiko auszusetzen. Die Hauptsache für ihn waren die Darlehen, mit denen er den Herren, die Unglück im Spiel hatten, unter die Arme griff. Als das Nest späterhin, als Herr v. H. sich infolge ungeheurer Verluste erschossen hatte, aufgehoben wurde, drangen eigentümliche Gerüchte an die Öffentlichkeit. Es stellte sich heraus, daß der Wirt der Spielhölle mit der ganzen Wuchererclique Berlins in Verbindung stand und daß man die „interessanten Abende“ nur arrangierte, um sich neue Opfer zu sichern. Denn natürlich erhielten lediglich solche Herren Einladungen, von denen man wußte, daß sie selbst bzw. ihre Väter vermögende Leute waren. Gefälligkeitsakzepte spielten bei diesem Treiben eine große Rolle; auf der Wucherbörse gingen dann die Papiere von Hand zu Hand und wurden taxiert und abgewogen, aber den entscheidenden Schlag gegen die leichtsinnigen Aussteller führte man gewöhnlich erst, wenn das Opfer „reif“ war. Die größte Freude pflegte auf dieser Wucherbörse zu herrschen, wenn man einer Fälschung auf die Spur gekommen war, die dann solange geheimgehalten wurde, bis man sie zum Zwecke einer größeren Erpressung ausnützen konnte . . . Alles das liegt, wie gesagt,

mehr als zwanzig Jahre zurück, aber nach mancher Richtung hin dürfte es heute nicht besser geworden sein, als es damals war, denn heute wie damals arbeitet mit der Verführung zum Spiel das Wucherunwesen Hand in Hand.

Der Selbstmord des Schauspielers Hermann Müller, des vortrefflichen Charakterdarstellers des Deutschen Theaters, hat weit über die Bühnenkreise hinaus ein warmherziges Mitgefühl erweckt. Daß Müller an eigentümlichen nervösen Indispositionen litt, wußte man seit langem, man wußte auch, daß er aus diesem Grunde in den achtziger Jahren das Königliche Schauspielhaus verlassen hatte. Aber selten hat ein Mensch wie er mit so viel Tapferkeit und so kraftvoller Energie sein Leiden zu bekämpfen gesucht. Die deutsche Bühne verliert in ihm ein Talent von Eigenart und Bedeutung. Seit jener Zeit, da man ihn hier zuletzt gesehen, war seine Kunst reifer und eindringlicher geworden. Schon die ersten Vorstellungen am Deutschen Theater unter der Direktion Brahm zeigten, wie sich inzwischen seine Schwingen entfaltet hatten. Als Hauptmanns „Versunkene Glocke" einstudiert wurde, traf ich mit Müller einmal auf der Pferdebahn zusammen und befragte ihn über das neue Drama des Verfassers der „Weber". Er pries die Schönheiten des Werkes, glaubte aber nicht, daß das Publikum „mitgehen" würde, denn „Die versunkene Glocke" liege weit abseits von dem bisherigen realistischen Schaffen Hauptmanns. „Und sind Sie selbst mit Ihrer Rolle zufrieden?" fragte ich weiter. „Das kann ich nicht gerade sagen," erwiderte er; „sie liegt meiner Art doch allzu fern. Ich spiele nämlich einen Frosch. Aber ich bin noch immer besser dran als Biensfeld. Der spielt eine Ziege . . ." Man weiß, welch köstliches Gebilde Müller aus seinem „Frosch" geschaffen hat. Sein „Nickelmann" ist vorbildlich gewesen für alle weiteren Darsteller dieser Rolle auf den deutschen Bühnen. Es war nicht die Leistung eines Komikers, sondern die vollendete Schöpfung eines großen Charakteristikers, der tief in das Wesen des Märchens eingedrungen war. Eine seiner letzten Rollen war der Herzog in Sudermanns „Drei Reiherfedern". Das Drama wurde im allgemeinen schlecht im Deutschen Theater gespielt. Selbst Kainz und die Damen Du-

mont und Geßner waren, wenigstens bei der Premiere, nicht so recht bei Stimmung. Ausgezeichnet waren nur Nießen (als Löhrbach) und Müller. Aber das Publikum verstand gerade Müllers grandiose Leistung nicht recht zu würdigen. Es lachte, als er im vierten Akt, von Prinz Witte erschlagen, in voller Rüstung klirrend zu Boden stürzte. Und doch machte er das wundervoll. Es war der Tod eines Nordlandsrecken, dem plötzlich das breite Schwert entfällt; wie eine vom Blitz getroffene Eiche sank er um. Zum letzten Male zeigte er sich in Hirschfelds Komödie „Pauline" in einer grotesken Charge, als Wirt eines Tanzlokals in der Hasenheide, wiederum brillant in Maske und Spiel. Seine Masken waren immer außerordentlich charakteristisch. Die neue Rolle, die ihm in Hugo von Hoffmannsthals „Sobeide" zuerteilt worden war, konnte er nicht mehr ausführen. In einer Stunde wahnsinniger Verzweiflung rief er selbst den Tod herbei.

Der Heimgang des alten Simson — Die Rafaela Pattini — Die verhinderte Lidia im Metropol-Theater und auf dem Plakat

8. Mai

Die Schatten von Achtundvierzig sind in den Blättern aller Parteien aus Anlaß des Todes des alten Recken Simson wieder einmal mit Macht heraufbeschworen worden. Ein Achtundvierziger war freilich auch der alte Simson, aber keiner von denen, die das Heil der Zukunft im republikanischen Ausbau des deutschen Staatsgefüges sahen. Seiner allzeit treu monarchischen Gesinnungen gab auch der Geistliche, Pastor Kirmß, am Grabe des Verewigten warmherzigen Ausdruck. Der äußere Eindruck, den die Trauerversammlung bei dieser Gelegenheit gewährte, war ein ungemein glänzender; es war, als trüge man ein gekröntes Haupt zur letzten Ruhe. Aus der Überfülle der Blumenspenden, die den Sarg bedeckten, hob sich der Riesenkranz des Reichstages hervor: aus grünen Palmenblättern geflochten, durch die große gelbe Marschall-Niel-Rosen leuchteten. In der Trauergemeinde mischten sich die Uni-

formen zahlreicher hoher Staatsbeamten und Offiziere zwischen die schwarzen Fracks der Politiker, überall blitzten und schillerten die Ordensdekorationen, auf der Brust des Professors von Leyden glänzte ein großer Brillantstern, irgendein hoher russischer Orden, während die Frackseite des hinter Leyden stehenden greisen Mommsen ungeschmückt war. Die Minister, Botschafter und Gesandten waren fast alle in großer Uniform erschienen; von inaktiven Ministern bemerkte ich den Grafen Eulenburg, dem zwei stattliche Aktivitäten zur Seite standen, die Herren Graf Posadowsky und Tirpitz, ferner den Freiherrn von Lucius und Herrn von Delbrück. Im Mittelschiff der Kirche hatte die Vertretung des Parlaments parteiweise Platz genommen; da sah man das ragende schwarzbärtige Zentrumshaupt des Herrn Dr. Lieber, die elegante Erscheinung des Barons Stumm, den gedrungenen Volkstribun Richter, den alten Grafen Balleſtrem mit den Abzeichen des schlesischen Malteserordens. Rechtsseitig des Sarges saßen in reservierten Sesseln die jugendlichen Prinzen Friedrich Heinrich und Joachim Albrecht als Vertreter des Kaisers, ihnen gegenüber die Mitglieder der Familie des Verstorbenen . . . Allein drei Wagen waren notwendig, um die Kranzspenden nach dem Friedhof in der Belle-Allianceſtraße zu schaffen, wo man das, was irdisch war an dem großen Toten, zur Erde bestattete . . .

Wenige Tage vorher sargte man auf dem jüdischen Friedhofe in Weißensee ein armes Menschenkind ein, das einst ob seiner strahlenden Jugendschöne viel bewundert worden war, um nun mit gebrochenen Schwingen, siech, einsam und müde, zu enden . . . Im Jahre 1884 fiel auf dem damaligen Subskriptionsball ein junges Mädchen durch die pikante Eigenart seiner Erscheinung auf: eine zierliche Gestalt, aber trotzdem üppig und voll blühender Frische — ein unverkennbar italienisches Gesicht mit leuchtenden dunkelbraunen Augen und schwarzem Haar und einem entzückenden roten Mund, der gern lächelte, obwohl dies Lächeln fast immer einen seltsam melancholischen Ausdruck hatte. Ein alter Herr begleitete die Kleine — wie man sagte, ihr Vater. Damals war Rafaela Pattini —

so nannte sie sich im Bühnenleben, ihr bürgerlicher Name war meines Wissens ein anderer — soeben erst für das königliche Opernhaus verpflichtet worden. Man erzählte sich, Kaiser Wilhelm hege ein besonderes Interesse für sie, und vor dem greisen kaiserlichen Herrn hatte sie auch die erste Probe ihrer Kunst abgelegt. Als sie auf jenem Subskriptionsball sich dem Publikum zeigte, war sie noch nicht im Opernhause aufgetreten, dennoch sprach bereits alle Welt von ihr — ihre seltene Schönheit entzückte und begeisterte mehr als ihr Gesang es vermochte. Die Stimme war weich und süß, aber nur wenig geschult und wenig umfangreich, und die holde Rafaela besaß leider nicht Energie und Streben genug, um sich weiter zu bilden. Sie war ein seltsames Wesen, naiv, weltfremd und unpraktisch, gutherzig und leichtsinnig; sie war dafür geschaffen, von liebenden, sie sorglich hütenden Händen durch das Leben getragen zu werden — aber der Sonnenschein, dessen sie bedurfte, erlosch bald um sie. In Berlin konnte sie sich nicht halten; sie kehrte in ihre Heimat zurück, verlobte sich hier und gedachte gänzlich der Bühne zu entsagen. Doch das Verlöbnis wurde aufgelöst, und Rafaela ging wieder auf Reisen. Nach einem kurzen Triumphzuge durch Rußland suchte sie in Frankfurt am Main Engagement; es endete schnell. Damals hatte ein gewandter, durch amerikanische Schule gegangener Faiseur hier in Berlin versucht, in dem neuerbauten Feenpalast, aus dem später ein Tingeltangel wurde, sogenannte Promenadenkonzerte zu arrangieren. Die Pattini wurde eingeladen, den Feenpalast eröffnen zu helfen, doch auch das war nur kurzes Glück. Das Unternehmen verkrachte, und die arme Rafaela zog abermals nach Italien. In Rom verheiratete sie sich. Die Ehe war unglücklich, und vielleicht keimte schon damals das Leiden in ihr, dem sie später erliegen sollte. Noch einmal hörte man sie in der Philharmonie in Berlin — es war ihr Schwanengesang. Bettelarm und ganz einsam ist sie gestorben. Ein tragisches Schicksal . . .

Ich erzählte oben von dem Ende des Feenpalastes. Gleich ihm ist nun ein zweiter Prachtbau zu einem Tempel für das fahrende Gauklertum degradiert worden: das Metropol-

Theater unter den Linden. Allerdings haben schon den Begründern, den Brüdern Ronacher, derartig ideale Ziele vor Augen geschwebt. Als das Linden-Theater vor sieben oder acht Jahren seine Pforten zum ersten Male eröffnete, regierte in diesen reizenden Räumen neben der Terpsichore auch die Göttin des Chantants. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange; die Ronachers sagten Adieu, und die Operette hielt ihren Einzug. Jahrelang hat sich Direktor Fritzsche redliche Mühe gegeben, der komischen Oper ein festes Heim in Berlin zu schaffen. Es gelang ihm nicht; es scheint in der Tat, als sollten die Offenbach, Strauß und Suppé keine Nachfolger finden. Dann kam Direktor Schultz an die Reihe, der sein Zentraltheater aufgegeben hatte, um seine sehr knapp beschürzte Muse in vornehmerer Gegend gesellschaftsfähig zu machen. Es war wiederum nur ein kurzes Vergnügen; selbst die gewagtesten Attitüden des Fräulein Worm und die gepfeffertsten Coupletstrophen des Herrn Steinberger wollten nicht mehr ziehen. Und da entschloß sich Herr Schultz denn gemeinsam mit dem ebenso künstlerisch denkenden Aufsichtsrat des ehemaligen Linden-Theaters, noch ein wenig tiefer zu steigen und das hübsche Haus in ein Tingeltangel zu verwandeln. Denn Geldverdienen ist die Losung der Zeit, und Wintergarten und Apollo-Theater beweisen, daß Fortuna nur noch über die achte Muse ihre schützende Hand hält. Und wirklich: zu meinem Erstaunen fand ich gestern abend das Metropol-Theater bis auf den letzten Platz besetzt; nur das erste Parkett ist geblieben, dahinter folgen Tische und Stühle. Aber das Haus ist behaglich und reizend wie immer, doch das Haus allein hatte mich nicht gelockt. Ich wollte die Lidia sehen, oder vielmehr wiedersehen. Vor zwei Jahren wünschte ich mich auf ein paar Tage in Paris zu erholen. Aber ich geriet einem wohlmeinenden Freunde in die Finger und infolgedessen wurde die Erholung zur intensiven Bummelei. Und wer durch Paris bummelte, mußte auch der Mlle. Lidia im Alcazar seine Aufwartung machen. Denn die holdschöne Lidia war der Stern des Tages oder vielmehr der Nacht. Berühmt gemacht hatte sie eigentlich erst Meister Chéret durch sein in aller Welt bekannt gewordenes und in allen Kunstzeitschriften reproduziertes Pla-

kat. Also ich sah und hörte die Lidia; damals brillierte sie in einer pantomimischen Szene, die sie „Coucher d'Yvette" benannte. Das war ein raffiniert in Szene gesetzter Entkleidungsakt. Man wollte ihn auch hier zur Aufführung bringen, und Mlle. Lidia hatte daher der Zensur-Abteilung des Polizeipräsidiums eine Reihe von Momentaufnahmen jener Szene zur freundlichen Beurteilung vorgelegt. Die Beurteilung soll auch freundlich genug ausgefallen sein, aber die Darstellung des „Coucher d'Yvette" wurde trotzdem verboten. Jetzt hieß es, daß Mlle. Lidia aus Ärger darob den Berlinern nur ihre reinste Kunst ohne jedweden frivolen Beigeschmack servieren wolle — und dies machte mich äußerst neugierig, und deshalb ging ich gestern abend in das Metropol-Theater. Es war, wie gesagt, übervoll, und das Ganze hatte einen leicht provisorischen Anstrich. Die jungen Herren im Zylinder und Frack oder Gehrock mit den Tuberosen im Knopfloch und dem Sticket in der Hand waren in der Überzahl; häufig genug hörte man auch Französisch und Englisch sprechen. Das Programm unterschied sich nicht wesentlich von dem, was sonst in den sogenannten Spezialitäten-Theatern geboten zu werden pflegt. Auch das einhundertundzwanzigfüßige Ballett gab nichts Neues, aber vieles Reizvolle: Und nun sollte die Lidia auftreten, und ich freute mich auf das Wiedersehen. Aber der Vorhang rollte nicht auf, sondern vor dem Vorhang erschien ein langer Herr und erklärte mit etwas belegter Stimme, die Lidia lasse sich entschuldigen, sie könne nicht kommen, denn sie sei heiser . . . Jetzt frage ich: bringt uns die Polizei nicht um jeglichen Kunstgenuß — hätte sie das „Coucher d'Yvette" gestattet, so hätte die Lidia auch auftreten können, wenn sie heiser geworden wäre, denn zu dieser Szene braucht sie keine Stimme. In Anbetracht dieser ärgerlichen Erkenntnis ging ich stracks nach Hause — und das halbe Publikum schien sich mit mir zu ärgern, das Theater leerte sich rasch. Draußen vor dem Portal tröstete mich allerdings einigermaßen der Anblick des Chéretschen Plakats. Seltsam, wie häufig sich doch die reifste Kunst in den Dienst einer blöden Afterkunst stellt . . .

23. Mai

Nun hat der Frühling mit Macht auch seinen Einzug in Berlin gehalten. Im Innern der Stadt, da, wo der Puls des öffentlichen Verkehrs am schnellsten kreist, merkt man wenig von dem längst ersehnten Gast. Desto mehr im eleganteren Westen, wo die Häuser von Gärten umkränzt sind, in denen es zu blühen und zu duften beginnt, und im grünen Tiergarten, der trotz winterlicher Verwüstung wieder seine Reize entfaltet. Aber vor allem in der Umgebung der Stadt spürt man in Wald und Feld den Hauch des jungen Lenzes, der heuer so lange auf sich warten ließ. Zur Zeit der Baumblüte, die ich ein paar Wochen vorher schon in Italien bewundern konnte, fuhr ich hinaus nach Werder, der bekannten und berühmten Obstkammer Berlins. Ist es mir möglich, so mache ich mir und meinen Kindern alljährlich dies Vergnügen, denn der zauberische Reiz dieser blühenden Landschaft erneut sich immer wieder. Schon vom Bahnhof aus umfaßt das Auge einen Teil des Prachtbildes: Tal und Hügel in schimmernden Blütenschnee getaucht — ein ganzes wogendes Meer von Blüten, weiß, und nur hier und da von rosigen Wellenlinien durchzogen — eine Asphodeloswiese, auf der auch nicht die Seligen fehlen: ganze Schwärme von Großstadtkindern, die sich beglückt in Gottes freier Natur tummeln. Und unten in der Havelniederung das alte Städtchen Werder selbst, mit seinen verschnörkelten Häuserfronten und den mächtigen Kastanien auf dem Marktplatz, die weithin ihren lichtgrünen Schatten werfen. Aber die blaue Havel streichen die Segelboote, und drüben öffnet sich das breite Becken des Schwielow-Sees. Durch den Wald mit seiner frischkeimenden Moossandale, aus der auch schon die jungen Farne und duftender Waldmeister hervorsprießen, kehren wir nach dem Wildpark zurück und stehen nun an der Grenze von Potsdam. Von der Wildparkstation, die von den kaiserlichen Herrschaften mehr benutzt wird als der Potsdamer Bahnhof, führt eine stattliche Allee nach dem Neuen Palais, der Schöpfung des großen Friedrich, der damit der Welt zeigen wollte, daß der Siebenjährige Krieg seine Mittel noch nicht erschöpft habe. Kaiser Wil-

helm I. bevorzugte sein geliebtes Babelsberg, Friedrich Wilhelm IV. Sanssouci; so stand das Neue Palais lange Jahre vereinsamt, bis Kronprinz Friedrich es als Sommeraufenthalt wählte.

In den Kommuns gegenüber dem Palais garnisoniert noch immer das Lehrbataillon, gewissermaßen als Leib- und Schutzwache des Kaisers; das diesjährige „Schrippenfest", am Tage der Gründung, die 1820 erfolgte, steht dicht bevor. Ein paar Schritte links ab von der Großen Allee sehen wir den Freundschaftstempel, den Friedrich II. dem Andenken seiner Schwester Wilhelmine errichten ließ — rechtsseitig das Mausoleum mit Rauchs Königin Luise . . .

Auf Schritt und Tritt umwehen uns hier die Erinnerungen an Hohenzollernsche Vergangenheit. In Charlottenhof, dem reizenden kleinen Schlößchen, das Persius nach dem Muster der Villa Albani erbaute, verlebte Friedrich Wilhelm IV. glückliche Tage, vollendete auch Alexander von Humboldt seinen „Kosmos" — in einem merkwürdigen Zimmerchen, das in allen Einzelheiten einer Schiffskabine nachgebildet worden ist. Und zurück nach Potsdam durch den Park von Sanssouci mit seinen „Laubengängen, so regelrecht geschnitten, als wären's Verse Boileaus". Wer denkt heute noch daran, daß dieser Zaubergarten mit seinem Lustschloß, seiner prächtigen Orangerie, seinen Terrassen und Tempeln zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. der „wüste Berg" hieß und ein gelbes Sandmeer war?! Knobelsdorff schaffte hier Wunder, und als der König auf der höchsten Terrasse seine Gruft anlegen ließ und gelegentlich, auf jene Stelle deutend, zu dem ihn begleitenden Marquis d'Argens sagte: „Quand je serai là, je serai sans souci" — da war auch der Name für das Weinbergschlößchen gegeben . . . Wandelt man durch den Park von Sanssouci, so ist es immer, als schreite einer neben uns — in blauer, verschossener Uniform, mit einem Stern auf der Brust, einem Dreispitz auf dem Haupte und einem Krückstock in der Hand, ein alter kleiner Mann mit gelbem runzligen Gesicht, aber helleuchtenden blauen Augen: der Große Friedrich selbst, der „Alte Fritz", von dessen Geiste wir hier, wo wir gehen und stehen, einen lebendigen Hauch zu ver-

ſpüren meinen. Man begreift, daß der Berliner Sansſouci liebt — zumal des Sonntags, wenn alle Waſſer ſpringen und die Kaskaden rauſchen und die große Hauptfontäne ihre ſchillernden Strahlen hoch über die Wipfel der Bäume in den ſonnendurchglühten Äther ſtreut. Erſt Friedrich Wilhelm IV. lockte, ein zweiter Moſes, aus Sand und Geſtein dieſe Waſſer hervor. Er wandelte gern im Grün des königlichen Hains auf den Spuren ſeines großen Ohms, und auch als ſein edler Geiſt bereits zerſtört, ſehnte er ſich noch hinaus nach dem geliebten Sansſouci, deſſen tönende Waſſer der ruheloſen Seele Frieden zu geben ſchienen. Es war ein tragiſches Geſchick, das dieſen Fürſten traf, von dem alle, die ihm nähergeſtanden haben, zu ſagen wiſſen, daß ſein einziger Fehler ſeine übergroße Güte geweſen ſei . . . Man reißt ſich ungern los von Sansſouci und ſeinen Erinnerungen, die gerade jetzt, im blühenden Lenz, den Beſucher mit verdoppelter Macht umrauſchen . . .

Die Akademiſchen Bierhallen am Hegelplatz und ihr Ende

21. Juni

Vor kurzem iſt in Berlin ein Lokal geſchloſſen worden, das ſich in den Kreiſen der ſtudierenden Jugend einer ſeltenen Popularität zu erfreuen hatte: die ſogenannten Akademiſchen Bierhallen am Hegelplatz. In dieſem Lokal wohnten zwei Seelen. Die eine ſchwärmte für das jugendliche und die andere für geſetztes Alter. Die Jugend durchtobte und durchbrauſte zur Mittagszeit die Räume des Hauſes, und zwar gewöhnlich eine ſehr hungrige Jugend. Zwiſchen 12 und 2 Uhr war ſelten ein freier Platz in der „Akademiſchen" zu bekommen. Da dinierte hier das halbe Berliner Quartier latin, und gerade die Hälfte, die in bezug auf den monatlichen „Wechſel" am ſpärlichſten ausgeſtattet war. Denn um dieſe Zeit hatte das Lokal ſeine billigen Tarife. Da konnte man für 10 Pfennige einen Teller Bouillon oder Suppe und für 30 ein Fleiſchgericht mit Gemüſe erhalten, und für 50 Pfennig konnte man im Abonnement ein ganzes Diner bekommen. Natürlich kein Diner

wie bei Uhl, Adlon oder Dressel, keine Artischocken-Böden mit Trüffel-Püree und auch nicht Sol au gratin oder Chalons-Hühner mit französischen Früchten. Und dazu trank man auch nicht Mouton Rothschild und Mumm Cordon rouge und einen Curaçao triple sec zum Mokka. Ach nein! Aber das Essen war immerhin leidlich, und das Glas Bier kostete nur 10 Pfennig, und was die Hauptsache: die Gäste waren nicht verwöhnt und brachten Appetit mit. Appetit für zehn — denn für gar viele der armen jungen Studentlein war dies Mittagsmahl in den „Akademischen" die Letzung des ganzen Tages — und der galt schon für einen Krösus, der sich des Abends auf seiner „Bude" noch einen Extragenuß leisten konnte, ein Viertel Wurst, ein paar Schrippen und eine Flasche Tivoli oder eine Tasse Tee . . . Es ist mir immer ein Rätsel gewesen, wie der Wirt der „Akademischen" auf seine Kosten kommen konnte. Ich glaube, auch hier mußte die Masse es bringen. Und an Massen fehlte es allerdings nicht. Es hat mir zuweilen Spaß gemacht, war ich in der Nähe des Lokals, zur Mittagszeit einen Blick in die überfüllten Räume zu werfen. Du mein Gott, kribbelte und wimmelte es da! Alle Tische besetzt, und wie besetzt! Mann an Mann und Arm an Arm, und hinter den meisten warteten schon andere Hungrige auf den Augenblick, da sie sich würden setzen können. Denn ein behagliches Ausruhen nach dem Genuß, ein halbmüdes Hindämmern bei Kaffee und Zigarre gab es hier nicht, wenigstens nicht um diese Zeit. Plakate an den Wänden wiesen darauf hin, daß man Platz machen müsse, wenn man abgegessen habe — und auf die Plakate wiesen die Kellner hin, wenn man nicht gleich gehorchte! Ach, diese armen Kellner! Was hatten sie zu tun! Ganze Ladungen gefüllter Teller schleppten sie auf ihren Tabletts heran, und zwanzig, dreißig Hände streckten sich verlangend nach ihnen aus. „Rostbraten mit Bratkartoffeln!" — „Hier Rostbraten!" — „Kellner, kommt mein Beefsteak nicht bald?" — „Ein deutsches mit Panaschee!" — „Kellner, mein Hammelbraten!" — „Kellner, wo bleibt das Rindfleisch?" — „Ein Schnitzel mit Gemischtem!" . . . Und in all dem Wirrwarr rast auch noch der Bierkellner umher. Der Mann ist nicht nur Kellner, er muß auch Equilibrist, Jongleur,

Turner, Schlangenmensch und ein ausgezeichneter Kopfrechner sein . . . Auf Trinkgelder war in den „Akademischen“ nie so recht zu rechnen; wer für dreißig Pfennig zu Mittag speist, hat selten noch ein Fünfpfennigstück für den Kellner übrig. Es gab zuweilen auch Gäste, die im Stehen speisten: ein paar Würstchen in einer, einen Schnitt Bier in der anderen Hand. Am interessantesten war es mir immer, die Fülle der Erscheinungen an mir vorüberziehen zu lassen. Studenten, wie gesagt, die meisten: frische Gesichter mit Hiebnarben, blasse und vom Nachtwachen elend gewordene, kecke und lustige, schwermütig umdüsterte und banger Sorge volle, blitzende Augen und verschleierte Blicke. Viel Wagemut und junges Hoffen und viel Entsagung und Entbehrungsreichtum. Dazwischen dann und wann auch noch andere Gestalten: ein armer jüdischer Reporter, dem man die galizische Heimat an den Zügen ansieht — ein paar Handlungsgehilfen mit karierten Schlipsen und pomadisierten Haartollen — ein alter Mann von militärischem Habitus, irgendein pensionierter Invalide — ein junger Musikbeflissener — ein Bureauschreiber . . . Am Nachmittag pflegte sich das Lokal zu leeren und gegen Abend begann sich seine Physiognomie zu ändern. Da zog es seine zweite Seele an. Ein ganz anderes Publikum verkehrte von 7 Uhr ab in den „Akademischen“ als am Mittag: der wohlhabendere Bürger von gesetztem Alter — so etwa der typische Berliner Bierphilister, der seine paar „Seidel“ trinkt und dazu seinen Skat „kloppt“. Abends waren übrigens auch die billigen Menüs verschwunden und die Speisekarte mit den Mittelpreisen trat an ihre Stelle; echtes Bier wurde verschenkt und hier und da tauchte auf den Tischen sogar ein Moselblümchen oder ein Schoppen Saint-Julien auf . . . Die „Akademischen Bierhallen“ existieren nicht mehr. Daß das Haus, in dem sie sich befanden, auch ein gewisses literar-historisches Interesse besaß, wußten die wenigsten. Dr. Eduard Engel hat darauf aufmerksam gemacht. Ehemals war hier eine Schmiede, und in der Wohnung darüber wohnte zu Anfang der fünfziger Jahre ein junger Mann, der kurz vorher, ein Reisestipendium des Züricher Senats in der Tasche, nach Berlin gekommen war, hier seine Studien zu beenden. Das war Gottfried Keller, und

beim Hämmern des Schmieds und Dröhnen des Amboſſes ſchrieb er ſeine Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. So erzählt Dr. Engel, der dies aus dem Munde Kellers ſelbſt gehört haben will. Vielleicht liegt dennoch ein Irrtum vor. „Der grüne Heinrich“ entſtand um jene Zeit, die Romeo-Novelle meines Wiſſens erſt ſpäter . . .

Die Réjane vor dem Kaiſer — La Roulotte im Belle-Alliance-Theater

1. November

Die „Madame Sans-Gêne“ des Herrn Sardou gehört ganz gewiß nicht zur Weltliteratur; aber die handfeſte und zungengewandte Katharina Hübſchér iſt eine ſo amüſante Perſon, daß die Vorliebe des Publikums für ſie ſchon begreiflich iſt. Das Stück hat ſeine Schickſale gehabt. Man erzählt, der Herzog von Aumale habe das Aufführungsrecht für Deutſchland dem Dichter abgekauft und einer intereſſanten Schauſpielerin geſchenkt, die er gelegentlich in Karlsbad kennenlernte. Die Schauſpielerin traute der Sache nicht; ſie gab das Aufführungsrecht weiter und bildete eine kleine Genoſſenſchaft und behielt ſich nur einen Anteil der Tantiemen vor. Aber mit der luſtigen Madame wurden glänzende Geſchäfte gemacht, und als der Kaiſer das Stück gelegentlich irgendwo bei einem Beſuche in der Provinz ſah, ſprach er den Wunſch aus, es dem Repertoire des Schauſpielhauſes einverleibt zu wiſſen. Die Intendanz verbeugte ſich und erwarb die „Madame“, um ſie zunächſt ein paarmal in der Krollſchen Filiale ihres Geſchäfts aufführen zu laſſen.

Ende voriger Woche hat das vielgegebene Luſtſpiel nun auch offiziell ſeinen Einzug in das Schauſpielhaus gehalten. Der Kaiſer wünſchte, Madame Réjane in der Titelrolle zu ſehen, für die Sardou das Stück geſchrieben hat. Madame Réjane brach infolgedeſſen mit ihrer Truppe ihr Gaſtſpiel in Moskau ab und eilte hierher, um den kaiſerlichen Wunſch, der mancherlei Opfer koſtete, zu erfüllen. So wurde denn die Sonnabend-Aufführung im Schauſpielhauſe zu einem höchſt intereſſanten Abend. Das übliche Premierenpublikum hatte ſich fern-

gehalten, die Kritik war nur spärlich vertreten — was sollte sie auch bei einem Stücke, dessen Erstaufführung im Lessing-Theater sie gründlich vermöbelt hatte und das trotzdem einige hundert Male gegeben worden war und sich im Fluge alle Bühnen erobert hatte? — An ihrer Stelle war am Sonnabend die Auslese der Berliner Gesellschaft vertreten: man sah glänzende Toiletten, viele Uniformen, viele Fracks und eine Masse schneeweißer Halsbinden. Und ganz höfisch, streng nach dem Zeremoniell vollzog sich auch der Eintritt des Kaisers. Graf Hochberg erschien in Kammerherrnuniform an der Brüstung der Hofloge, und das dreimalige Aufstoßen seines Stockes, des Attributs seiner Würde, kündete das Nahen der Majestäten an, die das Publikum stehend erwartete. Nun kam der kaiserliche Herr, und mit ihm der französische Botschafter, der besonders eingeladen worden war und zur Seite des Fürsten Platz nahm. Das gab der ganzen Veranstaltung einen gewissen politischen Anstrich, wie man ihn ja auch im allgemeinen hinter der letztjährig stark betonten Vorliebe des Kaisers für französische Kunst, Wissenschaft und Literatur wittern will. Die Vorgänge auf der Bühne interessierten das Publikum wenig oder gar nicht, obwohl die Réjane alle ihre Reize entfesselte; in diesem Falle war die Hofloge die Bühne. Der Kaiser unterhielt sich viel und angeregt mit dem Botschafter, und bei dem Zankterzett im dritten Akt lachten beide herzlich. Natürlich wurde die Réjane schließlich auch noch in die Loge befohlen und erhielt das übliche Geschenk als Gnadenbeweis. Und nun werden zweifellos die Pariser Blätter die verwegensten Glossen an das Geschehnis dieses Sonnabend-Abends knüpfen und werden sich in aberteuerlichen Phantasien erschöpfen. Gewiß gibt dieser Abend mehr zu denken als das Lustspiel des Herrn Sardou selbst. In früheren Jahren fand die französische Komödie häufig Obdach im Königlichen Schauspielhause und wurde viel besucht. Die Königin Augusta interessierte sich lebhaft für diese Aufführungen und gewährte Herrn Emil Neumann, dem Impresario und späteren Direktor des Residenz-Theaters, auch eine Beisteuer aus ihrer Privatschatulle. Aber seit jenen Tagen ist ein Vierteljahrhundert verflossen; der Krieg um den Rhein kam und mit dem französischen Volke wendete

uns auch die Muse Frankreichs grollend den Rücken. Die Muse war vernünftig genug, zuerst zu vergessen. An französischen Gastspielen hat es im letzten Jahrzehnt nicht gefehlt, und wir haben den Pariser Gästen oft auch über ihre künstlerische Gebühr hinaus eine warme und herzliche Aufnahme bereitet. Daß sich der Kaiser aber einmal eine französische Schauspielerin aus Moskau verschreiben würde, um sie in einem abgespielten Stück auf der Bühne seines Theaters sehen zu können, das würde man noch vor ein paar Jahren für unmöglich gehalten haben. Und auch heute macht es lediglich die Tatsache verständlich, daß bei der Aufführung zu seiten des Kaisers der Marquis de Noailles saß.

Selbstverständlich teilt auch die Gesellschaft das Interesse des Kaisers. Man schwärmt zurzeit sehr für französische Kunst. Weit draußen im Belle-Alliance-Theater, das zwanzigmal zusammengekracht ist und nicht mehr so recht in die Höhe kommen will, gastierte bis heute die Truppe eines Mont-Martre-Theaters, die sich „La Roulotte" nennt. Ich habe sie gestern gehört inmitten eines Publikums, das gegen die sonstigen Besucher des Vorstadt-Theaters erheblich abstach: einer sehr eleganten Gesellschaft, die die Logen und das Parkett füllte, und in der ich unter anderen auch zwei königliche Prinzen, mehrere Mitglieder auswärtiger Botschaften, viel Herren der vornehmen Finanz, den alten Friedrich Haase und in seiner Nachbarschaft die Dell'Era, unsere Primaballerina, erkannte. Alle Welt war entzückt und begeistert; auch die Presse hatte die Leistungen der „Roulotte" als sehr originell, charakteristisch und künstlerisch gepriesen. Ich kann mich nicht ganz dieser Ansicht anschließen. Gerade die charakteristische Note fehlte mir bei den Darbietungen der Truppe. Die „Roulotte" ist der Thespiskarren der wandernden Jahrmarktskomödianten, und in dem kurzen gereimten Prolog erzählt auch die keckgeschürzte Colombine, daß man dem Publikum zeigen wolle, was draußen in den Vorstädten und in den Nestern der Provinz das Volk liebe. Volkstümliches enthält das ganze Programm aber nur weniges. Dazu gehören zwei Erfindungen des Direktors George Charion, oder vielmehr die von ihm erfundenen neuen Ausgestaltungen altbekannter szenischer

Vorführungen. Er nennt sie die „Cantomimes“ und die „Chansons animées“. Die „Cantomimes“ sind nichts als Pantomimen, zu denen der „Chanteur“ den Begleittext singt — ähnlich so wie auf unseren Jahrmärkten der Bänkelsänger mit dem Deutestock seine Bilder erläutert, nur daß hier diese Bilder pantomimisch verlebendigt werden. Die „Chansons animées“ sind dagegen Duoszenen in Kostüm, und diesen wie jenen ist eine gewisse Poesie und auch eine künstlerische Wirkung nicht abzusprechen. Was die „Roulotte“ sonst bietet, ist im Grunde genommen Alltägliches. Ich begreife nicht recht, weshalb man von der „Roulotte“ so viel Wesens macht, weshalb man vor allem ihre Darstellungsweise als vorbildlich für unsere Volkskunst bezeichnen will. Den sentimentalen Chansons der Herren Perducet und Clément-George kann ich nun gar keinen Geschmack abgewinnen. Der Franzose liebt diese trivial wehmütigen Liederchen über alles; auch die Jossets versuchte sie bei uns einzuführen, fand aber keine Gegenliebe; man amüsierte sich besser und spendete ihr ungleich herzlicheren Beifall, als sie wieder zu ihren lustigen Gassenhauern überging. In der Kunst des Brettls steht nur noch die deutsche Chansonettensängerin weit hinter ihren Kolleginnen in Frankreich, Italien, Spanien und auch England zurück. Ich wenigstens habe noch keine gesehen und gehört, die auch nur leidlich erträglich wäre. Woran das liegt, weiß ich nicht; vielleicht am Temperament. Für das frech Gaminöse bringen die romanischen Brettlsängerinnen mehr von der Mutter Natur mit auf die Welt als die schwerfälligeren deutschen Mädel, denen auch die Kopie immer nur schlecht gelingt. Die englische Chansonette aber hat ein eigenes Gebiet, auf dem sie Triumphe feiert, den „dance and song“, die Verbindung der Beinkunst mit dem Gesang, den man jeweilig auch als Geheul bezeichnen kann . . .

Von den Berliner Bühnen 7. November

Wenn in einer so theaterreichen Stadt wie Berlin von Zeit zu Zeit eine Bühne zusammenkracht, pflegt das Publikum über dies Geschehnis gewöhnlich rasch zur Ta-

gelordnung überzugehen. Der Direktionswechsel im Berliner Theater hat aber doch ein lebhaftes Interesse hervorgerufen. So eine Art Krach spukt auch in diesem Falle mit .... Das Berliner Theater ist aus der alten „Walhalla“ hervorgegangen, der ersten größeren Singspielhalle der Hauptstadt. Das Tingeltangelwesen stand damals noch nicht so sehr in Blüte als heute, aber Herr Großkopf, der Besitzer der „Walhalla“, verstand es doch, sein Haus allgemach aus der niedrigen Sphäre der Feuerfresser und Degenschlucker auf ein vornehmeres und künstlerischeres Niveau zu bringen. Vor 30 Jahren gehörte die „Walhalla“ neben Callenbachs Vaudeville-Theater, das draußen vor dem Halleschen Tore lag, zu den populärsten Vergnügungslokalen Berlins. Das Eintrittsgeld für den Parterreraum kostete drei Silbergroschen; da saß denn der biedere Pfahlbürger mit Weib und Tochter an kleinen Tischen, trank eine mächtige Weiße, aß das von Muttern mitgebrachte Butterbrot, die „Stulle“, und ließ sich dazu auf der Bühne „wat vorjaukeln“. Es gab allerhand Schönes zu sehen: lustige Einakter, Possen und Singspiele, dazwischen Spezialitätennummern: Akrobaten, Clowns, Gesangsvorträge und dergleichen mehr. Eine Hauptanziehungskraft bildete seinerzeit die „Kaleidothechromatrope“, eine mit wechselnden Lichtern beleuchtete Fontäne, die als der Höhepunkt der Schönheit galt, und die selten fehlenden lebenden Bilder im Genre Rappos: eine Masse meist ziemlich garstiger, in Trikot genähter Frauenzimmer, die auf einem drehbaren Podium in gliederverrenkender Haltung posierten, während die bengalischen Leuchtfeuer sie bald grün, bald gelb, bald rosarot bestrahlten. Heute würde man das alles außerordentlich geschmacklos finden; damals aber stellte man geringere Ansprüche und amüsierte sich königlich. Allmählich kam nach dem französischen Kriege der Aufschwung zum Besseren; die „Artistik“ verfeinerte und veredelte sich, berühmte Sängerinnen traten auf, große choreographische Episoden wurden zwischen die Nummern der Spezialitätenkünstler eingeschoben; die schöne Cosuella da Labruyère entzückte die Lebewelt; auch für die Wissenschaft wurde durch die Vorführung interessanter physikalischer Experimente etwas getan. Bei alledem wurde Herr Großkopf ein reicher Mann. Und

er kam eines Tages auf die Idee, die „Walhalla“ in ein „Walhalla-Theater“ zu verwandeln; die ganze fröhliche Artistenwelt bekam den Abschied und die Operette hielt ihren Einzug. „Nanon“, „Der Feldprediger“, „Vagabund“, auch einzelne komische Opern erzielten große Erfolge, bis Großkopf direktionsmüde wurde und ein kurzes Interregnum eintrat, währenddessen Emil Hahn, der Direktor des alten Viktoria-Theaters, mit wenig Glück auf der Walhalla-Bühne spielen ließ; selbst jene Ludolf Waldmannsche Operette mit dem bekannten Gassenhauer „Fischerin, du Kleine“ fand nur geringen Beifall. Nun kam Barnay an die Reihe, und das erste Jahrzehnt des Berliner Theaters begann. Auch Barnay konnte sich nach mehrjähriger Direktionstätigkeit als Millionär vom Schauplatze zurückziehen. Herr Lützschütz sollte ihm folgen, aber der Unglückliche machte in einem Augenblick unbegreiflicher Kopflosigkeit auf der Fahrt des Expreßzuges München-Berlin seinem Leben freiwillig ein Ende. Kurze Zeit hindurch übernahm Direktor Blumenthal zu seinem Lessing-Theater auch noch das Berliner und gab das letztere sodann an den bisherigen Mannheimer Intendanten Aloys Prasch ab, der an die Tradition Barnays anzuknüpfen beschloß. Das wäre nun sicher das Vernünftigste gewesen, denn Barnay hatte sich sein Publikum herangezogen und mit seinem Repertoire, das sich aus sorgfältig einstudierten klassischen Dramen und meist ziemlich flachen, aber wirksamen, auf die „Familie“ berechneten modernen Schau- und Lustspielen zusammensetzte, viel Anklang gefunden. Man müßte lügen, wollte man Herrn Prasch Direktionstalent absprechen; er hatte nur nicht das Glück Barnays und nicht dessen Mittel. Wie ich höre, kam er bereits arg verschuldet nach Berlin. Die ersten Mißerfolge, wie sie auf jeder Bühne vorkommen können, entmutigten ihn. Im zweiten Jahre seiner Direktionstätigkeit übernahm er törichterweise auch noch das Theater des Westens, das er Goethe-Theater nannte, in dem er aber gar keine Erfolge zu verzeichnen hatte. Als auch die glänzend inszenierten Aufführungen des „Sommernachtstraumes“, „Wintermärchens“ und des „Faust“ II. Teil, nicht recht einschlagen wollten, begann er zu experimentieren. Sensationsstücke wie „Zaza“ und „Die Familie Jensen“ füllten vor-

übergehend das Haus, entfremdeten ihm aber das Familienpublikum. Schon war er genötigt gewesen, das Heft aus der Hand zu geben; ein Finanzkomitee verwaltete die Einnahmen, die sich immer mehr verringerten. Hätte er den willfixen Zug aufgeführt, dann würden seine Geldmänner ihm vermutlich Hymnen gesungen haben; so aber setzten sie ihm den Stuhl vor die Tür. Daß das Finanzkomitee des Berliner Theaters schon seit längerer Zeit nach Paul Lindau Ausschau hielt, ist bekannt geworden. Seit Lindau Meiningen verlassen, war er für die Herren der kommende Mann. In tatsächliche Unterhandlungen ist man mit ihm aber erst in den letzten Tagen getreten. Selbstverständlich will auch Lindau in Barnays Spuren treten; die gebildete „Frau Landrätin" ist sein Publikum-Ideal. So hat er sich ausgesprochen. Doch ich denke, es werden auch künstlerisch höhere Ideale in seiner Seele schlummern. Er hat in Meiningen gezeigt, was er leisten kann, und sich auch der modernen Dramatik nicht verschlossen. Da das Finanzkonsortium ihm wie vorher Herrn Pausch auf die Finger sehen wird, so wird es sich freilich in erster Linie um Kassenfüllung handeln.

Der Rücktritt des Oberstkämmerers und sein Amt — Verlobung auf der chinesischen Gesandtschaft — Der Unfall des Prinzen Philipp von Hanau

15. November

Der Rücktritt des Fürsten Hohenlohe, Herzogs von Ujest, von dem Amte des **Oberstkämmerers**, wird noch immer viel besprochen. Der Rang, der Reichtum und die Persönlichkeit des Fürsten befähigten ihn, wie kaum einen zweiten, den verstorbenen Fürsten zu Fürstenberg vielleicht ausgenommen, zur Bekleidung dieses höchsten Hofamtes, dem er im übrigen auch ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, ein so lebhaftes und reges, daß seine Demission doppelt unbegreiflich erschien. Heute ist es kein Geheimnis mehr, daß der Fürst aus politischen Rücksichten seiner Hofcharge entsagt hat. Man kann es ihm im Grunde genommen nicht verdenken. Die Kanalvorlage wird zweifellos auch in das Herrenhaus kommen, dem der Fürst nach

dem Tode seines Vaters als erbliches Mitglied angehört, und dann müßte er entweder aus seinem Herzen eine Mördergrube machen und seine eigene Ansicht unterdrücken oder gewärtig sein, daß man auch ihn zwangsweise vom Hoflager fernhielte. Es wird im kommenden Winter ziemlich einsam sein bei Hofe. Freilich, der Fernerstehende dürfte es kaum bemerken. Die großen und kleinen Hofbälle werden nach wie vor übervoll sein, und Graf August Eulenburg wird wie gewöhnlich so viel zu tun haben, daß er seine Stützen Lyncker und Egloffstein weniger denn je wird entbehren können: es gibt genug Leute in Berlin, die sich nach den Hofbällen drängen und ihre Karten beim Oberzeremonienmeister abgeben. Bei den Einladungen zu den Hofbällen pflegt man im allgemeinen auch nicht allzu rigoros zu verfahren. Anders bei den Couren, bei denen nach strengeren Bestimmungen vorgegangen wird. Der landsässige Adel, der seine Frauen und Töchter gern während der Wintermonate, da der heimische Herrensitz unter Schnee und Eis vergraben liegt, zu Hofe führt, dürfte sich künftighin etwas zurückhalten. Das Schicksal der Verbannten schwebt ihm vor Augen. Selbst der Kammerherrenschlüssel hat keine Lockkraft mehr, da er auch den Mund seiner Träger schließen soll. Wie es kommen wird, wenn die Kanalvorlage früher oder später doch noch das Herrenhaus beschäftigt, ist klar. Das halbe Herrenhaus ist von Hofwürdenträgern besetzt; sie werden sicherlich den Mut ihrer Meinung haben, und dann wird man auch ihnen die Maßregelung nicht ersparen, die ihren Kollegen in Eskarpins bereits zuteil wurde. Eine Verbannung im großen. Vielleicht schafft man einen neuen Adel, der fügsamer ist . . .

Das Amt des Oberstkämmerers bekleidete 1819, als das Ministerium des Königlichen Hauses begründet wurde, der Fürst Sayn-Wittgenstein, den man damals zugleich zum Hausminister ernannte. Auch nach seinem Tode blieben beide Ämter vereinigt, und zwar in der Person des Grafen Anton Stolberg-Wernigerode, der bis dahin die Abteilung der Forsten und Domänen im Hausministerium verwaltet hatte, die von nun ab dem Finanzministerium zufielen. Erst als Graf Stolberg 1854

ſtarb, wurden die Ämter geteilt. Die Würde des Oberſtkämmerers ging an den Grafen Dohna-Schlobitten über, der ſie fünf Jahre lang, bis zu ſeinem Tode, bekleidete. Graf Dohna war ein alter Soldat, dem es nicht leicht geworden ſein ſoll, ſich auf dem glatten Parkett zurechtzufinden. Dann kam Graf Wilhelm Redern an die Reihe, deſſen Reichtum nur noch von ſeiner Sparſamkeit übertroffen wurde. Als im letzten Jahre ſeines Lebens einmal ein ehemaliger Offizier zu ihm kam, um zu Zwecken einer konſervativen Propaganda einen Beitrag von ihm zu erbitten, fuhr er den Herrn grimmig an: „Laſſen Sie mich ungeſchoren! Ich habe genug von dieſen Bettelein!“ — „Exzellenz“, antwortete der andere, „ich bin Kavalier wie Sie und verbitte mir ſolche Anſchnauzereien!“ Sprachs und ging ... Im November 1883 konnte ſich Graf Redern nicht mehr an ſeinem Gelde erfreuen. Oberſtkämmerer wurde nach ihm der Graf, ſpätere Fürſt Otto zu Stolberg-Wernigerode, und als dieſer vor drei Jahren ſtarb, der damalige Erbprinz, heutige Fürſt zu Hohenlohe-Oehringen. Bis dahin kannte man ihn kaum; er war nur ſelten an die Öffentlichkeit getreten und ſtand als Unvermählter auch der Geſellſchaft ziemlich fern.

Als ſein Nachfolger wird Graf Friedrich Solms auf Klitſchdorf in Schleſien genannt, Sohn erſter Ehe des Fürſten Solms-Baruth und der Gräfin Roſa Teleki, verwitweten Gräfin Wurmbrand-Stuppach; in zweiter Ehe heiratete der Fürſt eine Freiin von Kleiſt-Zützen. Graf Friedrich Solms, der ſehr reich iſt und am Hofe als ungemein beliebt gilt, iſt Rittmeiſter à la suite, führt aber, obwohl er kaum fünfzig Jahre alt iſt, als kaiſerlicher Kommiſſar und Militärinſpekteur der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde das Prädikat Exzellenz. Er iſt mit einer Tochter des Oberjägermeiſters Fürſten Pleß, aus deſſen erſter Ehe mit Maria von Kleiſt, verheiratet, einer Schweſter der zweiten Gattin ſeines Vaters, ein Verwandtſchaftsverhältnis, wie es ſelten vorkommen mag. Mehr noch als der Rücktritt des Herzogs von Ujeſt von ſeinem Poſten intereſſierte die Berliner Geſellſchaft die endgültig ausgeſprochene Scheidung des kaiſerlichen Flügeladjutanten Grafen Kuno Moltke

von seiner Gattin. Graf Moltke ist in unsrer Gesellschaft eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Seine von ihm getrennte Gemahlin ist die älteste Tochter des Herrn Anton von Heyden, der zuletzt Polizeioffizier in Berlin war, und einer Gräfin Wartensleben. Fräulein von Heyden heiratete zwanzigjährig den Rittergutsbesitzer Witt, genannt von Kruse, den sie nach wenigen Jahren durch den Tod verlor. Im März 1896 vermählte sie sich dem Grafen Moltke, dem jüngeren Bruder jener drei berühmt schönen Schwestern, die später Gräfin Danckelmann, Gräfin Perponcher und Frau von Prillwitz wurden. Die Ehe schien anfänglich sehr glücklich zu sein. Mißstimmungen traten erst ein, als Graf Moltke für den nach Berlin zurückversetzten Grafen Hülsen-Häseler als Militärattaché zur deutschen Botschaft in Wien kommandiert wurde.

Noch mancherlei aus der Chronik der Gesellschaft dürfte interessieren. Zwischen China und Deutschland ist ein neuer Bund geschlossen worden. Ein junger Attaché der hiesigen chinesischen Gesandtschaft, Herr Yang-Cheng, hat sich mit einer Berlinerin, der ältesten Tochter des Geheimen Oberregierungsrats Schirmer, verlobt, die er bei Gelegenheit einer Ballfestlichkeit im vorigen Winter kennenlernte. Herr Yang-Cheng heiratet in eine vornehme Bürgerfamilie; er stammt übrigens selbst aus gutem Hause. Sein Vater war General und eine Zeitlang Gouverneur von Kanton. Herr Yang-Cheng ist seinem Äußeren nach der Typus eines chinesischen Gentlemans, beherrscht aber die deutsche Sprache vollkommen und hat auch europäische Bildung genossen.

Allgemeines Bedauern haben die Unfälle hervorgerufen, die sich der Prinz Friedrich August von Sachsen und der Prinz Philipp von Hanau durch Sturz vom Pferde zugezogen haben. Prinz Philipp von Hanau lebt seit einer Reihe von Jahren in glücklicher Ehe mit der ehemaligen Soubrette Ernestine Stauber, die den älteren Berliner Theaterbesuchern aus der Glanzzeit der Friedrich-Wilhelm-Stadt her noch in gutem Gedächtnis steht. Er ist der jüngste Sohn des letzten Kurfürsten von Hessen, der sich mit Gertrude Lehmann, geschiedenen Gattin des Ritt-

meisters Lehmann, geborenen Falkenstein, vermählte. Ihre Deszendenz wurden kurhessische Fürsten bzw. Prinzen und Prinzessinnen von Hanau, jedoch nur bei Abkunft von mindestens gräflich geborenen Gemahlinnen; die übrigen führen den gräflichen Namen Schaumburg. So sind also die Söhne des Prinzen Philipp Hanau wie die seines älteren Bruders, des verstorbenen Prinzen Friedrich Wilhelm, der erst ein Fräulein Birnbaum, später eine Hamburgerin, Fräulein Ludowika Glöde, heiratete, Grafen von Schaumburg. Von den beiden übrigen Brüdern des Prinzen Philipp ist der eine, Prinz Heinrich, der in Berlin lebt, unvermählt geblieben; die Ehe des zweiten, des Prinzen Karl, mit einer Gräfin Grote, ist kinderlos. Aller Vermutung nach dürfte der für die bürgerliche Gattin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschaffene Name Hanau also dem Erlöschen nahe sein.

Der Adel und die Damen der Bühne

29. November

Die angekündigte Verlobung der Opernsängerin Fräulein Telecki mit dem Prinzen Sigismund Schönburg-Waldenburg, von der letzthin viel die Rede war, wird amtlich widerrufen. Prinz Schönburg hatte niemals Aussicht, regierender Fürst zu werden; aber es gibt auch ehemalige Damen der Bühne, die Souveräne geheiratet haben. Anfang der sechziger Jahre gastierte die Opernsängerin Elise Hensler in Berlin, eine geborene Wienerin, die später in Amerika große Erfolge erzielte und dann der Königlichen Oper in Lissabon angehörte. Hier lernte sie König Ferdinand II. von Portugal kennen, jener Prinz aus dem vielverzweigten Hause Koburg, der infolge seiner Vermählung mit Maria da Gloria aus dem Hause Braganza die portugiesische Krone erhielt. Die Königin starb 1853, und 1869, also nach sechzehnjährigem Wittum, vermählte sich Ferdinand zum zweiten Male mit Elise Hensler, die durch sächsisch-koburg-gothaische Erhebung zu einer Gräfin von Edla ernannt wurde. Die Ehe blieb kinderlos, und als König Ferdinand 1885 starb, zog sich die Gräfin gänzlich aus der Gesellschaft zurück und

lebte seitdem auf ihrem romantischen Waldschlosse Cintra. Die wenigsten werden wissen, daß sie sich einmal, wenngleich nur für wenige Tage, in Berlin aufgehalten hat. Ein amerikanisches Blatt, das kürzlich eine Statistik der Heiraten reicher Amerikanerinnen mit Mitgliedern des europäischen Hochadels veröffentlichte, reklamierte auch Elise Hensler für die Neue Welt; sie wurde aber tatsächlich in Wien geboren, und zwar in demselben Jahre, 1836, da ihr späterer Gatte seinen ersten Ehebund schloß. Auch sonst bringt die erwähnte Statistik mancherlei Unrichtiges neben vielem Interessanten zur Chronik unserer Gesellschaft. Es ist in der Tat erstaunlich, wie mannigfaltig die Fäden sind, die unsre hohe Aristokratie mit dem Dollarlande verbinden. Aus dem gräflichen Hause Pourtalès, das s. Zt. in einigen seiner Äste mit Neuschâtel preußisch wurde, heirateten mehrere Mitglieder Amerikanerinnen; allerdings war jener Zweig der großen Familie, der von dem Grafen Franz, zuletzt Direktor des Zoologischen Gartens in Boston, abstammt, halb amerikanisiert. Seine Tochter Berta heiratete den deutschen Konsul in Boston, Herrn Schlesinger, doch wurde die Ehe wieder getrennt; sein Sohn Otto verehelichte sich mit Laura Montgomery aus Colorado. Graf Hermann Pourtalès, preußischer Rittmeister a. D., und sein Vetter, Graf Arthur, französischer Konsul in Newcastle, sind gleichfalls mit Amerikanerinnen verheiratet. Prinz Felix Salm-Salm, der unerschrockene Bannerträger des unglücklichen Maximilian von Mexiko, dem 1870 eine französische Kugel den Tod brachte, war mit Agnes Le Clerq vermählt, einer Verwandten der Gattin Bazaines; ihre Memoiren erregten s. Zt. gleich denen ihres Gatten viel Aufsehen. Auch die Hatzfeldts haben mehrfach nach Amerika hinüber geheiratet, so Prinz Franz, dessen Gemahlin eine geborene Huntington aus Michigan ist, und Graf Paul, unser Botschafter in London, der sich mit Miß Helene Moulton aus Kanada vermählte, scheiden ließ und wieder verheiratete. Dagegen war die zweite Gattin des Fürsten Münster keine Amerikanerin, sondern eine Schottin, und die seines Sohnes, des Grafen Alexander, entstammt einem englischen Hause. Die erwähnte Statistik ist also nicht ganz zuverlässig.

Winter im Oberbruch — Das Transvaal-Fest bei Kroll — Das Begräbnis der Frau von Helmholtz

14. Dezember

Ein paar Tage um die Mitte voriger Woche war ich der Reichshauptstadt fern — und so froh darüber. Es ist gar zu köstlich, einmal aus dem Gesellschaftstrubel zu fliehen und selbst auf das lockendste „U. A. w. g.", „Bedaure aufrichtig" antworten zu können — gar zu köstlich, alle Geräusche der Großstadt einmal hinter sich lassen und auf das stille, stille Land flüchten zu dürfen. Gewöhnlich sage ich in solchen Fällen, ich reiste „zur Jagd". Eine Jagd habe ich zwar, auch einen Drilling und eine Flauschjoppe und wetterfeste Gamaschen. Aber ein Jäger bin ich nicht, wenigstens kein passionierter. Erstens mal treffe ich selten, und zweitens tut mir das Viehzeug, das sich mir in den Schuß stellt, im letzten Augenblicke gewöhnlich so leid, daß ich warte, bis es wieder auf und davon ist. Aber auf die Jagd gehe ich deshalb doch, und immer mutterseelenallein, nie in Gesellschaft. Mit mir sind nur der wehende Schnee und der Wind, der im Winterlande sein Lied singt, und meine Gedanken. So auch neulich. Im Oberbruch hatte es bereits stark geschneit und das Thermometer zeigte 6 Grad Kälte. Also ganz und gar Winter hier draußen. In Berlin regnete es, als ich abfuhr; da traut sich der Schnee nicht so recht herunter, sondern löst sich in der lauen, dumpfen, drückenden Fabrikatmosphäre — nicht etwa in Wohlgefallen, vielmehr in häßliches, triefendes, charakterloses Naß auf. Wieviel schöner auf dem freien Lande! Ich trotte durch den Schnee, der unter meinen Sohlen knirscht. Er gleißt und glänzt und ist hartgefroren und macht den Eindruck, als bestehe er aus aber und aber Billionen kleiner weißer Perlen, die übereinander gewürfelt sind, als habe eine Riesenhand zahlloses Geschmeide über die alte, noch immer kokette Mutter Erde geschüttet. Am Waldsaume hat ihn der Sturm zu Dämmen und Dünen aufgeschichtet; wie große weiße Festungslinien, in weiten Bogen und im Zickzack angelegt, sieht das aus. Und an den Bäumen der Lisiere, den riesigen Stämmen alter Buchen, hat er emporzuklimmen versucht, oder der Wind hat ihn dagegengeworfen und er ist in seltsamen Ara-

besken festgefroren, die so toll und verrückt ausschauen wie Vignetten und Kapitelleisten moderner Buchschmuckkünstler. Hier an der Lisiere liegt mein kleines warmes Anstandhüttchen. Aber ich verkrieche mich nicht, ich marschiere hinein in den Wald, nehme einen Schluck Kognak aus der Feldflasche und stecke mir eine frische Pfeife an. Bleib' mir gewogen, Berlin — hier ist mir tausendmal wohler! Ganz sacht rieselt es silbrig auf mich herab und beständig; ein leiser Windzug schüttelt den Schnee von dem Gezweige. Plänterwald — alles steht bunt durcheinander, Buchen und Eichen, hier eine Gruppe Birken, da Tannen und da Kiefern, alte himmelhohe märkische Kiefern, so schön wie die Pinien Italiens. Und alles im Schnee, weiß umweht, in glitzernder Verpackung. Weihnachtsbäume, denen es nicht einmal an Lichtern fehlt, denn der Mond gleißt am Himmel und entzündet an den Eiskristallen ein ganzes blitzendes Meer ... Nun hinaus auf die Lichtung! Eine schillernde Fläche. In der Mitte ein schwarzer Punkt: eine Krähenhütte. Drüben niedriges Gestrüpp, Eichenheister, junge Schonung; ringsum hoher Wald. Nach rechts zu ein kleiner Weiher, auf dem blanken Eise spiegelt der Mond sich wider — eine „Riesen-Omelette", wie Giraud singt. Aber das Hehrste ist die große Stille, wie man sie nur im Winterwalde finden kann — eine wunderbare Stille, die etwas Heiliges an sich hat. Eine Stille, die fromme Schauer in der Seele weckt und weihevoll stimmt. Es geht nichts über die Poesie der Einsamkeit.

Die Gegensätze berühren sich. Aus der Waldstille in den Trubel der Geselligkeit. Zwei Hasen hatte ich meiner Frau „von der Jagd" mitgebracht — der eine trug noch die Preismarke an der linken Hinterpfote. Zur Strafe mußte ich mit zu den Holländern, die sich bei Kroll für die Buren begeisterten. Es war ein großes Zauberfest, von kundiger und pfiffiger Hand arrangiert, glanzvoll und augenblendend und gut besucht — schon aus Haß gegen Albion. Aber man vergaß Haß und Rache und jedwedes andere häßliche Gefühl unter den allerliebsten Dämchen in holländischer Nationaltracht, die es preisend mit viel schönen Reden verstanden, ihre Tombolalose im Umsehen loszuwerden. Im Königssaale gab es auch künstlerische Genüsse

in Fülle. Da sang Fräulein Destinn, sangen d'Andrade, Kraus und Frau Herzog, sang auch Frau Melba, von der man nicht anders sprechen darf, als die Augen aufschlagend und die Hände zum Himmel erhebend, wie Sarastro in den heiligen Hallen. Ihre Stimme ist freilich auch von hinreißendem Zauber, von einem Scharme und einer Süßigkeit, die sich schwer beschreiben läßt. Auf dem Transvaal-Fest sang sie die „Scène de la folie" aus der „Lucia", während Muck sie am Flügel begleitete; als sie dem da capo Folge leistete, nahm sie selbst am Instrumente Platz und begleitete sich eigenhändig. Und immer wieder rauschte der Beifall durch den Saal und wollte kein Ende nehmen.

In der stillen und vornehmen Rauchstraße war dieser Tage ein großes und feierliches Gepränge. Die Trägerin zweier berühmter Namen, die Gattin Helmholtz' und Tochter Mohls, wurde zu Grabe geleitet. Doch nicht nur diesem großen Namen galt die Ehrung, die man der Toten zollte — Frau von Helmholtz selbst erfreute sich in der Gesellschaft Berlins einer seltenen Liebe und Achtung. Und diese Gesellschaft hatte eine Anzahl ihrer glänzendsten Vertreter zu der Totenfeier geschickt; nur eine fehlte, die der Verstorbenen eng befreundet gewesen war: die Gräfin Oriola, die mit den gleichen finsteren Mächten rang, denen Frau von Helmholtz soeben erlegen. Der letzte Wunsch der Gräfin betraf den Kranz, den sie auf den Sarg der Freundin niedergelegt wissen wollte. Im Auftrage der beiden Kaiserinnen hatten sich Vize-Oberzeremonienmeister von dem Knesebeck, Gräfin Keller, Gräfin Brühl und Baron Reischach eingefunden; man sah ferner Herrn von Jagemann, den badischen Gesandten, den Obersten Roth als Vertreter der Schweiz, Mr. Jackson für die Vereinigten Staaten, die Minister von Delbrück, von Schelling, von Wedel, die Prinzen Arenberg und Max von Baden — eine Fülle von Menschen, dem Hofe und der Gesellschaft, der Akademie, den technischen Instituten, der Kunst und Literatur angehörig. Wildenbruch, Rodenberg, Sudermann, Begas, Schmoller, Reulaux, Richthofen, der alte Mommsen, Bergmann, Bödecker, Lessing standen dicht nebeneinander. Es war wie eine Demonstration, diese große Ehrung, die man einer von hohen Idealen erfüllten Seele darbrachte — einer

Frau, die zeit ihres Lebens nie mit großen Worten vom Katheder herab, ſondern mit Herz und Hand gewirkt und geſchafft hatte.

Geſchichten vom verſtorbenen Helmerding

23. Dezember

Der Tod des alten Helmerding iſt ein ſo wichtiges Ereignis in der Theatergeſchichte Berlins, daß ich mir nicht verſagen kann, den Telegrammen und Berichten darüber noch einige Worte anzufügen, zumal ich perſönlich häufig genug mit Helmerding zuſammen gekommen bin und auch den Menſchen, nicht nur den Künſtler, kennengelernt habe. Die jüngere Generation hat Helmerding nicht mehr auf der Bühne geſehen, ſeine Blütezeit reichte vom Ende der fünfziger bis zur Mitte der ſiebziger Jahre — aber in dieſen zwanzig Jahren hat er ſich einen, ſein Leben überdauernden Ruhm geſchaffen. Allerdings hatte auch ſeine darſtelleriſche Begabung ihre Grenzen. Sie wurzelte ſozuſagen im heimiſchen Boden, ſie war ganz Heimatskunſt. Nur einmal überraſchte er ſeine Verehrer durch ein ungemein ſcharf durchgeführtes Charakterbild, das außerhalb ſeiner Sphäre lag. Das war in der bekannten franzöſiſchen Poſſe „Tricoche und Cacolet", die Lebrun zum erſten Male in deutſcher Überſetzung auf der Bühne des Wallner-Theaters brachte. Hier ſchuf Helmerding eine ſo durch und durch künſtleriſche Karikatur, daß man eins von Chams köſtlichen Blättern vor ſich zu ſehen glaubte — eine Karikatur allerdings bis in das feinſte ausgeführt und mit allen Mitteln eines großen Darſtellungsvermögens zur Geltung gebracht. Merkwürdig genug, daß gerade dieſe franzöſiſche Farce zu den beſten Vorſtellungen des alten Wallner-Theaters gehörte; Helmerding, Engels, Meißner, Formes und Kadelburg bildeten damals ein Enſemble, wie man es ſich humorvoller gar nicht denken kann. Auch in der Operette iſt Helmerding einmal aufgetreten, in einem franzöſiſchen Singſpiel „Schönröschen", das Lebrun der Mila Röder zuliebe aufführen ließ. Und die Mila Röder zu ſehen, gehörte derzeit zu den Notwendigkeiten im Leben eines Gentleman, und

zwar in der Hauptsache um einer pikanten Tatsache willen, die aus den Schneiderateliers der schönen Mila in die Öffentlichkeit gedrungen war. Man erzählte nämlich, die Röder trage auf der Bühne stets nur eine Taille und nichts darunter; sie sei so wundervoll gewachsen, daß sie es nicht nötig habe, sich mit Korsett und Mieder zu beschweren. Sie trug ihre Taillen gleichsam wie Trikot! Das war ein kostspieliger Spaß, der Seidenhändler und Schneider in Bewegung setzte, aber doch auch ein wirksamer Spaß, denn männiglich wollte die statuarische Schöne bewundern. In jener Operette sang aber auch Helmerding und er sang nicht schön; aber gerade das Manko an stimmlichen Mitteln amüsierte das Publikum königlich, und so fand denn Helmerding auch als Sänger stürmischen Beifall. Meine früheste Erinnerung an Helmerding reicht noch in die Kinderzeit zurück. Damals hatte Franz Wallner das Königstädtische Theater gepachtet und dazu eine Sommerdiele errichtet, in der es gewöhnlich zog und mannigmal auch durchregnete. Helmerding war schon seit Jahren bei Wallner engagiert, und auf der erwähnten Sommerdiele sah ich ihn zum ersten Male in einer heute vergessenen Posse, die „Bruder Liederlich" hieß und die namentlich durch ein Couplet mit dem Refrain: „So laßt ihm doch det kindliche Vergnügen" jubelnden Beifall erregte. Es war der Beginn einer heute ausgestorbenen Literaturgattung — sie würde auch heute nicht mehr so recht nach unserm Geschmack sein —, der Berliner Lokalposse, deren Dichter Kalisch, Pohl, Weihrauch, Hugo Müller, Salingré, Wilken, Jakobsohn und auch Moser waren. Vielleicht hätte selbst in jenen anspruchslosen Tagen die Posse als ein Produkt höheren Blödsinns nicht so glänzende Erfolge aufweisen können, wäre der Unsinn nicht durch eine Darstellung getragen worden, die es vor allem glänzend verstand, das Volkseigentümliche zu treffen und wiederzugeben. Literarisch wie die Wiener Lokalposse unter Raimund und Nestroy ist die Berliner nie gewesen; selbst die besten Stücke von Kalisch sind heute kaum noch zu lesen. Dafür hat sich andererseits aber eine Reihe von schauspielerischen Talenten Bahn gebrochen, die sich gerade in der Eigenart dieser lokalen Dramatik am individuellsten entwickeln konnten, weil sie

ihnen den breiteſten Raum zur freien Entfaltung ihrer Kunſt bot. Reuſche, der dicke Neumann, Formes, Engels, Blencke, Meißner, die Schramm, Stolle, Wegner haben neben Helmerding bei der Poſſe angefangen — und mit einer gewiſſen Wehmut denkt man an die vergnüglichen Stunden zurück, die dieſe trefflichen Vertreter des Humors und des „heiligen Lachens“ uns ſo oft, ach wie oft bereitet haben. Der luſtige Blencke iſt ein behaglicher Gaſtwirt geworden. Neumann, Formes, Meißner, die arme Stolle, die Wegner ſind tot — nun iſt ihnen auch der letzte und glänzendſte Vertreter der Berliner Poſſe, auch Helmerding in das Grab gefolgt. Mit Freuden entſinne ich mich noch einer Aufführung der Moſer-Wilkenſchen Poſſe „Kläffer“, in der Helmerding in der Geſtalt eines alten Kommiſſionärs eine köſtliche Charge bot. Der damalige Kronprinz wohnte mit dem Prinzen Wilhelm, dem heutigen Kaiſer, der Vorſtellung bei, und die beiden hohen Herren lachten, daß das allein ſchon ein Vergnügen zu ſehen war. Beſonders amüſierten ſie ſich, als bei dem geſtörten Bürgerball im vierten Akt Helmerding auf den Kronleuchter kroch, um die unbenutzt gebliebenen Kerzen einzuſtecken. Formes ſpielte einen Dragonerleutnant, die Wegner ein Kammerkätzchen, Meißner einen Offiziersburſchen, der ſich die Gelegenheit nicht nehmen ließ, ſein Lied von den Königsgrenadieren als Einlage zu ſingen. Und ſchließlich wurden er und Helmerding in die Hofloge befohlen, und beide erſchienen in Koſtüm und Maske und der Kronprinz ſprach Worte ſchmeichelhafter Anerkennung zu ihnen. Auch der alte Kaiſer beſuchte derzeitig häufiger das Wallner-Theater und erfreute ſich gern an der unvergleichlichen draſtiſchen und doch nie verletzenden Komik Helmerdings. Daß zu den Verehrern und Bewunderern des Künſtlers auch Bismarck gehörte, iſt bekannt, und nur gar zu gern kam Helmerding in der Unterhaltung auf jenes merkwürdige Diner zurück, das er einſt im Reichskanzler-Palais mitgemacht hatte. „Das iſt unſer gebildeter Hausknecht“ — mit dieſen Worten habe ihn Bismarck einigen Gäſten vorgeſtellt, ſo pflegte Helmerding ſelbſt zu erzählen. Und eine Fülle luſtiger Anekdoten folgte jedesmal, die man nicht auf ihre Echtheit zu prüfen brauchte.

„Der gebildete Hausknecht“ war eine seiner besten Rollen. Aber auch in den Einaktern „Aurora in Öl“, „Sonntagsjäger“, „Musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung“, „Afrikanerin in Kalau“ feierte er große Triumphe. Ein treffliches Charakterbild, aus einem Gusse und menschlich echt in jedem Zuge war sein alter Weigel in „Mein Leopold“. Den „Registrator auf Reisen“ hat ihm Emil Thomas nachschaffen wollen, aber das Warmblütige und Herzliche, das Helmerding eigen war, geht Thomas ab. Wenn Helmerding auftrat, ging gleichsam ein Hauch des Behagens durch das Haus. Eine der letzten Possen, in denen er die Hauptrolle spielte, war Moser-Jacobsons „Ein vorsichtiger Mann“, ein sonst ziemlich ödes Machwerk, in dem er aber als ewig furchtsamer Hausbesitzer, der zwischen den Fußeisen und Fuchsfallen in seinem Garten schließlich selbst in Gefahr gerät, ganz köstlich war. Er, die Wegner als Dienstmädchen und Engels als verliebter quirliger „Figurant beim Ballett“ hielten das Stück über Wasser.

Im Leben war Helmerding eine immer liebenswürdige, prächtige Persönlichkeit. Seine glückliche Ehe wurde nur einmal getrübt — damals, als sein Sohn Fritz gleich ihm zur Bühne gehen wollte. Aber auch Fritz überwand alle Schwierigkeiten, genau so wie der Vater einst selbst — und als der Alte sah, daß auch der Sohn etwas Tüchtiges zu leisten imstande war, da wurde sein Herz weich und er verzieh dem „Ungeratenen“. Fritz Helmerding, der nicht die starke komische Ader des Vaters, aber ein gutes Charakterisierungstalent besitzt, gastierte vor längeren Jahren im Wallner-Theater, auf derselben Stätte, die dem Alten so viele Triumphe gebracht. Und tief hinein in eine Ecke der rechten Orchesterloge gedrückt, saß dieser brave Alte und schaute mit verschwimmenden Augen auf die Bühne und dachte dabei vielleicht an die eigene Jugendzeit . . . Das Fernsein von der Bühne war ihm nicht so schwer geworden, wie man vermuten dürfte. „Nur anfänglich“, sagte er mir einmal, „da wußte ich gar nicht, wo ich mit der Zeit hin sollte, Gastspielreisen is nich; wenn man sich die Bühne abgewöhnen will, muß man kurzen Prozeß machen.“ Das hat er wirklich getan. Soviel ich weiß, ist er seit seiner Verabschiedung vom Theater nur noch

drei- oder viermal aufgetreten. Aber im Privatkreise habe ich ihn einmal ein paar Couplets vortragen hören, ein Wilkensches mit dem Refrain: „Das kann Lehmanns Kutscher auch“ und einige eigene. Denn er selbst führte eine recht gewandte Feder, hat Verschiedenes aus dem Französischen übersetzt und auch mehrere Einakter verfaßt. Vor allem aber zeichnete und schnitzte er gern. In seiner Jugend hatte er zwei Jahre die Kunst-Akademie besucht, und er besaß ein gewisses Talent zu flottem Skizzieren. Sogar in Kissingen habe ich ihn zuweilen mitten im Walde getroffen, auf einer Bank sitzend und eifrig in seinem Skizzenbuch arbeitend, das er schnell versteckte, wenn sich ein Bekannter näherte. Denn als alter Stammgast Kissingens vertrat er offiziell die Ansicht, daß auch die scheinbar leichteste Arbeit der Kur schädlich sei; höchstens sei erlaubt, alle drei Tage eine Postkarte zu schreiben ... Wer das Lachen liebt, wird auch den alten Helmerding liebgehabt haben.

1900

Wo in Berlin W die Schriftsteller wohnen

5. Januar

Im Westen Berlins wohnen nicht nur Rentiers und sonstige Leute, die von ihren Zinsen zehren und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, sondern auch recht viele Arbeiter und unter diesen auch zahlreiche Geistesarbeiter. Zum Exempel Fulda, Spielhagen, Lindau, Wildenbruch, Sudermann und noch ein paar andere. Da in dieser Woche nichts passiert ist, was sonst der Meldung wert wäre, so macht es dem verehrungswürdigen Leser vielleicht Spaß, mich auf einer Visitentour zu einigen dieser W.- (W., nicht o Weh) Schriftsteller zu begleiten. Fangen wir bei Hermann Sudermann an. Er wohnt in der Tauenzienstraße, und von den Fenstern seiner Wohnung aus schaut man auf das romantische Prachtmonument der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Ich habe mich immer darüber gewundert, daß ihn die Kirchenglocken nicht bei der Arbeit stören. Diese Glocken läuten wunderbar schön, voll und tief; es ist ein klingender, herrlicher Lobgesang, der zum Himmel steigt. Aber sie läuten früh und spät und zu jeder Feier — zu oft für einen nervösen Menschen. Gott sei Dank, Sudermann ist wieder nervenstark geworden. Er hat Jahre lang an den Folgen der Überarbeitung in seinen Studentenjahren laboriert, und vorjährig warf ihn auch noch eine Lungenentzündung auf das Krankenlager, nachdem er bereits im Frühjahr leidend aus Rom heimgekehrt war. Der Tod streckte schon die Hand nach ihm aus. Aber seine ursprünglich gesunde und kraftvolle Natur siegte, und seine Frau war eine

unermüdliche Pflegerin. Dazu kam die Rekonvaleszenz in herrlicher Landschaft, auf dem alten Herrensitze Blankensee, dessen Schloß und Park Sudermann dem Baron Thümen für eine lange Reihe von Jahren abgepachtet hat und wo er stets den Sommer zu verleben pflegt. Doch nun ist er wieder in Berlin und in voller geistiger und körperlicher Frische an der Arbeit. Sein Schreibtisch steht vor einem breiten Fenster; man sieht von hier nicht nur auf die monumentale Kirche, sondern auch auf das berühmte romanische Haus; gegenüber soll ein ähnlicher Prachtbau erstehen, den Herr von Liebermann im Stil des Gotteshauses errichten läßt. Auf dem Schreibtische Sudermanns herrscht eine peinliche Ordnung, geradeso wie in dem ganzen, sehr großen Arbeitszimmer.

Bei anderen Herren von der Feder pflegen Bücher, Skripturen, Rollen, Zeitschriften und Korrekturabzüge ein angenehmes Chaos zu bilden, aber von derlei malerischen Gruppierungen ist Sudermann kein Freund. Daß er dennoch einen sehr feinen malerischen Geschmack besitzt, beweist die Ausstattung seines Heims. Eine moderne Wohnungseinrichtung hat er nicht; „in der Antike liegt der wahre Wert". Wenn Sudermann auf Reisen ist, stöbert er alle Antiquitätenhandlungen durch. Gelegentlich traf ich einmal mit ihm in Venedig zusammen, bei einem Trödler in der Nähe des Markusplatzes; er wollte am nächsten Morgen nach Berlin zurück, aber er blieb noch, weil er um ein großes Marmorrelief mit dem Verkäufer nicht handelseinig geworden war. Und als er das Relief glücklich nach Hause schleppen konnte, merkte er plötzlich, daß er sich bis auf das letzte Zwanzigfrankstück verausgabt hatte. Seine Berliner Wohnung ist reich an Kunstschätzen. An den Wänden köstliche alte Ölgemälde und Kupferstiche, Gobelins, Reliefarbeiten in Marmor, Elfenbein und Edelmetall; über dem Flügel eine prächtige Cassupola; im Speisezimmer wunderschön geschnitzte Stühle, Teller, Tassen und Krüge aus vieux Saxe, Wedgewood und den altfranzösischen Manufakturen: alles das famos arrangiert, kein Museum, sondern mit Zärtlichkeit zusammengetragen, ein künstlerisches und zugleich sehr behagliches Zuständliches, in dem es sich wohl sein läßt. Aber Sudermann gehört nicht zu den

ſtabilen Naturen; er fliegt gern davon. Es kommt ſelten vor, daß er einmal ein paar Wintermonate hintereinander in Berlin aushält; bald iſt er in Paris, bald an der Riviera, bald in Rom. Augenblicklich feſſelt ihn ſein neues Stück, an das er ſoeben die letzte Feile anlegt und das wohl noch in dieſer Saiſon zur Aufführung kommen wird ... Verabſchieden wir uns von dem liebenswürdigen Dichter der „Drei Reiherfedern“ und gehen wir weiter.

Nur ein paar hundert Schritt. In der benachbarten Kantſtraße wohnt Friedrich Spielhagen. Ein Vierteljahrhundert lang bewohnte er ein behagliches Quartier in der Regentenſtraße, und es fiel dem ariſtokratiſchen Demokraten nicht leicht, es aufzugeben. Berühmte Demokraten haben immer einen Abſcheu gegen den Wühlhubertypus von Achtundvierzig gehabt, den Schlapphut, den wilden Vollbart und den Tölke-Knüttel. Laſſalle war ein Geck; Franz Duncker und Guido Weiſs ſtehen mir als vollendete Gentlemen in der Erinnerung. Solch Gentleman iſt auch Spielhagen, mit ſeinen einundſiebzig Jahren noch immer tannenſchlank, elaſtiſch und beweglich. In ſeinem vornehm ausgeſtatteten Arbeitszimmer ſind die Wände mit Bücherreihen bedeckt; vor dem Schreibtiſch ſteht ein merkwürdiger Stuhl, eine Art Schaukelſtuhl, deſſen Bewegungen aber leicht zu fixieren ſind. Spielhagen hat ihn ſich nach ſeinen Angaben fertigen laſſen; ſeine Phantaſie iſt ſozuſagen an dieſen Stuhl gebunden; ſitzt er auf ihm, die Feder in der Hand, ſo ſtrömen ihm die Gedanken zu, die Rechte gleitet über das Papier und Blatt reiht ſich an Blatt. Er arbeitet ſchnell, wenn er in Stimmung und bei Geſundheit iſt; aber Magen und Nerven haben leider in den letzten Jahren öfter den Dienſt verſagt ... Wir plaudern mit ihm; der große Mann iſt ein ſcharmanter Plauderer. Er bietet uns auch eine Zigarre und einen Kognak an: die Zigarre Henry Clay, der Kognak Henneſſy mit drei Sternen ...

Aber wir haben es eilig. In der Nähe, in der Schaperſtraße, wohnt Paul Lindau, dem wir raſch Guten Tag ſagen möchten. Als er vor langen Jahren aus Elberfeld mit einem Sprunge über Leipzig nach Berlin überſiedelte, mietete er ſich in der v. d. Heydtſtraße ein. Dort hat er gewohnt, bis er in einer

Stunde des Ärgers und Aberdrusses Berlin wieder verließ, um nach Blasewitz und dann nach Meiningen zu ziehen. Nun ist er zurückgekehrt und hat sich in der Schaperstraße festgesetzt, wird vermutlich aber bald die große und hübsche Direktorenwohnung im Berliner Theater beziehen, die Intendant Prasch bereits geräumt hat. Wer Lindau jahrelang nicht gesehen hat, wird erstaunt darüber sein, wie wenig er sich verändert hat. Seine sechzig Jahre sieht man ihm nicht an, trotz des grauen Kopfes, der sich doch auch zuweilen unter den Stürmen, die über ihn hinwegbrausten, beugen mußte. Wie Spielhagen, so hat auch er sich seine hübsche Schlankheit und seine Beweglichkeit erhalten, und noch immer trägt er den Kneifer mit Schildpatteinfassung und raucht unglaublich viel Zigaretten. Seine neue Direktion macht ihm Freude und Spaß, so sagt er. Aber die Sache ist nicht leicht; das Ensemble verlangt eine gehörige Auffrischung, und statt mit guten Stücken überschüttet man ihn vorläufig mit alten Pulthütern. Das ist immer so, wenn ein neuer Mann an die Spitze einer Bühne tritt; dann werden die hundertmal Zurückgewiesenen wieder lebendig und verlangen ihr sogenanntes Recht . . .

Um ein paar Straßenecken, und wir sind am Steinplatz. In einem riesigen, sehr vornehmen Hause hat Ludwig Fulda Quartier gefunden, seit er München verlassen hat. Das ist eine wundervolle Wohnung; nach vorn heraus das Arbeitszimmer des Dichters, das Zimmer der Gattin, der Salon, der Speisesaal — — alles mächtige Räume. Das Arbeitszimmer ist zugleich Bibliothek. Hier herrscht dieselbe Ordnung wie bei Sudermann; ein kosmischer Geist erfüllt das Gemach. Nebenan zeigt das Boudoir der Gnädigsten heitere Stimmung: die Möbel sind van de Veldesch, der Teppich weist Buketts von farbigem Reize auf; das große Bild der Hausfrau stammt von Lenbachs Hand; überall Bilder und zahllose Photographien . . . Fulda hat seine Saisonpremiere hinter sich: sein Märchenspiel „Schlaraffenland“ ergötzt im Schauspielhause Jung und Alt. Aber schon sitzt er wieder fleißig an der Arbeit. Der Abend ist seine Hauptarbeitszeit; der Vormittag läßt ihn außer Stimmung. Früher pflegte er am liebsten zur Nachtzeit den Pegasus zu besteigen, viel Tee

ſchlürfend wie einſt der ſelige Franz von Gaudy, der es bis auf dreizehn Taſſen zu bringen pflegte. Das war die Zeit, da Fulda noch unverheiratet war und im Hauſe des Shakeſpeare-Leo wohnte. Ein Arbeitszimmer mit Oberlicht und rieſigen Fenſtern hatte es ihm angetan; im Sommer war es reizend und im Winter eiſig und zugig wie die Rouſſeau-Inſel. Der Pegaſus fror und wurde rheumatiſch, und Fulda zog aus. Ich glaube, in die Linkſtraße; dort entſtand ſein „Talisman“. Viel arbeitet er auch, während er auf Reiſen iſt. „Der Sohn des Khalifen“ wurde im Engadin vollendet, das „Kameraden“-Luſtſpiel in Oſtende, „Schlaraffenland“ in Ajaccio begonnen; die „Tartüff“-Überſetzung entſtand auf Capri . . .

Empfehlen wir uns und marſchieren wir weiter. Eine ganze Kolonie von Helden der Feder wohnt im Umkreiſe; Profeſſor Hans Delbrück und Karl Bleibtreu in der Kneſebeckſtraße, Wilhelm Lauſer in der Kantſtraße, Neumann-Hofer in der Carmerſtraße. Wenden wir uns ſüdweſtlicher, ſo paſſieren wir in der Augsburger Straße die Wohnungen von Balduin Möllhauſen und meiner Wenigkeit, der eine alt, der andere jünger, aber beide Romane ſchreibend, was das Zeug hält — gehen durch die Rankeſtraße, in die Intendant Praſch gezogen iſt, und durch die Landgrafenſtraße, wo Ludwig Pietſch ſeit einem halben Menſchenalter reſidiert, und wenden uns ſodann dem Tiergartenviertel zu. Am Schöneberger Ufer bewohnt Heinz Tovote ſein Junggeſellenquartier, doch nicht mehr lange, denn er hat ſich kürzlich mit einem liebenswürdigen und reizenden Mädchen verlobt. Oskar Blumenthal lebt und — ſtrebt in der Tiergartenſtraße, die von boshaften Leuten das Berliner Ghetto genannt wird, aber es iſt nicht ſo ſchlimm. Biegen wir nun in die Bendlerſtraße ein, in der Hugo Lubliners unverſiegbare Feder vergängliche Luſtſpiele ſchafft, und gehen wir an den Wohnungen von Rudolph Stratz, dem vortrefflichen Romancier, und von Julius Rodenberg in der Margarethenſtraße vorüber, ſo ſtoßen wir bald auf die Hohenzollernſtraße, in der der dramatiſche Bannerträger des Hohenzollerntums, Geheimrat von Wildenbruch, ſeit ſeiner Verheiratung mit einer Enkelin Carl Maria von Webers wohnt und dichtet. Das iſt nicht nur ein Dichter-,

sondern auch ein Katzenheim (keine „Bell", vielmehr eine „Miez-Etage", wie neulich einmal irgend jemand kalauerte), denn das Ehepaar Wildenbruch liebt die schnurrenden und spinnenden, seidenhaarigen Vierbeiner leidenschaftlich. Heute sind zwanzig Jahre verflossen, seit Wildenbruch mit seinen „Mennoniten" im damaligen National-Theater zum ersten Male die Bühne betrat. „Der Mennonit" war der erste schwere Schritt; die späteren Schritte wurden Wildenbruch leichter gemacht. Er klagt auch nicht; nur eine „Gewitternacht" lastet schwer auf ihm . . . Seltsam genug: es gibt viele Dichter, die gerade dasjenige ihrer Werke, das sich am wenigsten Anerkennung erringen konnte, für ihr reifstes und stärkstes halten. Oder doch nicht seltsam: man pflegt gewöhnlich die Kinder am meisten zu lieben, von denen andere sagen, daß sie nichts wert seien . . .

Die „Allemands de France" im „Matin" und in der Wirklichkeit

3. März

Der Pariser „Matin" brachte kürzlich eine nette Plauderei über die "Allemands de France", bei der ich ein wenig verweilen möchte, weil das Thema interessant und von dem genannten Blatte, abgesehen von tatsächlichen Unrichtigkeiten, durchaus nicht erschöpfend behandelt worden ist. Als diejenigen „deutschen" Adelsgeschlechter, die sich am kräftigsten „nach außerhalb" verzweigen, führt der „Matin" die Donnersmarck und Arenberg an. Beide Geschlechter sind ihrer Extraktion nach aber nicht deutsch, auch sind die Donnersmarck durchaus nicht allzu weit „nach außerhalb verzweigt", wohl aber ist Fürst Guido in der vornehmen Pariser Gesellschaft ein so guter Bekannter wie in der Berliner. Nach Zedlitz stammt das Geschlecht der Henckel von Donnersmarck aus Ungarn, und zwar gilt ein gewisser Petrus de Quinto Foro, im vierzehnten Jahrhundert Herr des Kastells St. Ladislaus, auch Quinto Foro oder Donnersmarck genannt, als Stammherr des Hauses. Schon im sechzehnten Jahrhundert kamen die Donnersmarck nach Schlesien; 1636 wurden sie böhmische Freiherren, 1651 österreichische Gra-

sen. Um diese Zeit spaltete sich das Geschlecht in zwei Linien: die Oderbergische und die Beuthensche. Der Oderbergischen gehörten auch zwei Männer der Feder an: der Graf Wenzel Ludwig, der das Hohe Lied Salomonis in deutsche Verse brachte, und sein jüngerer Bruder, Graf Erdmann Heinrich, der u. a. 1721 ein Werk über die letzten Stunden berühmter und „gottseliger Personen" herausgab. Der Gründer der Beuthenschen Linie war Graf Leo Ferdinand, der kurz vor seinem Tode laut Dekret von Wien vom 14. November 1697 freier Standesherr zu Beuthen wurde; die Vererbung dieser Würde auf den Ältesten des Gesamtgeschlechts erfolgte durch preußisches Edikt im Jahre 1748. Damals war der Name „Graf Henckel" noch allgemein, und als einmal ein Mitglied des Hauses sich bei einem Gutsnachbar über einen Jagdfrevel beschwerte und den Brief mit Henckel von Donnersmark unterzeichnete, schrieb der Nachbar wütend zurück: er verbitte sich das Gefluche. Er hatte das vermutlich etwas undeutlich geschriebene Donnersmarck für ein kräftiges Donnerwetter gehalten. Die Fürstenwürde (für die Primogenitur) erhielt Graf Guido bei Gelegenheit des Ordensfestes 1901. Er ist in zweiter Ehe mit Katharina von Slepzow vermählt; in erster Ehe hatte er die verwitwete Blanche de Paiva geheiratet, eine geborene Lachmann, die er in Paris kennengelernt hatte, und war damit einer Herzensneigung gefolgt. In seiner Vorurteilslosigkeit dem Judentum gegenüber stand er übrigens nicht allein; gerade in den letzten Dezennien sind zahlreiche aristokratisch-jüdische Ehen geschlossen worden. Ich erinnere nur an die (inzwischen aufgelöste) zweite Ehe des Fürsten von Monaco mit der Tochter Michael Heines und an die Ehen der übrigen weiblichen Heines: Victor Massena Herzog von Rivoli heiratete Paula Heine, die Adoptivtochter des Hamburger Bankiers Carl Heine und natürliche Tochter des Herrn Furtado, eines Bruders der Frau Heine, — und der Fürst Michele Cito-Filomarino della Rocca d'Aspro Marchese di Torrecuso usw. (er führt zwanzig Namen) die Tochter des Kaufmanns Moritz Embden-Heine und der Schwester des „Romanzero"-Dichters. Auch die obengenannte Alice Heine war in erster Ehe mit einer Fürstlichkeit vermählt: mit dem Herzog Armand

Chapelle von Richelieu. Ein Prinz Radziwill und ein Prinz Bonaparte wurden Schwiegersöhne des Spielpächters Blanc, und Elie Herzog von Decazes (zugleich dänischer Herzog von Glücksburg) der Schwiegersohn des Nähmaschinenfabrikanten Singer, dem seine Maschinen Millionen eingebracht haben. Zwei Prinzen Sayn-Wittgenstein heirateten die Schwestern Amalie und Pauline Lilienthal, der Prinz Alexander Berthier Herzog von Wagram war mit Bertha von Rothschild vermählt, ein Graf Dohna mit Fanny Aronsohn, ein Graf Hardenberg mit Lucie Heymann, ein Graf Westphalen mit Katarina Friedberg. Die Tochter des allen Berlinern wohlbekannten Kommissionsrats Cerf, des früheren Direktors des Viktoriatheaters, heiratete einen Baron Busche-Ippenburg; die Töchter Meyerbeers waren mit den Baronen von Korff und von Andrian-Werburg vermählt . . . Aber kehren wir zu unserem Thema zurück.

In bezug auf die Arenberg hat der „Matin" recht: sie sind in Belgien, Frankreich, Österreich und Preußen zu Hause. Sie sind gemeinschaftlich mit den Fürsten von Ligne, Aerschot, Croy, Chimay und Barbançon dem alten Hause Ligne entsprossen. Ihre Stammburg Arenberg liegt im Kreise Adenau in der Rheinprovinz; nachdem die alten Dynasten von Arenberg 1280 ausgestorben waren, kamen ihre Besitzungen durch die Erbtochter Mechtildis an den Grafen Engelbert von der Mark. Margarete, die Schwester des 1536 gestorbenen letzten Grafen Arenberg von der Mark, heiratete 1547 den Johann von Ligne-Barbançon, einen Führer der spanischen Partei in den Niederlanden, der nunmehr auch den Namen Arenberg annahm. Sein Sohn Karl vereinigte durch seine Heirat mit Anna von Croy das Herzogtum Aerschot, das Fürstentum Croy und die Grafschaft Beaumont mit den Besitzungen seines Hauses. Im Luneviller Frieden verloren die Arenbergs ihre Güter jenseits des Rheins und wurden dafür mit Meppen in Ostfriesland und mit Recklinghausen in Westfalen entschädigt. Diese beiden Besitztümer bildeten das Herzogtum Arenberg-Meppen, bis Ende 1810 souverän, dann unter hannoverscher und preußischer Hoheit. Die Arenberg gehören zu den der Krone Preußen untergeordneten fürstlichen Geschlechtern (außer ihnen nur noch die Bent-

heim, Croy, Kaunitz, Looz, Salm, Sayn und Solms), deren Häupter laut Kabinettsordre vom April 1832 den Titel Durchlaucht führen. Mit Frankreich traten die Arenberg durch den Prinzen Auguſt Maria Raimund (1753—1833) in nähere Berührung. Sein Großvater mütterlicherſeits war der Inhaber des nach ihm benannten deutſchen Infanterieregiments de la Mark in franzöſiſchen Dienſten, das Prinz Auguſt von dieſem unter der Bedingung geſchenkt erhielt, daß es auch in Zukunft ſeinen Namen behalten und der Inhaber den eines Grafen von der Mark weiterführen ſolle. Der Prinz ging 1780 während des engliſch-amerikaniſchen Feldzuges mit ſeinem Regiment nach Oſtindien und kehrte von dort ſchwer verwundet heim, ſchloß ſich 1789 der Revolution in Brabant an, zog ſich aber bald wieder zurück und huldigte Leopold II. Sein Freundſchaftsverhältnis zu Mirabeau ſicherte ihm eine eigentümliche Berühmtheit; jedenfalls iſt ſeine „Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de Lamarck“ eine der intereſſanteſten Quellen für die Revolutionsperiode. Namen und Titel vererbte er auf ſeinen Sohn Ernſt, deſſen Tochter Eleonore ihren Vetter, den Herzog Engelbert, heiratete und die Mutter des gegenwärtigen Chefs der Familie iſt, des Herzogs Engelbert Proſper, der als Leutnant à la suite der preußiſchen Armee geführt wird. Vermählt iſt der junge Fürſt mit der Prinzeſſin Hedwiga von Ligne, deren Mutter wiederum den älteren Berlinern keine Fremde iſt, da ſie eine Tochter des ehemaligen franzöſiſchen Botſchafters von Gontaut-Biron iſt. Von den Geſchwiſtern des Herzogs iſt der unglückliche Prinz Proſper tot für die Welt, zwei Schweſtern heirateten zwei Prinzen Croy, die dritte ihren Vetter Johann Arenberg, Major à la suite unſerer Armee. Am bekannteſten geworden von den „preußiſchen“ Arenbergs iſt Prinz Franz, der oft genannte Zentrumsführer, der 1870 ſeinem Couſin aus Frankreich, dem Prinzen Auguſt und ſeinerzeit gleichfalls viel genannten Präſidenten der Suezkanal-Geſellſchaft, auf dem Schlachtfelde gegenüberſtand. Die älteſte Tochter des Prinzen Auguſt, Prinzeſſin Alix, iſt die Gattin des Marquis de la Guiche, Militärattachés der franzöſiſchen Botſchaft. Ein Vatersbruder des Prinzen Franz hatte inſofern eine intereſſante Ehe

geschlossen, als er die Witwe des Fürsten Michael III. von Serbien aus dem Hause Obrenowitsch geheiratet hatte; sie war eine ungarische Aristokratin, eine geborene Gräfin Hunyady-Kethely, und lebt heute noch in Wien.

Ähnlich verhält es sich mit den Croys und Talleyrands. Herzog Karl von Croy ist als Besitzer der Herrschaft Dülmen in Westfalen erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, während die meisten seiner Verwandten in Frankreich und Österreich leben. Übrigens standen schon von Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ab Mitglieder dieses alten Geschlechts in naher Beziehung zu den kurbrandenburgischen Landen. Herzog Ernst von Croy war der Gemahl der Herzogin Anna von Pommern, sein Sohn Ernst Bogeslav, der letzte Bischof von Camin, ein Freund des Großen Kurfürsten, der auch den natürlichen Sohn des Bischofs unter dem Namen „von Croyengreif" nobilitierte. Daß die Talleyrands als Herzöge von Sagan nicht nur dem französischen, sondern auch dem deutschen Hochadel zuzurechnen sind, weiß man. Die souveräne Grafschaft Périgord, die Heimat der Trüffeln, besitzen sie freilich lange nicht mehr, aber die Würde der Grafen von Périgord wurde ihnen durch Ludwig XV. zuerteilt. Ein Brudersson des berühmten Diplomaten Fürsten Charles Maurice Talleyrand, den Österreich zum Fürsten von Benevent, Frankreich zum Herzog von Talleyrand und der König beider Sizilien zum Duca di Dino erhob: der Fürst Alexandre Edmond, vermählte sich 1809 mit der Prinzeß Dorothea von Kurland und Sagan und wurde daher preußischer Herzog von Sagan. Sein ältester Sohn war der Gatte der einzigen Schwester des letzten Duc de Montmorency, und infolgedessen erhielt deren zweiter Sohn Adalbert durch ein Dekret Napoleons 1864 auch noch den Titel eines Herzogs von Montmorency. Der alte Herzog Alexander von Sagan war in Berlin eine ebenso wohlbekannte Erscheinung wie sein ältester Sohn als Duc di Dino in Paris; sein zweiter, Graf Archambault, lebt noch in Berlin, seine Nichte Dorothée heiratete in erster Ehe den Fürsten Egon Fürstenberg, in zweiter den bekannten nationalistischen Abgeordneten Grafen Jean Castellane. Eine Castellane war auch die Fürstin Anton Radziwill; ebenso sind die Radziwills mit den

Talleyrands und durch die Oppendorffs auch mit unserem deutschen Botschafter in Paris, dem Fürsten Radolin, verwandt und verschwägert. Der Fürst heiratete in zweiter Ehe die Gräfin Johanna Oppersdorff, deren Mutter eine Talleyrand war und deren Schwägerin eine Radziwill ist.

Da sind ferner die Grafen DuMoulin, die unter diesem Namen noch in Frankreich leben, während die deutsch gewordenen Mitglieder des Geschlechts den Namen Graf von der Mühlen angenommen haben. Da sind die Pourtalès, die 1750 preußischerseits geadelt und 1814 gegraft wurden (nachdem Friedrich Pourtalès schon von Napoleon I. zum „Comte de l'empire" ernannt worden war) und die in der Schweiz, in Deutschland und in Frankreich gleich heimatsberechtigt und mit zahlreichen preußischen wie französischen Adelsfamilien verwandt sind. Auch die Hohenlohes und Isenburgs sind in Frankreich begütert — und schließlich kann man auch noch zahlreiche adlige Réfugié-Geschlechter jenen „Allemands de France" zurechnen, von denen der „Matin" mit mehr Fabuliertalent als genealogischer Kenntnis plaudert.

Die literarischen Stammkneipen Berlins

8. April

Der Tod des Weinhändlers Wilhelm Huth ruft mancherlei Erinnerungen wach. Das Huthsche Weinlokal befand sich ehemals in der Potsdamer Straße, in der Nähe des Potsdamer Platzes, ungefähr schräg gegenüber dem jetzigen Huthschen Restaurant. Anfang der siebziger Jahre erfreute es sich dadurch einer gewissen Berühmtheit, daß hier der Literaturgewaltige Dr. Julian Schmidt seine Freunde um sich zu versammeln pflegte. Schmidt hatte damals bereits alle Redaktionsarbeit beiseite gelegt. Er hatte die „Grenzboten" aufgegeben und sich auch von der „Berliner Allg. Ztg." zurückgezogen, die in den sechziger Jahren für das Hauptorgan der Altliberalen galt: er lebte nur noch der Literaturgeschichte. Der scharfe Kritiker war milder geworden, seit er die fünfte oder sechste Auflage seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur gänzlich um-

gearbeitet und die „objektive historische Forschung“ zum Triumph geführt hatte. Es war die Zeit, da auch seine „Bilder aus dem geistigen Leben“ und seine „Porträts“ im Entstehen waren, die Epoche seines höchsten Ruhmes. Seit Gervinus' Tode hatte er den letzten Nebenbuhler verloren. Er sprach stets mit rücksichtsvollster Hochachtung von ihm, verfehlte aber nie, durchblicken zu lassen, daß Gervinus eigentlich immer zu sehr Politiker und zu wenig Ästhetiker gewesen sei. Im Grunde genommen ähnelten sich beide Naturen außerordentlich, sowohl in ihren großen Seiten wie in ihren Schwächen. Gutzkow, der ein paarmal der literarisch-politischen Assemblee bei Huth beiwohnte, blieb dann fort und soll erklärt haben: die päpstliche Würde Schmidts sei ihm unerträglich, gegen seine Unfehlbarkeit käme gar keine andere Ansicht auf. Ein liebenswürdiger junger Schriftsteller, Adolf Mützelburg, der bereits ein halbes hundert Bände harmloser Unterhaltungslektüre veröffentlicht hatte, war durch einen Bekannten einmal in jenen Kreis eingeführt worden. Er wurde als Luft behandelt und erst, als er gehen wollte, fragte ihn Julian Schmidt: „Schreiben Sie auch?“ — Übrigens überwog (wie mir ein steter Gast Huths aus jenen Tagen erzählt) an der Schmidtschen Tafelrunde die Politik. Selten fehlte Treitschke, der sich freilich auch als Dichter versucht hatte und dessen Essay über Kleist von Schmidt als eine Offenbarung gepriesen wurde; mit Treitschke teilte Schmidt die Schärfe der Polemik, und das brachte die beiden Männer näher, obwohl sie sich politisch häufig befehdeten. Auch Wehrenpfennig, Mommsen, Hobrecht, Menzel gehörten zu jenem Kreise. Auerbach fühlte sich da nicht recht wohl, über den man spöttelte, seit er den Roten Adler bekommen hatte und einmal bei Hofe empfangen worden war.

Früher hatte die Tafelrunde ihren Sitz bei Frederich, in der Mitte der Potsdamer Straße, zwischen Platz und Brücke. Menzel ist der letzte Überlebende geblieben und noch heute ein treuer Stammgast bei Frederich. Da kann man ihn fast allabendlich sehen, allein an einem Tischchen am Fenster lebhaft mit der Speisekarte beschäftigt, denn der große Kleine hat Gott sei Dank noch einen ausgezeichneten Appetit. Nichts ist ihm unangeneh-

mer, als wenn die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste sich auf seine Person richtet. Seine kurz angebundene Art und Weise ist bekannt. Als er eines Abends das Lokal verlassen wollte, sprang ein in der Nähe sitzender Herr eifrig auf, um ihm beim Anziehen des Paletots behilflich zu sein. „Hab' ich Sie darum gebeten?" knurrte die Exzellenz. „Nein", entgegnete der andere und hing den Paletot wieder an den Nagel.

Noch ein anderes Lokal in der Potsdamer Straße, die heute nicht mehr existierende Adamsche Weinstube, war s. Zt., von der Mitte der achtziger bis zur Mitte der neunziger Jahre, ein Rendezvous von Schriftstellern und Künstlern. Da fanden sich vor allem die Gelehrten des „Kladderadatsch" zusammen, die auch im „Roten Meer" in der Friedrichstraße ihre Tagungen hielten; mit Trojan erschienen Wilhelm Scholz und sein Freund Heinrich Seidel und der stillste Mitarbeiter des Blattes, der Geheimrat Professor Scheibler, zuweilen auch der Karikaturist Jüttner, der damals noch nicht zu den „Lustigen Blättern" übergegangen war. Ludwig Pietsch fehlte beim Sonntags-Frühschoppen selten; auch Hans Hoffmann, Lindenberg, Zabel, der Maler Warthmüller, die Bildhauer Brütt und Magnussen, Professor Ulrich Wilken, Moritz Busch, Schaper zählten zu diesem Kreise. Es war eine fidele Gesellschaft — nun hat sie sich aufgelöst. Ein paar hat der Tod abgerufen — den armen Warthmüller in der Blüte seines Schaffens. Auf dem Hohenfriedbergfest bei den Pasewalker Kürassieren hatte der Kaiser noch freundliche Worte mit ihm gesprochen und ihm einen Orden geschenkt; kurz darauf erlag er einem tückischen Leiden. Der alte Busch war lange hinfällig; er wachte erst auf, wenn er in seinem sächselnden Dialekt von Bismarck zu erzählen begann — aber man brauchte nicht jedem seiner Worte zu glauben. Professor Scheibler, dem Siegmund Haber bei Gelegenheit der Ernennung zum Geheimrat Glück wünschte, daß er nicht „Heimgehrat" geworden sei, war noch als Greis überaus rüstig und wußte beim Moselwein seinen Mann zu stehen. Am schrecklichsten war der Hingang von Wilhelm Scholz. Er war immer mehr ein witziger als korrekter Zeichner gewesen, und an seinem sprudelnden Humor konnten sich auch die Freunde des gemeinsamen Stamm-

tiſches erfreuen. Dann wurde er ſtiller und ſtiller, er begann auch wunderlich zu werden, und ſchließlich hieß es, er ſei ſchwer erkrankt. Eines Tages begegnete ich ihm im Fahrſtuhl; er ſah blaß und verfallen aus und ſchaute mich, ohne mich zu erkennen, mit blöden Augen an. Die Paralyſe hatte ihn gepackt — der Tod war ihm eine Erlöſung. So löſte dieſer Stammtiſch ſich auf. Hans Hoffmann zog nach Weimar, Wilken nach Breslau, einer ging nach Paris, ein anderer wurde Korreſpondent im Orient. Man verlor ſich allmählich.

Ein kleiner Kreis traf ſich um dieſe Zeit öfters bei Ernſt in der Behrenſtraße: Wildenbruch, Heiberg, Pietſch, Zabel, meine Wenigkeit — auch das waren frohe Abende und auch ſie ſind vorübergegangen. Eine Geſchichte der Berliner literariſchen Stammtiſche müßte eigentlich noch geſchrieben werden; ſie würde viel Amüſantes bringen. Berühmt war in den ſiebziger Jahren der Stammtiſch bei Dreſſel. Rudolf Dreſſel war Oberkellner in dem Reſtaurant Klette geweſen, in dem auch einmal der „Tunnel über der Spree“ ſeine Sitzungen abgehalten hat und in dem damals mit der literariſchen Boheme viele Mitglieder des benachbarten Friedrich Wilhelmſtädtiſchen Theaters verkehrten. 1869 hatte Dreſſel ſich ſelbſtändig gemacht: er hatte ein Lokal Unter den Linden gemietet und gedachte mit Hiller in Konkurrenz zu treten, der damals auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand und in deſſen Büfettzimmerchen „Paragraph Elf“ ſich gleichfalls täglich zur Frühſtückszeit ein Schwarm literariſch angehauchter Geiſter unter dem immer etwas ängſtlichen Vorſitz von Georg Belly zuſammenfand. Das alte Dreſſelſche Lokal hat Paul Lindau einmal ſehr anziehend beſchrieben; es konnte in ſeiner faſt dürftigen Beſcheidenheit keinen Vergleich mit den Prunkräumen von ſpäter aushalten. Lindau war auch die geiſtige Seele des intereſſanten Kreiſes, der ſich bei Dreſſel zuſammenzufinden pflegte; irre ich nicht, ſo hat er ihm in ſeinem netten Roman „Herr und Frau Bever“ einen hübſchen Denkſtein geſetzt. Der gewichtigſte Mittelpunkt dieſer Tafelrunde aber war ein verpfuſchter Diplomat, der Profeſſor Herbert Pernice, ſeiner äußeren Erſcheinung nach ein Falſtaff, ein wahres Ungeheuer von elefantenhafter Erſcheinung, aber ein Mann von reichem

Geist und mit einer Kinderseele. Ich entsinne mich dieses merkwürdigen Menschen noch sehr wohl. Ein unglückliches Ungefähr hatte ihn aus der Karriere geschleudert, und nun lebte er von dem Ehrensold, den ihm der letzte Kurfürst von Hessen ausgesetzt hatte, dessen politische und erbrechtliche Ansprüche er in origineller Weise vertrat. Er war ein erstaunlicher Esser, aber trotz seines gesegneten Appetits ein bedauernswerter Mann. Die Ärzte hatten ihn nicht im Zweifel darüber gelassen, daß er schwer herzleidend sei; ein Herzschlag machte denn auch seinem Leben frühzeitig ein Ende — er fiel in Wien, bei einem harmlosen Kartenspiel mit Freunden, plötzlich tot vom Stuhle. Neben ihm vertrat bei Dressel Justizrat Primker das Barreau, Theodor Lebrun, Hugo Müller und Direktor Hein vom Schauspielhause vertraten die Bühne, Lindau, Moser, Belly, Ernst Dohm u. a. die Literatur. Auch musikalische Genies gab es hier: Niemann und Betz waren oft und gern gesehene Gäste, vor allem aber fehlte Hieronimus Truhn nur selten, Kapellmeister und Komponist, einer der liebenswürdigsten Menschen und zugleich eine vollendete Zigeunernatur.

Zur selben Zeit existierten auch bei Schubert in der Charlottenstraße, dem Schauspielhause gegenüber, ein paar interessante Stammtische. An dem einen sah man häufiger die durch ihren charakteristischen Kopf auffällige Erscheinung des „Narziß"-Dichters Brachvogel, zuweilen auch den Geheimrat Louis Schneider, Georg Hesekiel und Hiltl; der andere war ein militärisch-literarischer Stammtisch, um den Gustav von Glasenapp, der Herausgeber der „Militärischen Blätter", seine Freunde und Mitarbeiter scharte. Ein ganz närrischer Stammtisch war der des Stadtrats Paetel in dem Engelschen Weinkeller in der Potsdamer Straße; man hatte da ein besonderes Raritätenkabinett, in dem jeder Gast unter weihevoller Feierlichkeit eingeführt wurde, und bei den Festsitzungen trug man weiße Talare. Der kleinen Gesellschaft gehörte u. a. eine Anzahl Journalisten an; Paetel war Präsident, und Schenkwart der Wirt des Lokals, der dicke Engels, der seine eigenen Weine durchaus nicht vertragen konnte, aber in ihrer Vertilgung groß war.

Beginn der Wintersaison
Die „Vorherrschaft Berlins"

8. Oktober

So ist es Sitte: mit dem 1. Oktober pflegt hier die sogenannte Wintersaison zu beginnen. Aber diesmal spricht energischer als sonst die Natur der Sitte Hohn. Nach einem Sommer, der zur Hälfte verregnet war, zur Hälfte kochende Glut über die Lande goß, erfreut uns nunmehr ein Herbst, wie wir ihn uns schöner gar nicht denken können. Und da ist denn plötzlich auch in unsre Gesellschaft ein neues Leben gekommen. Wer im Hochsommer verärgert und erkältet die regenfeuchte Atmosphäre der Seebäder oder des Hochgebirges verlassen mußte, der packt hoffnungsfroh jetzt noch einmal seine Koffer, um in Ober-Italien nachzuholen, was ihm der Sommer mit seinen unleidlichen Temperatursprüngen mißgönnt hat. So beginnt man denn die Saison, ohne daß die Gesellschaft beisammen wäre; denn die oberen Zehntausend erfreuen sich des herrlichen Herbstwetters noch auf ihren Herrensitzen, allwo auch der Hühnerkrieg mit Glanz gefeiert wird. Freilich hat für Berlin das Wort Saison eine eigene Bedeutung. Saison ist für uns die Theaterzeit. Mit den ersten Premieren hebt sie an. Die Bühne dominiert mehr als je über alle anderen Interessen; mehr als je ist sie bei uns eine Macht geworden. Man darf sich gegen das mannigfach Bedenkliche dieser Erscheinung nicht verschließen; darf über die Freude an dem Aufblühen der dramatischen Literatur nicht vergessen, daß infolge des weiten Raums, den man dem Theaterwesen freigibt, die Interessen für die anderen Künste und für die Wissenschaft arg in den Hintergrund gerückt werden. Daß man sich lieber ein Billet als ein gutes Buch kauft, ist eine bekannte Tatsache; ebenso bekannt, daß die Kritik an mancherlei Wertvollem auf wissenschaftlichem Gebiete achtlos vorübergeht, jedem Einakter, jeder Posse, jedem französischen Schwank, auch dem dümmsten, aber eine eingehende Beurteilung zuteil werden läßt. Das ist um so merkwürdiger, als eine Bevorzugung der dramatischen Literatur doch nur von gewissen Kreisen gefordert wird, die dem geistigen Leben — wenigstens hier in Berlin — durchaus nicht so intim nahe-

ſtehen als man glauben möchte. Dieſe unleugbare Tatſache mag auch der Grund dafür ſein, daß die Strömung gegen die „Vorherrſchaft Berlins“ in der Literatur in ſtarker Zunahme begriffen iſt. In einer beachtenswerten kleinen Schrift, die Fritz Lienhard kürzlich veröffentlichte und die ſich ſpeziell gegen dieſe Vorherrſchaft Berlins wendet, ſagt der Verfaſſer u. a.: „Was die Nerven der Premierenbeſucher Berlins reizt und anregt, das iſt ſchwerlich die richtige Seelenkoſt für das Volkstum der gelaſſeneren deutſchen Landſchaft“ . . . Das iſt ohne Zweifel richtig. Die Tyrannei Berlins in Sachen der dramatiſchen Muſe iſt ein wunder Punkt, der der Heilung bedürfte. Unſer Premierenpublikum iſt durchaus nicht der „ideale Zuſchauer“ Platens. Es iſt viel zu nervös und viel zu ſkeptiſch, ſucht viel zu ſehr nach „neuen Senſationen“. Es hat vor allen Dingen einen ausgeſprochenen Widerwillen gegen alles Nationale und Volkstümliche und begeiſtert ſich mit Vorliebe für das, was aus dem Auslande kommt. So wird denn erklärlich, daß Dramen und Luſtſpiele, die hier einen glänzenden Erfolg fanden, in den großen Provinzſtädten häufig verſtändnislos vorübergingen, und daß man dort umgekehrt Stücken einen Erfolg bereitete, die in Berlin keinen ſolchen erringen konnten.

Das ſtarke Intereſſe für die Bühne dokumentiert ſich auch in Sachen der Zenſur. Wird einmal, was freilich verhältnismäßig ſelten vorkommt, ein Roman auf den Index geſetzt, ſo kräht kein Hahn danach. Aber die Zeitungen geben ſpaltenlange Erörterungen, ſobald ein Bühnenwerk verboten wird. Wildenbruch hat ſich kürzlich in der „Woche“ ſehr verſtändig gegen die Zenſierung von Dramen ſeitens ſolcher Perſönlichkeiten ausgeſprochen, die der Literatur meilenfern ſtehen, und dafür plädiert, das Zenſuramt Schriftſtellern von Fach zu übertragen. Darauf wird man ſich allerdings ſchwerlich einlaſſen; denn das Urteil eines Literaturkenners über die Moral eines Kunſtwerkes wird immer anders ausfallen als das eines „berufenen“ Wächters der Sittlichkeit. Intereſſant iſt auch eine kleine Fehde über die Zenſur, die ſich zwiſchen Kreuzzeitung und Berliner Tageblatt entſponnen hat. Das Stück eines perſönlich ſehr ſympathiſchen jungen Autors, Georg Engels' „Ausflug ins Sittliche“, iſt

von der Zensur beanstandet worden. Ich kenne die Satire nur aus der Kritik der „Hamburger Nachrichten", die den Erfolg des Lustspiels an der Thalia-Bühne bestätigte, sich aber gegen gewisse tendenziöse Fälschungen des Herrn Verfassers aussprach. Das Tageblatt dagegen behauptet, die Hauptfigur jenes agrarischen Herrn, der als Verkörperung politischer und sittlicher Heuchelei auftritt, sei ein Typus; man habe infolgedessen das Recht, die Vorführung eines solchen Typus von der Bühne zu fordern. Natürlich ist das Unsinn. Wer unsere ländlichen Verhältnisse kennt und weiß, wie arg sie tatsächlich darniederliegen, der wird über das schöne freisinnige Schlagwort vom „champagnertrinkenden notleidenden Agrarier" höchstens bitter lächeln. Man muß politisch schon sehr verbohrt sein, wenn man den Gutsbesitzer als Typus der Heuchelei darstellen will; das hätte Herr Mosse, der selber Gutsbesitzer ist, den Herren seines Tageblattes leicht auseinandersetzen können. Und nun kommt die Kreuzzeitung und sagt: im Gegenteil, Typen sittlicher Verworfenheit sind die großen und kleinen Börsenjobber, die Konfektionäre, Theateragenten usw., die Vertreter des modernen Judentums, und gerade diese Kreise müßten einmal von der Bühne herab beleuchtet werden ... Das ist, obschon tatsächlich das Judentum außerordentlich empfindlich wird, wenn eine satirische Feder es darzustellen versucht, nicht weniger großer Unsinn als der vom Tageblatt zum besten gegebene. Wer eine Kunstleistung vom Parteistandpunkte aus beurteilen will, ist sicher ein Tor; und ebenso sicher ist der kein ganzer Künstler, der in sein Werk kleinliche parteiliche Tendenzen hineinträgt. Aber auch das ist charakteristisch für Berlin: die niedrige geistige Warte, von der aus man sein Urteil fällt. —

Adelsverleihungen und „Auffrischung des Adels" — Die katholischen Stollbergs und die Gräfin Robiano

1. November

Die Adelsverleihung an die Kinder des Admirals von Hollmann hat einer Anzahl von Blättern Gelegenheit gegeben, sich der Abwechslung halber einmal wieder für und gegen den Adel auszusprechen. Die Vossische

Zeitung war rasch mit einem Schmähartikel bei der Hand. Ihre Argumente lassen im allgemeinen nichts zu wünschen übrig. Sie sagt: Heute verehrt die Welt nicht mehr die Titel, sondern die Leistungen. Sehr schön; Posa hätte sich nicht freisinniger ausdrücken können, und der war doch auch vom alten Adel. Die Sache ist nur die, daß wir immer noch in einer Zeit leben, in der gemeinhin die Leistungen auch durch Titel belohnt zu werden pflegen. Und auch durch Ehrenzeichen, obschon die Titel oft genug an Würdelose vergeben werden und die Orden zuweilen in Knopflöcher fliegen, die besser leer geblieben wären. Die Voß meint, wenn beispielsweise Mommsen nobilitiert werden sollte, so würde sich „jedermann verletzt fühlen". Ihre Berliner Kommerzienräte muß die Voß dabei ausschließen. Die würden sich nicht einmal verletzt fühlen, wenn sie selber geadelt würden. Im Gegenteil: in ach, so mancher Bürgerbrust wohnt der heiße Wunsch nach dem „von". Ich kannte einen, der war nahe daran. Er hatte sich's etwas kosten lassen und war sogar, da er mosaischer Geburt, zum Christentum übergetreten. Aber er starb zu früh. Ich kenne andere, die sich den Adel mit manchen Opfern auswärts suchen, in den kleinen deutschen Fürstentümern oder noch weiter, in Österreich, wo die Eiserne Krone adelt, oder in San Marino, wo man mit den Adelsdiplomen noch immer gute Geschäfte macht.

Urteile man doch auch in dieser Frage kühl und verständig. In Frankreich und in Norwegen hat man zeitweilig den Adel „abgeschafft". Aber nie dauerte das lange. Der Adel kam wieder. Er wird also wohl vonnöten gewesen sein. Nicht als soziale Macht, sondern als Eitelkeitsfaktor, mit dem gerechnet werden muß wie mit allen Leidenschaften der Menschen. Spielhagen ist der Romanzier der bürgerlichen Demokratie und hat sich oft genug über Titel und Dekorationen lustig gemacht. Trotzdem trägt er gern das stattliche Ordenszeichen, das ihm Bayern verliehen hat. Warum auch nicht? Es ist ein Orden für Verdienste um Wissenschaft und Kunst; er gilt als Anerkennung, als Belohnung, wie jene kleineren Dekorationen in Koburg, Meiningen, Dessau usw., nach denen die Jagd — man frage nur — fürchterlich ist. So gilt auch die Adelsverleihung als Belohnung, sie

gilt als etwas Besonderes. Wäre das nicht der Fall, dann würde man sich um das kleine „von“ nicht so gewaltig reißen. Nicht nur bei uns. Im republikanischen Frankreich ist es weit ärger. Wem nicht Seine Heiligkeit der Papst oder San Marino oder ein exotisches Ländchen dazu verhilft, der setzt das „de“ kraft „einseitigen Akts“ vor seinen Namen. In Amerika jagt man dafür nach Titeln und Offizierspatenten — es ist überall dasselbe. Selbst Frau Sorma ist mit ihrem schönen Künstlernamen nicht zufrieden. Ich entdeckte ihr neues Grafentum auf seltsame Art und an seltsamem Ort — nämlich im telephonischen Adreßbuch. Da hat Herr von Mito, ihr Gatte, energisch mit der Vergangenheit gebrochen. „Zu verbessern“, heißt es allda unter Amt Wilmersdorf: „statt Mito von Minotto Graf Minotto“. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Gott sei Dank bleibt aber die Sorma die Sorma — und das ist die Hauptsache . . .

Also „Auffrischung des Adels“ lautet die Parole. Schon Kaiser Friedrich hatte damit begonnen. Will, wie gesagt wird, der regierende Herr in dieser Auffrischungsarbeit fortfahren — wem kann es schaden? Dem Bürgertum — weshalb? Daß der Adelspartikel „stört“, wie die Vossische Zeitung meint, dürften nicht viele empfinden — ach nein. Ganz töricht scheint mir die besondere Wut des Blattes gegen den sogenannten Uradel; sie rückt dabei gern mit jenem alten Herrn von der Marwitz in das Feld, der vor hundert Jahren neben mancher recht vernünftigen Ansicht auch manche verbohrte geäußert und zu Papier gebracht hat. Nun ist aber gerade der Uradel am unschuldigsten, denn er hat nicht einmal nach dem Adel gestrebt. Hübsch hat einmal der „Simplizissimus“ durch einen seiner berühmten Leutnants den Unterschied zwischen den verschiedenen Klassen des Adels kennzeichnen lassen: „Wissen Sie, da jiebts 'n persönlichen Adel — bei dem hat man sich selber 'n Verdienst erworben. Und dann den Briefadel — da hat sich der Vater oder sonst 'n Ahn 'n jewisses Verdienst erworben. Aber das feinste is doch der Uradel — da hat man weder selbst noch irgend 'n Ahn Verdienste jehabt . . .“ Der Uradel ist tatsächlich nur Name.

Die Stolbergs waren ehemals gut lutherisch, bis es dem Grafen Friedrich Leopold, dem jüngeren des Dichter-Brüderpaares, Anno 1800 einfiel, in der Hauskapelle des Fürsten Galitzin zu Münster mit Weib und Kindern — nur die älteste Tochter blieb ihrem Glauben treu — zum Katholizismus überzutreten. Die Nachkommen des Grafen Leopold folgten der katholischen Konfession; die Töchter heirateten nur in den katholischen Adel hinein. Doch auch von der Wernigeroder Hauptlinie des alten Geschlechts sind einige Mitglieder katholisch geworden, und zwar die Deszendenz des Grafen Franz, der 1855 die Gräfin Clotilde Robiano-Borsbeek heiratete, deren Mutter gleichfalls eine Stolberg war (aus dem apanagierten Aste der Stolberg-Stolberg, der durch Graf Leopold katholisch wurde). Der jüngste Sohn des Grafen Franz, der bisher auf der mütterlichen Besitzung in Belgien lebte, Graf Ferdinand, hat dieser Tage geheiratet, und zwar eine Baronesse Gudenus aus einem österreichischen, gleich den Robianos urkatholischen Hause. Ein Bruder seiner Schwiegermutter, Graf Alfred Robiano, Doctor juris und seit langem unter dem Namen „Bruder Czeslaus" Predigermönch bei den Dominikanern, vollzog die Trauung. Die Robianos und die katholischen Stolbergs sind übrigens vielfach verschwägert. Das Haus Robiano ist auch literarisch interessant geworden durch jene Gräfin Luise Mary von Robiano, die in den sechziger und siebziger Jahren eine große Anzahl meist historischer Romane veröffentlichte. Sie hatte eine merkwürdige Geschichte. Ihr Vater, Heinrich von Köppen, mußte wegen anti-napoleonischer Umtriebe aus der Heimat flüchten und siedelte sich in England an, wo er die Tochter eines armen Marineunteroffiziers heiratete. Seine älteste Tochter Luise Mary wurde in Hamburg erzogen und nahm später eine Stellung als Lehrerin in Stuttgart an. Hier lernte sie der Graf Alois Robiano kennen und heiratete sie — gegen den Willen der gesamten Verwandten, die in dieser Ehe mit einer Evangelischen ein schweres Vergehen sahen, zumal der Graf selber ehemals dem Jesuitenorden angehört hatte. Der Jesuitismus vernichtete denn auch rasch genug das Glück der jungen Ehe. Künstlich wurden allerhand Gewissensskrupel in dem Grafen geschürt.

Zwar hatte der päpstliche Dispens unter der Bedingung, daß sämtliche Kinder des Grafen katholisch erzogen werden müßten, nicht gefehlt; doch das genügte den Dienern Gottes nicht. Der Graf eilte nach Rom und verlangte von hier aus den öffentlichen Übertritt seiner Gattin zur allein seligmachenden Kirche. Da die Gräfin sich weigerte, so wurde die Scheidung bei den belgischen Gerichten eingeleitet. Während der fünf Jahre des Eheprozesses lebte die Gräfin in England, wo sie auf Grund ihrer Erlebnisse den Roman „Der Jesuit oder Eine gemischte Ehe“ (Basel 1861) schrieb, der s. Zt. ein ungeheures Aufsehen erregte. Der Graf verfiel in Wahnsinn; er wünschte vor seinem Tode noch einmal seine Gattin zu sehen und ihre Verzeihung zu erlangen — doch auch diesen Wunsch wußten die Priester Loyolas zu hintertreiben. Von den späteren Romanen der Gräfin Robiano sind „Anna Boleyn“, „Robert Bruce“ und „Jane Grey“ die reifsten; sie hätten jedenfalls nicht verdient, so schnell vergessen zu werden.

1901

Der Krönungs- und Knopflochtag

22. Januar

Es ist die alte Geschichte von des „Geschickes Mächten", mit denen nie ein Bund zu flechten ist. Während halb Berlin zur Feier des Krönungsfestes unterwegs war, lag meine Wenigkeit zwischen Pfühlen und Kissen und mußte transpirieren. Eine starke Erkältung, vielleicht wieder einmal die Influenza — und draußen flammten die Lichter auf und die Hauptstadt jubelte und in den Straßen drängte sich das Volk. Feiertagsstimmung! Nur die Theater haben sich glänzend blamiert. Mit selbstverständlicher Ausnahme der Hofbühnen fanden es lediglich das Berliner und das Luisen-Theater in der Ordnung, auch auf ihre Art dem großen Tage gerecht zu werden. Im Lessing-Theater spielte man die Lehrerfarce „Flachsmann als Erzieher", im Residenz-Theater einen tollen Schwank, im Neuen Theater die „Liebesprobe" und im Deutschen Theater Hartlebens Offizierskomödie, die alles andere, nur nicht das ist, als was sie sich geben möchte. Ganz besonders würdig aber beging das Sezessionstheater das Andenken an die Krönungsfeier vor zweihundert Jahren. Dort begann nämlich — das „Aberbrettl" sein Gastspiel. Ausgesucht gerade an diesem Feiertage Preußens, am achtzehnten Januar! —

Auf dieses letzte Ordensfest haben sich viele gefreut. Und so gewaltig auch der Sternschnuppenfall gewesen ist — einige Enttäuschungen hat es dennoch gegeben. Natürlich werde ich mich hüten, Namen zu nennen, ich will lieber bei einigen von

denen bleiben, die durch kaiserliche Huld ausgezeichnet worden sind. Die beiden neugegrafften adeligen Herren haben den Freiherrntitel übersprungen; dafür gehören auch beide dem ältesten Uradel Niedersachsens und Magdeburgs an. Die Altens können in ununterbrochener Stammreihe ihre Ahnenkette bis auf Herrn Eberhard zurückführen, der 1183 bis 1210 Lehnsmann des Stiftes Hildesheim war. Das Geschlecht ist noch heute weit verbreitet. Im Taschenbuch des Uradels umfaßt die Liste der Mitglieder sieben Seiten. Graf Carl auf Linden bei Hannover ist der älteste Sohn des verstorbenen Herrn Victor von Alten, der mit einer von Baumbach vermählt gewesen war. Er selbst hat eine Gräfin Linsingen geheiratet, und da das, hessischem alten Adel entstammende gräfliche Haus der Linsingen im Mannesstamm erloschen ist, so erhielt der neuernannte Graf die Erlaubnis, seinem Namen Alten den Namen Linsingen anzufügen. Der zweite neue Graf ist der bekannte und vielgenannte Jagdfreund des Kaisers, der Schloßhauptmann Werner von Alvensleben auf Neugattersleben. Er ist ein Sechziger, aber noch ein frischer und rüstiger Herr, und war mit einer geborenen von Veltheim verheiratet, die ihm sieben Kinder geschenkt hat. Die Alvenslebens erfreuen sich „traditionell" eines reichen Kindersegens; auch Graf Werner hat noch fünf Geschwister. Unter den neuen Geadelten befinden sich fünfzehn aktive Offiziere, darunter auch ein Herr von der Esch, der die Adelspartikel bereits geführt hat, ohne bisher nach genealogischen Gesetzen „adlig" zu sein. Es gibt manche Geschlechter (z. B. die von Beckerrath), die, meist westfälischer und schweizerischer Extraktion, das „von" führen, ohne sich dem Adel zurechnen zu dürfen; dazu gehören auch die meisten jener Familien, die ein „vom", „van", oder „de" (das holländische „de") vor dem Namen führen. Daß Geheimrat Behring, der Begründer der Serumtherapie, nobilitiert worden, ist insofern eine besondere Auszeichnung, als die medizinische Wissenschaft sich sonst nicht häufig an Standeserhebungen ihrer Jünger erfreuen durfte. Mir fallen beiläufig an geadelten Ärzten nur ein: Langenbeck, Leyden, Esmarch, Lauer, Coler und Frerichs. Geheimrat Drenkmann, dem Präsidenten des Kammergerichts, war der Adel schon vorjährig

zugedacht worden; Rittergutsbesitzer Moßner auf Ulbersdorf ist ein Bruder des Generals von Moßner, Flügeladjutanten des Kaisers, Vizeadmiral Reinhold Werner der bekannte Marine-Schriftsteller.

Daß das Amt der Oberburggrafen von Preußen dem Friedrichsteiner Dönhoff verliehen werden würde, war vorauszusehen. Sein Großvater war der letzte Landhofmarschall des Königreichs Preußen unter Friedrich Wilhelm III. Die hohen Hofämter, die sogenannten oberen Hofchargen, sind nunmehr bis auf die Vakanz im Obermundschenkamt alle besetzt. Die beiden neuen Exzellenzen im Ministerium des königlichen Hauses, die Grafen Kanitz und Unruh, haben sich diesen Titel redlich verdient; es sind vielbeschäftigte Leute und tüchtige Arbeiter. Übrigens sind Graf Unruh und sein Sohn, der Landrat ist, die einzigen Grafen dieses Namens; das freiherrliche Geschlecht nennt sich Unruhe, mit einem e am Ende und behauptet, das sei das einzig Richtige, was ich nicht untersuchen will. Der neuernannte Kammerherr Regierungsassessor von Uechtritz ist ein jüngerer Bruder jenes Herrn v. U., der als Gardedukorps-Leutnant Fräulein Elsa von Bleichröder, die Tochter des verstorbenen Berliner Bankiers, heiratete. Die Ehe währte aber nur ein Jahr und wurde dann aufgelöst; abermals ein Jahr später vermählte sich die geschiedene junge Frau wiederum mit einem Baron Biedermann aus Wien, während Herr von U. nach Amerika ging.

Der Krönungs- und Knopflochtag hat auch sonst noch allerlei Interessantes gebracht. Professor Güßfeldt, der Reisebegleiter des Kaisers, erhielt die Krone zum Roten Adler 3. Klasse und diesen selbst u. a. der Oberstaatsanwalt Isenbiel, den man aus dem Sternbergprozesse her kennt, und der Oberbürgermeister Kirschner, der so lange „gewartet hat“. Der Adler vierter Güte aber ist einem in das Knopfloch geflogen, der ihn längst hätte haben sollen: Albert Niemann, dem siebzigjährigen Heldentenor. Auch ein Journalist hat ihn erhalten, der einzige Schriftsteller in der Ordensliste — von Exzellenz Friedrich von Dincklage abgesehen, der den Stern zur Krone zweiter Klasse auf die Brust heften darf, aber nicht seiner schriftstellerischen Verdienste halber. Anton von Werner hat abermals seinen Orden fort, den-

ſelben Stern wie Exzellenz Dincklage — und Skarbina, der es eher verdiente, bekam nur den Roten Vierter. Sein Kollege Emil Doepler d. J. iſt ſchon eine Klaſſe höher geſtiegen, dafür rangiert der Kronenorden Dritter aber auch hinter dem Adler von Brandenburg. Und nun — wer noch? Adolf Ernſt erhielt die Vierte Krone. — Wer iſt Adolf Ernſt? Adolf Ernſt iſt der ehemalige Direktor des ehemaligen Adolf-Ernſt-Theaters, das jetzt Thaliatheater heißt. Hat er den Orden für ſeine Verdienſte um die deutſche Literatur erhalten? Er hat allerdings Bedeutſames geleiſtet. Er hat es auf geniale Weiſe verſtanden, Tingel-Tangel und Bühne derart zu verſchmelzen, daß ſelbſt die älteſten Lebemänner Herzklopfen bekamen und die Nachfrage nach Operngläſern ins Ungeheure ſtieg; er hat auch Schule gemacht, er iſt Erfinder der berühmten Wadenparaden des Sprechchors auf der Bühne. So iſt es denn nur ſelbſtverſtändlich, daß man ſeinem Streben noch nachträglich Anerkennung gezollt hat.

Die Erhebung des Brettls in „höhere Sphäre“ — Wandlungen im Varieté — Wolzogens Buntes Theater

30. Januar

An eine Erhebung des Brettls in „höhere Sphären“ iſt ſchon oft gedacht worden. Ich glaube, Ferdinand Avenarius war der erſte, der den Wunſch nach einer ſogenannten volkserzieheriſchen Veredelung der Tingel-Tangel ausgeſprochen hatte. Aber er hatte es doch wohl ganz anders gemeint, als es ſchließlich nun Tat geworden iſt. Die literariſchen Kabaretts ſind im letzten Grunde nichts oder herzlich wenig fürs Volk. Das Volk hat für die feinere Satire und den Unterſchied zwiſchen einer graziös abgeſchliffenen Pointe und einem derben Couplet mit fauſtdick aufgetragenen Effekten kein rechtes Verſtändnis. Es amüſiert ſich hundertmal beſſer im „Wintergarten“ als in „Wolzogens Buntem Theater“. In der Tat: auf eine geſchmackvollere Abtönung des Programms der großen Spezialitäten-Theater kommt es an. Das Publikum, das dieſe beſucht, will nicht nur hören, ſondern auch ſchauen.

Die Schauluſt verlangt ſogar in erſter Linie Befriedigung. In dieſer Beziehung haben wir ſeit 10 Jahren gewaltig gewonnen. Die „Artiſten“ ſind Künſtler geworden. Welcher Unterſchied zwiſchen den Produktionen in der alten Berliner Walhalla und im Wintergarten! Auch in der Athletik tut es die rohe Kraft nicht mehr allein. Die Muskeln haben wenig zu ſagen, wenn ſie „feſſellos ſpielen“; Anmut und Schick ſind die Hauptſache. Die Ringkämpfe, die noch vor zwei Jahren die elegante Welt Berlins entzückten, ſind ein Rückfall ins Barbariſche. Das Ringen meiſt dicker und unſchöner in Trikot genähter Männer, die ſich im Schweiße ihres Angeſichts abquälen, nicht zu Boden geworfen zu werden, iſt unſchön, anäſthetiſch, oft widerwärtig. So ſind auch die Clownſpäße mit ihren Ohrfeigenſcherzen und Prügelſzenen nur noch ein Überbleibſel aus geſchmackloſeren Tagen. Der Erfinder der „Auguſt“-Charge hatte das eingeſehen; er brachte wenigſtens etwas Neues in die Narrenwelt der Manege: er moderniſierte den Tolpatſch der alten Burleske und machte ſo eine Art luſtiger Charakterfigur aus ihm; er gab der alten Maske neue Gewandung. Aber wie geſagt, vor allem hatte die Akrobatik eine Wandlung durchgemacht. Man kann der großen Maſſe das Gefühl für das Anſchauliche und Sinnfällige nicht nehmen; aber man kann es zu läutern verſuchen. Die Kaloſpinthechromokrene mit ihren bunt beſtrahlten Waſſern war nur ein dürftiges Aushilfsmittel. Die Serpentintänze dagegen können wirklich das Auge entzücken. Klinger und Stuck ſchwärmen für den Farbenrauſch, den eine Loi Fuller und Valentine Petit uns vorzuzaubern wiſſen; Lenbach hat die Saharet, die Poeſie in ihre Fußſpitze zu legen verſteht, gemalt. Auch die „Lebenden Bilder“ von heute ſind andere als die von ehemals. Im alten Rappo-Theater in der Lindenſtraße ſaßen feiſte Damen auf dem Drehbrett, hielten die Arme hoch und ſchnitten Geſichter; dazu wurden ſie hell beleuchtet, ſo daß man die Nähte ihrer Trikots erkennen konnte. Heute haben de Vries und andere mit ihren Tableaux vivants wahre Kunſtſchöpfungen geſchaffen. Ich ſah im Wintergarten lebende Reliefs von ausgeſuchter Schönheit und mit feinſtem künſtleriſchen Geſchmack dargeſtellt. Alſo das iſt zweifellos: die Spezialitätenbühne hat einen gewaltigen

Aufschwung genommen. Sie beginnt, der Schönheit zu dienen, dient nicht mehr allein den niederen Instinkten. Zu reformieren wäre freilich noch manches. Die Coupletsänger sind im allgemeinen furchtbar. Ein grotesker Humor hat seine Berechtigung; auch der sogenannte höhere Blödsinn. Aber fast allen Couplets fehlen Geschmack und Würze und den Vorträgen die rechte Art des Sprechens. Denn ein Couplet muß mehr gesprochen als gesungen werden; die Musik ist nur die leise Begleiterin. Ich kenne keinen einzigen deutschen Coupletrezitator, der sich nur einigermaßen mit den Kollegen in den Pariser Kabaretts vergleichen ließe.

Und hier müßte das literarische Varieté sich dem Programm der großen Spezialitätenbühne einrangieren: das kleine feine Brettl müßte ein Teil des Programms der Schauhallen werden. Kann man den Sinn für äußere Schönheit wecken, so schließlich auch den für eine bessere geistige Kost. Aber ein Hand-in-Hand-Gehen der äußeren Wirkungen mit den intimeren Reizen der literarischen und gesellschaftlichen Parodie und der Satire ist notwendig. Eine ausgezeichnete Parodistin wie die Fouyère konnte hier wenig Erfolg finden, und eine schlechte Chansonsängerin wie die Carola beklatschte man wütend. Feineres Unterscheidungsvermögen muß das Volk erst noch lernen.

Vielleicht aber gewinnt Herr von Wolzogen in seinem „Bunten Theater" auch größere Kreise zu Anhängern, die ein besseres Verständnis allmählich in die breiten Schichten des Volks zu tragen vermögen. Vorläufig denke ich mir, wird sein Unternehmen nur einige wenige Feinschmecker, die ganze literarische Boheme und eine Anzahl Neugieriger interessieren. Das Überbrettl Wolzogens ist ein Produkt der Boheme. Die französischen Kabaretts und die Roulottes, die kleinen Singspielhallen im Montmartrequartier sind ihm Vorbilder gewesen. Die Idee wirkte in gewissen Kreisen wahrhaft zündend. Ernsthafte Leute schüttelten den Kopf und versprachen sich wenig von dieser Nachahmung der Pariser Brettlmuse; aber die Sezessionisten der Literatur, die Stürmer und Dränger, die riefen: Heil uns, nun wird der heilige Geist der Kunst sich auch den Tingel-Tangel

erobern und das Gezücht der Akrobaten und Schlangenmenschen mit Skorpionen zum Tempel hinaustreiben . . . . !

Sie haben beide nicht recht behalten, weder die weisen Alten noch die stürmischen Jungen. Das Überbrettl kam, aber es hat nicht gesiegt. Es gibt am Alexanderplatz sehr amüsante Wolzogensche Gesellschaftsabende mit kleinen langweiligen Pausen und mancherlei Geschmacklosigkeiten — nicht mehr und nicht anders. Ein neuer Geist ist nicht zu uns gekommen. Die Idee mag gut gewesen sein; die Ausführung ist sehr schwer. Die freche Keckheit und kecke Frechheit der Pariser Kabaretts ist bei uns nicht möglich. Der Ton muß herabgestimmt werden; so will es Zucht und Ordnung, d. h. Polizei und Zensur — und da ist denn der Ton zu gleichmäßig geworden, man klimpert immer nur auf einer einzigen Saite herum. Hier und da wird eine kleine Schlüpfrigkeit laut, eine verschleierte Cochonerie; aber nich' in der Frivolität liegt der Witz der Gattung, sondern im frischen Zufassen, in kecker Satire und lustiger Parodie, in der ehrlichen Offenheit und nicht in der Verschleierung. Von Wolzogen, der es übrigens famos versteht, das Ganze zusammenzuhalten und als Direktor seines närrischen Thespiskarrens eine unermüdliche Laune zeigt, hörte ich u. a. das Couplet von der „Madame Adèle". Es hat gar keinen Wert, während ein anderes Brettllied aus seiner Feder, betitelt „Das Laufmädel", in köstlichen Versen ein kleines Kulturbild bietet. Reizend war ein Duett von Otto Julius Bierbaum, der viel zwischen Leierkasten und Harfe wechselt — unendlich öde dagegen eine Schnitzlersche Plauderei, die d'Annunzio parodistisch verarbeitete. Ich entsinne mich eines Brettlabends Berliner Schauspieler, an dem Maeterlink viel kecker und lustiger verspottet wurde. Die Herren Reinhard und Vallentin vom Deutschen Theater hatten den Ulk „verbrochen" (so stand auf dem Zettel) und wiederholten ihn vor einigen Tagen bei einem Gelegenheitsfeste im Künstlerhause. Das war in der Tat nur ein Gelegenheitsfest, und hier machte sich alles ganz anders, viel ungekünstelter, frischer und natürlicher als auf der ständigen Bühne Wolzogens, auf der es an sprudelndem Übermut gar zu sehr fehlt. Eine Anzahl Schauspieler gab damals noch eine andere Parodie zum besten, die

sie „Eine Reihe Parkett“ nannten und in der die Art und das Benehmen des Publikums bei einer Premiere mit prächtigem Humor persifliert und auch charakterisiert wurde. Ebenso köstlich war die „Don-Carlos“-Aufführung nach alter Schule, in naturalistischer, symbolistischer und Überbrettl-Manier, eine Satire voll Geist und Laune und mit Witz inszeniert. Ich glaube nicht, daß das Überbrettl als ständige Bühne in Berlin Aussicht auf Erfolg haben wird. Aber bei Gelegenheitsfesten ist es als Podium für künstlerische Ausgelassenheit sicher der glücklichste Boden ....

Die Extrablätter — Gesellschaft und Judentum — Die Yvette Guilbert — Polendebatte und polnische Aristokratie in Berlin

11. Februar

Zu den unangenehmsten Erscheinungen im Straßenleben Berlins gehören die Extrablattverkäufer. Nicht ihres ungeheuren Gebrülls wegen — daran gewöhnt man sich — sondern weil die Ware, die sie verkaufen, gewöhnlich Schwindel ist. Es ist höchst merkwürdig, daß die Polizei dem Handel mit schwindelhaften Extrablättern so schwer steuern kann. Ich habe einmal eine Probe gemacht: von zweiundzwanzig Extrablättern, die ich vom September vorigen Jahres ab von Straßenhändlern gekauft habe, hat nur ein einziges eine noch nicht veraltete Nachricht gebracht. Die Nachricht war allerdings unangenehm genug: die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an Lord Roberts. Es ist hier nicht der Platz zu politischen Räsonnements. Aber die Politik beeinflußt auch unsere Gesellschaft. Und gerade in diesen Tagen ist viel gekannegießert worden. Die englische Reise des Kaisers stand überall im Vordergrunde der Unterhaltung. Von einer weit gähnenden Kluft zwischen Kaiser und Volk ist häufig gesprochen und noch mehr geschrieben worden. Ich glaube, das ist übertrieben. Es gibt Kreise, die mit der plötzlichen heißen Vorliebe des Kaisers für England durchaus einverstanden sind. In diesen Kreisen wird sogar eine gewisse Anglomanie wieder modern, oder ist es schon.

Die Finanz und die Welt der Industrie, die im Gesellschaftsleben Berlins eine sehr lebhafte Rolle spielen, haben England immer nahegestanden und für den Freiheitskampf des Burenvolkes im Grunde genommen herzlich wenig übrig gehabt. Das ist Empfindungssache, hat vielleicht auch seine Ursachen in rein kommerziellen Erwägungen. Aber interessant ist es, wenn diese anglophilen Kreise mit Elementen von rechts in Berührung treten. Die aristokratische Gesellschaft, die noch vor zwanzig Jahren eine ausgesprochene Vorliebe für englisches Wesen besaß, ist heute von wütender Feindschaft gegen Old-Albion erfüllt. Noch interessanter sind die Strömungen bei Hofe. Da muß man natürlich vorsichtig sein; aber auch das Flüstern und sogar das Schweigen ist verständlich. Für absolut englisch gesinnt gilt eigentlich nur eine fürstliche Familie, in der einzelne Mitglieder der Kaiserin Friedrich sehr nahestehen, andere ein halbes Menschenalter in London gelebt haben. Dagegen ist von einem älteren Prinzen des Königshauses, der häufig zu Repräsentationszwecken außerhalb des Landes weilt, bekannt, daß er ein ausgesprochener Gegner Englands ist. Ich glaube, das kann man auch — im allgemeinen — von unserm Offizierkorps behaupten. Aber hier werden naturgemäß die Neigungen noch fester in der Seele verschlossen als bei Hofe. Ob Lord Roberts den Schwarzen Adler erhält und Lord Wolseley das Großkreuz des Roten — man muckst nicht. Denken ist freilich zollfrei. Und man leidet gewöhnlich schmerzlicher, wenn man nicht klagen darf.

Ja, es wird viel politisiert in diesen Tagen. Durch die jüdische Gesellschaft Berlins ging Sturmeswehen und Wetterbrausen, als Minister Schönstedt seine Rede in Sachen der jüdischen Notare gehalten hatte. Es war wirklich ein großes Klagen in Israel; und auch ein verständliches, das ist nicht zu leugnen. Denn die intelligente jüdische Gesellschaft, die sich ihre soziale Position unter recht erschwerenden Umständen erkämpft hat, ist für die Sonderbestrebungen gewisser Elemente im Judentum, für den Zionismus und den allgemeinen deutschen Judentag und ähnliches, nicht zu haben. Freilich ebensowenig für die Assimilierung. Das Rassegefühl wiegt als Faktor der Zusam-

mengehörigkeit ungleich stärker als die Religion. Im übrigen: man braucht keinerlei antisemitische Neigungen zu haben, um einzusehen, daß es den „Interessen der Bevölkerung" in einem christlichen Staate wenig entspricht, wenn unter achthundert Berliner Notaren dreiviertel Israeliten sind. Eine jüdische Nationaloper hatten wir schon in Berlin; das sogenannte Budapester Operettentheater der Gebrüder Herrnfeld bringt seit Jahren mit Vorliebe Stücke, die in jüdischem Milieu spielen und dieses zuweilen auch mit recht guter Charakteristik und vielem Humor wiedergeben; ebenso hat das Deutsche Theater in Georg Hirschfeld einen jedenfalls sehr talentvollen Schilderer jüdischen Familienlebens gefunden. Auch das Programm des letzten Hirschfeldschen Stückes enthielt zahlreiche jüdische Namen: Goldner, Rosenberg, Johannisburger, Elkan usw. So hatte die Premiere des „Jungen Goldner" denn naturgemäß die jüdische Gesellschaft Berlins in hellen Scharen in das Theater gelockt. Man war sehr gespannt auf das, was man zu hören und zu sehen bekommen würde, obwohl der moderne Jude sich nur ungern im Spiegelbilde der Bühne sieht, auch da, wo er durchaus nicht karikiert auftritt wie in Hirschfelds „Agnes Jordan". Aber diesmal enttäuschte Hirschfeld. Seine Komödie hätte auch in rassereinen arischen Kreisen spielen können. Die hübsch ersonnene Satire würde übrigens kräftiger gewirkt haben, wenn Hirschfeld aus seinem jungen Helden keinen schnoddrigen Flegel gemacht hätte, dessen törichte Tiraden schließlich sogar die Lachlust des wohlgesinnten Publikums herausforderten. Abrigens sollte Herr Dr. Brahm sein Theater einmal gründlich säubern lassen, ich meine mit Wasser und Seife, es ist arg verstaubt im Laufe der Zeiten, und auch die realistische Muse kann immerhin ein wenig Gewicht auf ihre Toilette legen.

Das tut jetzt sogar die Yvette Guilbert, die im Metropol-Theater ihre Chansons zum besten gibt. Sie ist eleganter geworden, aber, es tut mir leid, es sagen zu müssen, zu fett. Zu ihren Liedern und ihrer Vortragsweise paßt besser eine gewisse Hagerkeit, der Typus der Auszehrung. Auch zu dem Kopf mit dem roten Haar und den brennenden Augen im blassen Ge-

ſicht gehört ein weniger gut genährter Körper. Sonſt iſt ſie die alte geblieben. Und doch, bilde ich mir ein, wirkt ſie lange nicht mehr ſo, wie bei ihrem erſten Auftreten in Berlin. Es vollziehen ſich ſtändig Geſchmackswandlungen. Ihre tragiſchen Balladen hielt man früher für die Höhe ihrer Kunſt. Jetzt ſpürt man, daß ſie ſich gerade in dem Vortrag dieſer düſteren Volkslieder gewaltig vergreift und auf Effekte hinarbeitet, wo eine ſchlichte Natürlichkeit viel beſſer am Platze wäre. —

Anläßlich der neulichen Polendebatte im Reichstage erwähnen hieſige Blätter das ſtarke Zuwachſen der hieſigen polniſchen Kolonie. Wenn aber dabei geſagt wurde, daß auch die polniſche Ariſtokratie Geſchmack an dem Berliner Saiſonleben zu finden beginne, ſo iſt das doch nur bedingt richtig. Der Pole zieht für die Wintermonate nach wie vor Paris vor, und diejenigen Polen, die zu unſerm Hofe gehören, ſind zu zählen. Und das ſind vor allem die beiden Radziwills von der alten litauiſchen Linie, die Fürſten Anton und Ferdinand. Prinz Georg iſt uns auch ſchon halb und halb durch Rußland entfremdet worden, das ihn zum Herzog von Niewicz gemacht hat, und von den Söhnen Ferdinand Radziwills lebt nur einer in Berlin. Die Rolle, die Fürſt Radolin einſt hier ſpielte, als noch ſeine erſte Gattin, eine blonde Engländerin, lebte, war nur kurz. Graf Hutten-Czapſki, der frühere langjährige Adjutant des alten Feldmarſchalls von Manteuffel, ſtand in Gunſt des Kaiſers, ſolange er Leibgardehuſar war. Aber er iſt heute noch unverheiratet und hat nie ein Haus gemacht, lebt auch viel in Italien, wo er als Vorſtandsmitglied der Geſellſchaft für die Urbarmachung der pontiniſchen Sümpfe eine große Geſchäftigkeit entwickelt. Den höchſten geſellſchaftlichen Aufſchwung nahm die Kolonie, als noch Herr von Koscielſki persona gratissima beim Kaiſer war. Herr von Koscielſki iſt als Erbe des alten Koscielſki-Paſcha und als Gatte einer vielfachen Millionärin enorm reich — und er verſtand es auch, einer glänzenden Geſelligkeit Leben zu geben. Das iſt vorbei; heute grollt der ehemalige Liebling des Kaiſers, wie einſt der tuskiſche Ritter Sejan, als Tiberius ihm den Laufpaß gab, weil er die vorwitzige Zunge nicht zu halten verſtand.

18. Februar

Vor etwa einem Dutzend Jahren gab es alljährlich bei uns einen sogenannten Bühnenball, den die Berliner Schauspielerwelt veranstaltete. Der erste dieser Bälle war sehr besucht, der zweite schon mangelhafter, der dritte zeichnete sich durch klaffende Lücken aus, und dann schlief die Geschichte ein. Nun haben die Damen der Berliner Kunstwelt neuen Mut gefaßt. Die Erfolge der „Gesindebälle", die aus gewissen engherzigen Polizeivorschriften hervorgingen und auch gewöhnlich recht lustig waren, ließen sie nicht schlafen. Im vorigen Jahre veranstalteten die hiesigen Bühnenkünstlerinnen ihr erstes Genossenschafts-Ballfest, und heuer ist eine Wiederholung gefolgt. Die Direktion der Philharmonie hatte für hübsche Beleuchtungseffekte gesorgt: für Kettenreihen farbiger Glühlämpchen, die sich um die Logen zogen und ein schillerndes Licht durch die glänzenden Räume verstreuten. Leider hatte man auch diesmal den von den Tanzlokalitäten weit entfernten Beethovensaal mit in die Vergnügungen des Abends hineinbezogen. Dadurch entstand eine Lücke in den Arrangements. Die Lieder, die uns Yvette Guilbert im Beethovensaal zum besten gab, waren ja sicher sehr hübsch; aber diese Sonderveranstaltung trennte das Ganze in zwei Teile und ließ die Gesellschaft auseinanderflattern. Auch war es nicht sehr geschickt, daß man nach den Vorträgen der genialen Guilbert noch eine zweite „Diseuse" in französischer Sprache zu Wort kommen ließ: Fräulein Rita Léon, die mit schriller Stimme ein Chanson losschmetterte und der man dafür denn auch mit Zischen dankte.

So fing es denn eigentlich erst nach diesem verfehlten Zauber an, behaglich zu werden. Zu später Stunde wurde auch die Herrengesellschaft sehr vornehm. Zwei schlanke Prinzen des königlichen Hauses — nicht in Uniform, sondern schlicht bürgerlich im Frack ohne Orden — standen an der Spitze der anwesenden Aristokratie und schienen sich außerordentlich gut zu amüsieren. Wahrhaftig, an schönen Namen war kein Mangel: es wimmelte von jungen Fürsten und alten Grafen, Kammerherren, Hof-

chargen, Parlamentariern und auch Offizieren. Die letzteren bevorzugten freilich das Zivil; aber man sah doch auch ein paar Gardekürassiere und lustige Husaren, ein paar Generalstäbler und selbst einige von fremden Kontingenten: Rumänen, Griechen und einen Japaner. Man sah auch manche interessante Erscheinung, die Erinnerung an vergangene Tage erweckte: so den Grafen Konrad L., der einst im Hofleben Berlins eine große Rolle spielte und noch heute stattlich genug ausschaut — und den Baron Gerhard M., der unter dem hochseligen Kaiser eine kleine Choristin heiraten wollte und dafür als Attaché nach Washington geschickt wurde. Sein Bruder, Baron Rolf M., war auch einmal ein Liebling der Berliner Gesellschaft. Er war Hofchef eines vielgenannten verstorbenen Prinzen, dem man einen Spitznamen ähnlich wie „Prinz Curaçao" gegeben hatte (nicht ganz so, aber ähnlich) und ein scharmanter Gesellschafter; nur litt er ständig an der Melancholie der leeren Taschen und machte, um diese zu heilen, viel Schulden. Aber da hieß es eines Tages, er habe eine große Erbschaft errungen. Er lud alle seine Gläubiger zu einer Verständigung ein, und zwar in jenes wohlbekannte Berliner Palais, in dem sein prinzlicher Herr logierte, begrüßte die Manichäer mit einigen freundlichen Worten, und dann zog er einen Revolver und erschoß sich vor ihren Augen. Am Tage vorher hat er noch alle seine „Läpperschulden" beglichen; die kleinen Lieferanten bezahlte er, aber vor den großen Wucherern flüchtete er in eine bessere Welt.

Inzwischen ist auch wieder das Leben auf dem Urbock erwacht. Wenn Ostern näher rückt, geht die Komödie auf dem Tempelhofer Berge los. So bierdürstig wie der Münchner ist der Berliner allerdings nicht — aber hier oben beim Bock kann man sich wirklich zuweilen in einen Münchner „Keller" versetzt fühlen. Es war auch ein Münchner, der vor etwa 60 Jahren die erste Bockbrauerei eröffnete; der Brauer Hopf. Damals sah es zwischen Kreuzberg und Tempelhofer Berg noch etwas unwirtlich aus. Da hatte die Weißbierwirtschaft „Zum düstern Keller" noch regen Zuspruch, jenes selbe Lokal, das in den Zeiten vor Jena sich einer gewissen Berühmtheit erfreute und das auch Mirabeau besuchte, als er in Berlin weilte. Später wurde

dem Urbock gegenüber die Tivoli-Brauerei errichtet und fand ähnlichen Zuspruch wie das links von der Chaussee nach Tempelhof belegene Etablissement; nur verkehrte im Tivoli der kleinere Mann, weil hier das Bier billiger war, während der Bock von der studentischen Jugend bevorzugt wurde. Zur Gründerzeit, in jenen Tagen, da die Aktien um so höher stiegen, je mehr der göttliche Trank des Gambrinus zur „Dividendenjauche" herabsank, wurde auch die Bockbrauerei Eigentum einer Gesellschaft. Aber die Güte ihrer Ware hat sie sich selbst durch die Fährnisse der Gründerperiode bewahrt. Nur ein Unterschied besteht gegen früher. Ehemals begann die Bockzeit erst Ende März, wenn es in der Natur zu knospen und zu sprießen begann. Das war viel hübscher. Da saß man im Garten und ließ sich die Lenzluft um die Schläfe wehen. Heute geht es schon Anfang Februar auf den Urbock los; aber man muß im qualmerfüllten Saale sich sein Töpfchen schmecken lassen, und im Saale wirkt auch der obligate Bockspektakel viel intensiver. Denn Spektakel muß sein; es geht so wahnsinnig zu, wie zur Faschingszeit in Köln. „Der Bock stößt", sagen die Erfahrenen, und die Bierweisen behaupten, der Bock „müsse" stoßen, sonst habe dies Bier seinen Zweck verfehlt. Das weiß ich nicht. Ich weiß nur das eine, daß unter der Herrschaft des Bocks der sogenannte Radau sichtlich zur Notwendigkeit wird, und das weiß ich noch: daß ein Bockbierkater so ungefähr das Greulichste ist, was einem gebildeten Menschen begegnen kann. Hätte es zu Dantes Zeiten schon derlei Freuden und Leiden gegeben — er würde in seinem Inferno eine besondere Zelle geschaffen haben und in ihr als Teufelsknechte Bock und Kater aneinandergekettet . . .

Veränderungen im Hofdienst
Richard Anger und der Reporter Biberfeld
Das Gebrüder-Richter-Theater

17. April

Gegen die Erwartung vieler ist der Kammerherr von Trotha nun doch der Nachfolger des vom Dienste zurückgetretenen Hofmarschalls Baron Egloffstein geworden. Man hatte geglaubt, einer der älteren Zeremonienmeister des Hofes

würde mit diesem Amte betraut werden, und in der Tat schien die Wahl des kaiserlichen Herrn zwischen zwei oft genannten Höflingen zu schwanken — bis plötzlich die Entscheidung gegen sie fiel. Allerdings ist für Herrn von Trotha gut vorgearbeitet worden. Der bisherige Kammerherr vom Dienst ist durch die Ernennung in die Reihe der „oberen" Hofchargen aufgerückt und hat demzufolge den Titel Exzellenz erhalten. Sein Amt ist übrigens kein allzu bequemes. Der Haus- und Hofmarschall des Kaisers gehört zu den Kavalieren, denen eine gewaltige Arbeitslast aufgebürdet ist. Er untersteht dem Grafen Eulenburg und hat sich mit diesem und dem Grafen Kanitz bei den großen Festlichkeiten in die Fülle der Arbeit zu teilen. Als vierter gesellt sich ihnen der unermüdliche Herr von dem Knesebeck zu, auf dem ein solcher Reichtum verschiedener Ämter ruht, daß man schon vor Jahren, als er zu allem Überfluß auch noch der Nachfolger des Herrn von Usedom in dessen Stellung als Einführer des diplomatischen Korps wurde, von einer Änderung der Verhältnisse sprach. Aber bei Hofe ist es wie beim Theater: es kommt gewöhnlich „anders".

Das hat letzthin auch Herr von Manteuffel, der bekannte Parlamentarier und Landesdirektor von Brandenburg, merken müssen. Seine Beförderung zum Major ist ihm überraschend gekommen. Sie wurde ihm bei Gelegenheit der Enthüllung des Herterschen Denkmals Kaiser Wilhelms I. in Potsdam zuteil, an Stelle des erwarteten hohen Ordens. Herr von Manteuffel trägt allerdings gern und bei allerlei Gelegenheiten seine blaue Husarenuniform, in der er freilich schon ein bißchen füllig aussieht; gerade deshalb werden sich auch die Majorsschnüre auf seiner Schulter besser machen, als die Klappen mit den beiden Sternen. Die Passion für die Uniform teilt er mit Herrn von Podbielski, auch einem Husaren, der freilich länger der aktiven Armee angehört hat, als er. —

Berlin ist in diesen Tagen um zwei Originale ärmer geworden. Richard Anger, der Direktor des Luisen-Theaters, ist unerwartet einem Gehirnschlage erlegen. Der kleine bewegliche rotköpfige Mann hat Jahrzehnte hindurch in der Journalistik

der Reichshauptstadt eine eigene Rolle gespielt. Er war Theater-Reporter, aber doch nur in gewissem Sinne. In den Gründerjahren hatte er sein Vermögen verloren, und nun nahm er die Feder in die Hand. Zuerst wurde er der „schriftstellerische Beirat" des alten Renz, bearbeitete als solcher die Pantomimen, verfaßte die Reklamen und überschwemmte die Redaktionen mit sogenannten Waschzetteln. Da hatte er einen Rivalen in dem alten Reporter Biberfeld, der für die Theater- und Zirkuswelt ein ähnlich begeistertes Interesse besaß wie Anger. Aber der alte Biberfeld verstand sich nicht so recht auf die Feder und zudem schrieb er eine Handschrift, die viel eher einem reformierten Aztekisch glich als einem leidlich lesbaren Deutsch. Es kam dazu, daß er seine Notizen auf seidendünnem Papier mit Blaustift durchzuschreiben pflegte, und so waren sie denn der Schrecken und die Angst der Redaktionen, auf denen man dem Auftauchen des immer etwas rötlich glänzenden Zylinderhutes Biberfelds stets sorgend entgegenzusehen pflegte. Ganz anders der kleine Anger. Er brachte seine Notizen hübsch geschrieben und glatt stilisiert und brachte auch jedesmal eine Fülle amüsanter Neuigkeiten mit. Kein Mensch wußte hinter den Kulissen der Theater und in den Garderoben des Zirkus so gut Bescheid wie er. Elise Petzold, Fräulein Guerra, Tom Belling, Kätchen Godefroy, die Brüder Lee und wie die sonstigen Berühmtheiten des Zirkus Renz noch alle heißen — das waren seine intimsten Freunde. Und immer wieder hatte er neue Geschichten und wußte famos zu erzählen. Er war kein Mann von hervorragender Bildung, aber er hatte viel erlebt und viel gesehen and besaß in glücklichsten Maßen die Gabe des Humors: des spezifisch Berliner Humors, der zuweilen sehr derb werden kann, doch immer den Nagel auf den Kopf trifft. Zu Zeiten der ehemaligen Walhalla des Kommissionsrates Großkopf war Anger auch für diese tätig; er nannte sich Dramaturg des Instituts. Damals schuf er für diese Bühne seine erste Pantomime. Das war für die Spezialitätenwelt ein kleines Ereignis. Hier hatte bisher die englische Pantomime dominiert mit ihren Clownspäßen, Prügeleien und Ohrfeigenserien. Anger knüpfte an die altitalienische Pantomime an und wußte sie geschickt zu modernisieren

und zu lokalisieren. Im späteren Reichshallen-Theater und im American-Theater, zur Zeit, da dieses auf kurze Frist sein Heim auf dem Alexanderplatz aufgeschlagen hatte, wurde eine ganze Reihe „Berliner Pantomimen“ von Anger aufgeführt, die ungemein gefielen und den Verfasser rasch beliebt und populär machten. Seine größten Verdienste aber hat sich Anger um die Begründung des Luisen-Theaters erworben. Er nannte es zuerst Volkstheater, weil es der Posse und dem Spezialitätenprogramm dienen sollte. Doch er wollte höher hinaus. Mit der Umtaufe hielt ein neuer Geist auf der kleinen Bühne in der fernen Reichenberger Straße seinen Einzug. Man gab da ganz trefflich aufgeführte Klassikervorstellungen zu billigen Preisen und vernachlässigte auch das moderne Drama und Lustspiel nicht. Es war ein erster Versuch, das große Publikum, den Arbeiter und den kleinen Mann für die ernsthafte Kunst zu gewinnen. Und gerade das soll Anger unvergessen bleiben.

Das Luisen-Theater wird fortbestehen; eine andere Volksbühne aber ist in diesen Tagen für immer geschlossen worden. Auch sie lag weit ab von dem eleganten Berlin, hoch oben im Norden in der Lothringer Straße und hieß Gebrüder-Richter-Theater. Der Name entsprach nicht der Wahrheit. Die Gebrüder Richter waren in der Tat Vater und Sohn; aber schon von ihrem ersten gemeinsamen Auftreten an hatten sie als „Gebrüder“ firmiert. In Berlin sah man sie zum ersten Male vor langen Jahren in dem damaligen Luisen-Theater, dem heutigen Thalia-Theater in der Dresdner Straße. Sie produzierten sich dort als Tanzduettisten und Groteskjänger, und ihre beiden Schlager „Die Feuerwehr“ und „Die Jule“ wurden bald auf allen Straßen gesungen. Später kamen sie nach dem American-Theater, das unter der Direktion von August Reiff eine Popularität erlangt hatte, die es nie wieder erreichen sollte. Reiff selber als „Hirsch in der Tanzstunde“ mit dem wunderlich blödsinnigen Liede „An der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei“, der sogenannte urkomische Bendix mit seinen Gassenhauern und die Gebrüder Richter in ihren Paradestücken entzückten und begeisterten in den siebziger Jahren das Volk von Berlin. Es war eine harmlose Kunst und ein harmloser Humor.

Die beiden Richter verdienten viel Geld dabei; sie waren wirtschaftliche Leute. So wurde denn ein Grundstück in der Lothringer Straße gekauft und dort das Gebrüder-Richter-Theater geschaffen. Spezialitäten gab es da nicht; es wurden der Volksmuse die Pforten geöffnet. Die trug nun freilich ein seltsames Gewand. Die Bühne in der Lothringer Straße war wohl das originellste Theater Berlins. Die Inhaber setzten weder die Theateragenten noch die Autoren in Kontribution. Sie dichteten sich ihre Stücke selber, genau so, wie sie es ehemals mit ihren Duoszenen gemacht hatten. In den vierzehn Jahren, da das Gebrüder-Richter-Theater bestand, ist dort niemals ein anderer Autor zu Worte gekommen als Richter Vater und Sohn. Und als Adolf Richter, der jüngere der beiden, an der Schwindsucht starb, dichtete Wilhelm Richter allein weiter und war zugleich auch sein Hauptdarsteller. Er fabrizierte nur Possen, und sie vertrugen selten eine strengere Kritik. Aber sie haben Hunderttausende erheitert und hatten immer eine gewisse Moral; sie waren eine bessere Volkskost als die Tingel-Tangeleien und die gepfefferten Einakter im Gebrüder-Herrnfeld-Theater. Wie man von Herrn Adolf Ernst erzählte, daß in jeder der auf seiner Bühne gegebenen Possen eine Leiter vorkommen mußte, auf die er hinaufklettern und von der er wieder hinabrutschen konnte, so hatte Wilhelm Richter die Spezialität des Tanzens. Ein Stück, in das sich nicht eine Tanzszene einlegen ließ, gab es nicht für ihn. Soviel ich weiß, hatte Richter seine Bühnenlaufbahn als Figurant beim Ballett begonnen, und auch seine Frau war Tänzerin gewesen. Aus dem Gebrüder-Richter-Theater soll ein Tingel-Tangel werden. Das ist bezeichnend. Dem harmlosen Humor wird in der modernen Reichshauptstadt kein Platz mehr vergönnt. Trikot und Überbrettl, Augenweide und pikante Würze sind an seine Stelle getreten. Ich habe nichts dagegen, aber schon aus sittengeschichtlichen Interessen sollte man den Berliner Volkshumor von einst nicht ganz vergessen. Vom Eckensteher Nante bis zum Baron von Wolzogen ist ein weiter Schritt, und dazwischen liegt ein gutes Stück Kulturgeschichte . . .

Vom alten Hülsen und seinen Söhnen — Der erste Oberbefehlshaber in den Marken — Empfang der Presse im Rathaus

6. Mai

Die Ernennung des Grafen Hülsen-Häseler zum Chef des Militärkabinetts ist seit langen Wochen erwartet worden. Die Hülsen sind vom Glück begünstigte Leute. Der alte General von Hülsen, der 1849 verstarb, hatte nur einen einzigen Sohn namens Botho, den er, gleich ihm, Offizier werden und beim Kaiser-Alexander-Regiment eintreten ließ. Das war Anno 1834, und zu jener Zeit ging es mit dem Avancement ungeheuer langsam. So kam es, daß Herr Botho von Hülsen noch im Jahre 1851 Leutnant war, obschon er zwei Jahre früher — die letzte Freude seines alten Vaters — wegen seiner Tapferkeit vor dem Feinde vor der Front des Regiments dekoriert worden war. Aber nun kam ein gewaltiger Sprung im Avancement; er wurde vom Leutnant zum Generalintendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin unter gleichzeitiger Ernennung zum Kammerherrn befördert. Das war nämlich so gekommen. Mit dem alten Herrn von Küstner, dem früheren Intendanten, ging es nicht mehr. Er aß gern Austern bei Lutter und schlief viel und lange, war auch ein sehr netter Herr; aber zum Theater paßte er „wie ein Igel zur Haarbürste". Louis Schneider hat diesen Vergleich erfunden, der von seinen Lippen noch etwas drastischer klang. Und Louis Schneider, der beim Alexander-Regiment die gelegentlichen Liebhaberkomödien einzuüben pflegte, war auch derjenige gewesen, der König Friedrich Wilhelm auf das erstaunliche schauspielerische, dichterische und Regie-Talent des Leutnants von Hülsen zuerst aufmerksam gemacht hatte. Schon für den alten Hülsen hatte der König viel übrig gehabt; nun begann er, sich für den Sohn zu interessieren. Botho von Hülsen machte Karriere. Küstner hatte den Verwaltungsapparat der Hofbühnen in tollster Unordnung hinterlassen; Hülsen lichtete das Chaos. Er war ein Organisationsgenie und ein tüchtiger Beamter. Fünfunddreißig Jahre war er im Amte und hat manches Gute geschaffen; seine Schwächen sollen darüber vergessen sein. Paul Schlenther hat sie in seiner Broschüre „Herr von Hülsen und seine Leute" nicht gerade mit

feinem Takt aufgedeckt. Im Jahre seiner ersten Dekorierung, 1849, hatte Hülsen die Komtesse Helene Häseler geheiratet. Es ist bekannt, daß sie auch eine begabte Dichterin war und unter dem Pseudonym „Helene" manche sinnige Novelle und manches hübsche Gedicht veröffentlicht hat. Wie die Gunst Friedrich Wilhelms IV., so blieb dem Intendanten die König Wilhelms treu. Er war wirklich ein Glückskind, und auch gelegentliche Unannehmlichkeiten, wie die Affäre mit der Lucca, konnten seine Stellung nicht erschüttern. Von seinen vier Kindern sind die beiden Töchter nicht mehr am Leben. Die älteste, Marie, starb als Generalin von Naso vor etwa zehn Jahren, die zweite, Dorothea, hatte den Stuttgarter Hofoberstallmeister Baron Geyer von Schweppenburg geheiratet und wurde 1887 in Berlin beerdigt. Es verblieben zwei Söhne: Dietrich und Georg. Dietrich wurde Alexandriner wie sein Vater, Georg Gardekürassier. Und auf beide übertrug sich die königliche Gunst auch unter dem regierenden Herrn. Dietrich wurde im Feldzuge 1870 Offizier und kam schon ein Dutzend Jahre später mit dem Hauptmannsrange in den Generalstab. 1889 wurde er Flügeladjutant des Kaisers, und abermals zwei Jahre später wurde der nunmehrige Oberstleutnant unter dem Namen Hülsen-Häseler gegraft. Seine beiden ältesten Kinder sind in Wien geboren, wo er mehrere Jahre als Militärattaché der dortigen Botschaft verlebte. 1897 kehrte er als neuernannter Kommandant der Gardefüsiliere nach Berlin zurück. Nun ging es im Galopp, 1899 Generalmajor, General à la suite der Majestät, Chef des Stabes des Gardekorps und Kommandeur der zweiten Infanteriebrigade; dann Kommando in das Militärkabinett, und nun Chef des letzteren. Aber es muß gesagt sein — Glück und Gunst haben es beim Grafen Hülsen-Häseler nicht allein gemacht, auch seine eminente Tüchtigkeit hat mitgesprochen. Das muß man auch dem zweiten Sohne, Botho von Hülsen, lassen, der als Intendant des Wiesbadener Hoftheaters es sich nicht lediglich in der Sonne kaiserlicher Huld und Gnade wohl sein läßt, sondern an seinem Platze ein ganzer Arbeiter ist . . .

Die Ernennung des Generaloberſten von Hahnke zum Oberbefehlshaber in den Marken mag in den älteren Berlinern

manche Erinnerung an den zurückrufen, für den diese Stelle ursprünglich geschaffen wurde: an den ollen Wrangel. Die jüngere Generation hat ihn nicht mehr gekannt; ich entsinne mich seiner aber noch gut, zumal ich in meiner Berliner Kadettenzeit (lang, lang ist's her) öfters mit einem Neffen des Alten an die Wrangelsche Tafel gezogen wurde. Das war zu Anfang der siebziger Jahre, und damals hatte die Originalitätssucht des Feldmarschalls sozusagen ihre höchste Blüte erreicht. Seit Achtundvierzig war Wrangel in Berlin die populärste Persönlichkeit. Er focht mit seinen Truppen in Schleswig-Holstein, als die Revolution ausbrach und der König ihn als Oberkommandanten in den Marken nach Berlin zurückrief. Seine berühmte Parade am 20. September 1848, die er Unter den Linden abhielt und bei der er eine köstliche Ansprache an das Volk richtete, sicherte ihm von vornherein die Gunst des Publikums. Der „olle Wrangel" war noch bis in die fünfziger Jahre hinein eine stehende Figur in den Berliner Witzblättern. Als ich zum ersten Male sein schönes Palais betrat, war er nur noch ein komischer alter Mann, dessen groteske Art belächelnswert gewesen wäre, wenn sie mich nicht mit einer gewissen Wehmut erfüllt hätte. Für den Berliner Jargon und die Verwechslung von mir und mich hatte er immer eine gewisse Vorliebe. Sein Vorbild Blücher, unter dem er noch gefochten, hatte es ähnlich gemacht; nur lag Blücher mit der deutschen Grammatik tatsächlich in stetem Kampfe, während Wrangel sich das Berlinern angewöhnt hatte, weil er wußte, daß es seine Volkstümlichkeit erhöhte. Uns Kadetten erzählte er am liebsten von seiner Reise nach Konstantinopel, das er 1852 im Gefolge des Kaisers von Rußland besucht hatte. Die Schilderungen, die er von der Türkei und Südrußland und den „Onkels" in der Umgebung des Sultans entwarf, waren geradezu einzig. Aber auch von den Befreiungstagen und der Revolutionszeit sprach er oft; nur verwirrte sich schließlich sein Gedächtnis, und er warf bei seinen Erzählungen die Erinnerungen bunt durcheinander. Auf der Straße zeigte er sich bis in seine letzten Lebenstage nie anders als in der Uniform seiner dritten Kürassiere, die weiße Mütze mit blauem Rande tief in den Nacken geschoben, und am liebsten mit den

beginnt sich das Chaos ganz allmählich zu lichten. Es war bekanntlich ein Wunsch des Kaisers, die elektrische Bahn hier nicht in den Lüften, sondern unterirdisch zu führen. Am Nollendorfplatz beginnt erst die Hochbahn. In mächtiger Höhe über dem Platze, ein Wirrwarr von Eisenlinien, Bogen und Brücken und Treppen, erhebt sich der Luftbahnhof. Jules Vernesche Phantasie ist hier in die Wirklichkeit übertragen worden. Auf schiefer Ebene fahren die Wagen der Tiefbahn mit spielender Leichtigkeit auf den oberen Plafond. Dann geht es in sausendem Fluge weiter — eine Luftfahrt, an die sich der Bierphilister erst wird gewöhnen müssen. Aber man gewöhnt sich schließlich an alles. Die Hebung der Verkehrsverhältnisse Berlins ist eine der dringendsten Notwendigkeiten für die riesenhaft anwachsende Stadt. Pferdebahn und elektrische Straßenbahn genügen in keiner Weise mehr; auch das Droschkenwesen bedürfte einer Reorganisation. Die Einführung der praktischen Taxameter hat die gräßlichen Droschken „zweiter Güte" gottlob so in den Hintergrund gedrängt, daß man hoffen kann, sie werden bald ganz von der Bildfläche verschwinden. Die Automobildroschken vermehren sich leider nur langsam. Das ist schade. Das Automobil ist zweifellos das Gefährt der Zukunft. Wenn man bedenkt, wie schwerfällig die ersten Motorwagen beschaffen waren, welche Hindernisse sich ihrer praktischen Verwendung und der allgemeinen Einführung entgegenstellten — und nun sieht, wie sich die Systeme vervollkommnet haben, so kann man wohl mit Sicherheit voraussetzen, daß sich die Automobile auch im Verkehrsleben der Großstädte bewähren werden.

Die Automobilfahrt Paris—Berlin brachte eine hübsche Abwechslung in das sommerliche Leben. Nun ist es wieder still geworden — und auch langweilig. Die Feuerwehrausstellung am Kurfürstendamm bietet manches Interessante, lockt aber doch die Besucher nicht so, wie man gehofft hatte. Der See der Geselligkeit kräuselt sich kaum. Als der plötzliche Tod Wilhelm Bismarcks bekannt wurde, war noch ein guter Teil der Gesellschaft daheim, und Graf Bill hatte auch in Berlin viele Freunde. Der Hingang des greisen Fürsten Hohenlohe hat kaum eine Bewegung hervorgerufen. Von allen unseren großen und ver-

dienten Männern hat sich selten einer so wenig auf Popularität verstanden wie Hohenlohe. Sein Nachfolger im Amt hat die Kunst, sich volkstümlich zu machen, besser heraus. Von seiner anfechtbaren Rede bei Enthüllung des Bismarck-Denkmals zehrten die liberalen Blätter 14 Tage lang. Das Denkmal lockt die Neugierigen noch immer in Massen herbei. Auch ich habe mich neulich überwunden und der Betrachtung der Begasschen Schöpfung eine volle Stunde gewidmet. Man braucht nicht in den albern hämischen, absprechenden Ton des Professors Muther zu verfallen, um das Denkmal unschön zu finden. Die Masse und das Riesige hat es in diesem Falle nicht gemacht. Das ist wirklich nicht „unser" Bismarck und nicht der Bismarck, wie er fortleben wird, so lange es Deutsche gibt. Und ringsum die unschönen Allegorien: eine Sphinx mit Soubrettengesicht und eine Germania, die schläfriger aussieht, als der erwachende Michel. Schließlich ist alles Geschmacksache. Es gibt viele, die das Denkmal wundervoll finden; mich dünkt es barbarisch . . .

Zum Tode von Franz Renz — Ein Achtzigjähriger und ein Siebzigjähriger (Robert Schweichel und Gerhard von Amyntor)

15. Juli

Der Heimgang von Franz Renz hat auch bei uns allgemeine Anteilnahme erweckt. Sein Sohn Oskar, Mitglied des Zirkus Busch, ist meines Wissens der letzte des altberühmten Namens, der der Manege angehört. Die Künstlerfamilie Renz hat sich aufgelöst. Als der „alte Renz" zum ersten Male mit seinem Zirkus in Berlin erschien, war er in der equestrischen Welt schon wohlbekannt. Er hatte bei dem Seiltänzer Maxwaldt seine Karriere begonnen, war dann zu der Gesellschaft de Bach und schließlich in den Zirkus Brillhof gekommen. In Berlin begann seine Popularität, als er den Zirkus in der oberen Friedrichstraße bezog, dem erst später der in der Karlstraße folgte. Franz war sein ältester Sohn. Er hat sich redlich bemüht, den Spuren seines Vaters zu folgen, und es mag ihm schwer genug geworden sein, der mächtig anwachsenden Konkurrenz zu weichen. Seine Schwester Amanda heiratete ihren Reitlehrer Hager, einst der berühmteste Stallmeister

Wiens, dann der Matador der Pferdedreſſur und Schulreitkunſt in den ſiebziger und achtziger Jahren. Auch beider Töchterchen, die heutige Baronin Saucken-Tarputſchen, war eine ausgezeichnete Reiterin. Es folgten die Zwillinge Ernſt und Adolf, erſterer der Gatte der ſchönen Ozeana, die dann in die Welt ging und nur zuweilen nach Berlin zurückkehrte, um in Spezialitäten-Theatern ihre Drahtſeilkünſte zu zeigen. Aber auch jener Zeiten, da Ernſt ſich in der Manege ſeines Vaters als verwegener Sattelreiter beim Kaskaden- und Hindernisrennen zeigte, entſinne ich mich noch gut. Adolf Renz war mehr Organiſator als ausübender Künſtler; er hatte eine ſchöne Solotänzerin des Balletts geheiratet, die in den Pantomimen als ſeine Gattin noch tätig blieb. Und welche reizenden Mädchen waren Antoinette und Kätchen Renz, die jüngſte Tochter und die Nichte des Direktors, beide einſtmals gefeierte und vielumworbene Primadonnen des alten Zirkus, bis Kätchen mit dem Gymnaſtiker Godefroy auf Nimmerwiederſehen verſchwand. Auch die beiden Neffen von Ernſt Renz, François und Robert mit ihren Frauen, gehörten zu der Künſtlerfamilie; nur die erſte Gattin des verſtorbenen Franz Renz ſtammte aus bürgerlichem Hauſe und war nicht auf dem gelben Sande tätig. Alles vergeht hienieden; aber man wird doch wehmütig, wenn man der alten Renzſchen Herrlichkeit gedenkt — zurückdenkt an Eliſe Petzold, die unerreichbare Schulreiterin, an die niedliche Guerra, an Tom Belling, die Gebrüder Lee, den unglücklichen, ſpäter wahnſinnig gewordenen Baptiſte Loiſſet und ſeine Schweſter Luiſe, die einen Grafen Roſſi (Sohn der Henriette Sontag) heiratete, an die ſchönen Mädchen Clotilde und Emilie Roux-Loiſſet, die eine eine Baronin Reichenfels-Reuß, die andere tot, zu Paris von den Hufen des Schulpferdes „J' y pense“ erſchlagen. Und wo mögen die ehemaligen Berühmtheiten des Renzſchen Stalles geendet haben, die zwölf ſchwarzen Hengſte, der „Juſſof“ Hagers, der goldbraune „Danielo“ des alten Direktors, der „Byron“, den die Kaiſerin Eliſabeth der Eliſe Petzold ſchenkte, und der „Diby“, das koſtbare Springpferd der Frau Amanda Hager? Gewiß iſt eins: in der Sportwelt wird man den Namen Renz nie vergeſſen. —

Ein achtzig- und ein siebzigjähriger Geburtstag von allgemeinerem Interesse sind jüngst gefeiert worden. Die Freunde werden alt. Aber alt ist Robert Schweichel doch nur dem Anschein nach; das Herz ist jung geblieben. Eine ganz prächtige Patriotenerscheinung, dieser alte Schweichel: das Haar eisgrau, und eisgrau der lange Vollbart; das Auge jedoch hell und blitzend und die Gedanken hinter der hohen Stirn ruhelos, wie damals, als der heißblütige Freiheitskämpfer nach der Schweiz flüchten mußte, um sich vor der Reaktion zu retten. Schweichel ist der waschechte Demokrat geblieben und auch den Schlapphut von 48 zieht er noch immer dem Zylinder vor. Was er als Romanschriftsteller geleistet, ist bekannt, sein „Falkner von St. Vigil" gehört zu den besten epischen Dichtungen der Gegenwart. Aber auch ein lieber Mensch ist dieser silberhaarige Greis mit dem warmen Poetenherzen, und man hört gern zu, wenn er von vergangenen Zeiten plaudert, zumal er auch beim Glase kein Spielverderber ist. Der Siebziger ist Gerhard v. Amyntor oder Dagobert von Gerhard, wie er getauft worden ist. Er lebt nicht in Berlin, obwohl er unser häufiger Gast ist, sondern wohnt in Potsdam, und das ist das einzig Unbegreifliche an ihm. Wie ein Mensch, der es nicht nötig hat, 20 Jahre hintereinander in Potsdam aushalten kann, ist geradezu eine Merkwürdigkeit. Amyntor ist der typische alte Offizier. Kein Schlapphut und keinen Toelke-Knüttel, Gentleman und korrekt vom Scheitel bis zu den Zehen. Und viele Orden am Frack und um den Hals. Aber auch eine ganze Poetenseele, etwas philosophisch angekränkelt, doch nicht genügend zur Lebensverbitterung, und dabei ein Herz voll Menschenliebe. Man hat es ihm als Konservativem einstmals bitter verdacht, daß er sich in einer Broschüre energisch gegen die Maßlosigkeiten in der antisemitischen Bewegung wandte. Aber gerade als Konservativen und als positiv christliche Natur widerten ihn die Hetzereien an. Ein gewisser philosophischer Grundzug geht durch die meisten seiner Dichtungen. Die eine wenigstens: „Peter Quidams Rheinfahrt", wäre erhöhter Beachtung würdig gewesen.

Der Heimgang der Kaiserin Friedrich
Erinnerungen an die Verewigte

9. August

Stünden wir mitten in der Saison, so würde die Nachricht von dem schmerzlichen Trauerfall im Taunus wahrscheinlich ganz anders gewirkt haben. Im sommerlichen Berlin ist auch eine tiefergehende Bewegung kaum zu spüren. Die auf Halbmast gehißten Flaggen der öffentlichen Gebäude meldeten den Tod der Kaiserin Friedrich am Dienstag früh. Aber schon am Tage vorher wußte man, daß der Mann mit der Sense vor den Toren von Cronsberg Wache hielt. Das Telegramm am Abend traf niemanden unerwartet. In den Lokalen wurde die Trauernachricht rasch bekannt; man erzählte sie sich auf der Straße, und in den Telegraphenbureaus schwoll der Verkehr mächtig an. Aber im allgemeinen war die äußere Wirkung des Trauerfalles doch wenig zu bemerken. Das lag nicht daran, daß die verewigte Fürstin seit dem Tode Kaiser Friedrichs durch ihr zurückgezogenes Leben dem Volke fremder geworden; man war vorbereitet, und in solchen Fällen trifft ein Schlag minder hart. Es gab eine Zeit, in der die Kaiserin Friedrich auch bei uns in Berlin nicht überall mit gleichen Sympathien begrüßt wurde. Das war in Tagen erregter politischer Leidenschaft, da eine irreleitende Presse den großen Duldner auf dem Throne gewissermaßen als einen Parteikaiser zu reklamieren versuchte und mit geflissentlicher Absicht allerlei Vermutungen über politische Sonderbestrebungen der Kaiserin Friedrich ausstreute. Die Zeiten sind längst vergessen; die Trauer um die unglückliche Fürstin, die aus Tagen hellen Sonnenscheins so plötzlich in finstere Nacht gestürzt wurde, ist groß und ehrlich. Gerade die Reichshauptstadt hat viel an ihr verloren. Ihre Interessen für die schönen Künste wirkten doppelt fördernd und belebend in einer Zeit, die dem Militärwesen einen großen Platz einräumte. Viele ihrer wohltätigen Schöpfungen werden sie lange, lange überleben: so vor allem der Lette-Verein, das Viktoria-Lyzeum und das Heimathaus für Töchter höherer Stände.

Unwillkürlich drängt sich in den Schmerz um die heimgegangene Fürstin die Erinnerung. Es ist lange her, da ich die Kron-

prinzessin Viktoria bei Gelegenheit einer Parade, der ich selber noch in Wehr und Waffen beiwohnte, zum ersten Male in Uniform sah. Sie trug die schwarze, mit Silberschnüren geschmückte Attila der zweiten Leibhusaren, deren Chef sie war, auf dem Haupte die Bärenmütze mit dem Totenkopf, den klirrenden Säbel an der Seite; dazu einen langwallenden schwarzen Reitrock. Sie war eine prächtige Reiterin, und wie oft hat man sie mit ihren jugendlichen Töchtern durch den Tiergarten sprengen gesehen! Hundert Stätten Berlins erzählen von ihr. Da ist Schloß Bellevue, in dem Kronprinz Fritz und seine ihm eben angetraute Gattin den schwerkranken Friedrich Wilhelm IV. begrüßten, ehe sie Einzug hielten in Berlin. In Sanssouci saß Viktoria zu Füßen ihres armen Oheims und plauderte stundenlang mit ihm und brachte einen beglückenden Sonnenstrahl in die Nacht jener Tage. Und so war es auch im nahen Babelsberg, wo der Prinz von Preußen, ihr Schwiegervater, wohnte. Wir wissen, daß der spätere Kaiser Wilhelm der jungen Frau mit herzlicher Liebe zugetan war, wenn er auch die eigentümliche Raschheit ihrer Entschlüsse nicht immer billigte. Am wohlsten hat sich Viktoria aber in den ersten zehn Jahren ihrer Ehe in Bornstedt gefühlt, auf ihrem ländlichen Besitztum bei Potsdam. Da war sie nicht die Kronprinzessin, sondern nur die „gnädige Frau", wie einst die Königin Luise im stillen Paretz. An den Geburtstagen der prinzlichen Kinder wurde stets die ganze Schuljugend des Dorfes zu Gaste geladen; die Dorfjungen spielten und exerzierten mit den Prinzen, wurden uniformiert und erhielten Geschenke, und wenn es an einem dieser Festtage einmal regnete, so öffneten sich die Türen des Schlosses. Bornhack erzählt, daß gelegentlich eines Gewitters die Kronprinzessin selbst die Röcke der Kinder zum Trocknen angehängt habe.

Auch die Spielplätze im Tiergarten verdanken der Verewigten ihre Entstehung. Viel tat sie für ihre ländlichen Arbeiter, für die sie nach englischem Muster Einfamilienhäuser erbauen ließ, ferner eine große Kinderbewahranstalt, in der die Kleinen Unterkunft fanden, während die Eltern auf Arbeit waren. Mitleid und warme Nächstenliebe wohnten immer im Herzen Viktorias. Als ihr am Tage ihrer Silberhochzeit die Festgabe Berlins

überreicht wurde, beschloß sie, diese lediglich zugunsten der Kranken und Armen zu verwenden. Mit dem Plane des Viktoria-Hauses hatte sie sich schon lange getragen. Es sollte eine Anstalt werden, die der Krankenpflege neue Wege wies, und sie sandte deshalb zunächst eine ihr befreundete Dame nach England, die dort die hauptsächlich unter der Leitung der Miß Nightingale stehenden Institute kennenlernen sollte. Mit vier Pflegerinnen begann das Viktoriahaus seine segensreiche Tätigkeit; viele Hunderte sind inzwischen aus ihm hervorgegangen.

Dank ihren Anregungen wuchs auch das Kunstgewerbe-Museum hervor. Als es im Jahre 1881 eröffnet wurde, sagte der Kronprinz in seiner Begrüßungsrede: „Möge das, was die Kronprinzessin ins Leben gerufen, goldene Früchte tragen, den Gewerbetreibenden zunutz, allen Nationen zum Antriebe, in der Aufgabe zu wetteifern, das Höchste zu erringen im edlen Wettstreit um das Gute und Vollkommene." . . . Damals war das kronprinzliche Palais eine Stätte, in der Künstler und Gelehrte stets willkommene Aufnahme fanden. Mit vielen Künstlern verkehrte das Kronprinzenpaar auf fast bürgerlich vertrautem Fuße, so mit Anton von Werner, in dessen Hause namentlich unser Fritz gern weilte. Nach dem Tode des Prinzen Sigismund, dem in der Friedenskirche zu Potsdam ein schöner Denkstein gesetzt worden ist, kam die Viktoria-Invalidenstiftung zur Ausführung. Die Zeit nach 1866 verbrachte man vielfach in Baretz. Die Tage der Königin Luise schienen sich erneuern zu wollen.

Als sei es gestern gewesen, so frisch steht mir noch die Erinnerung an die Feier des neunzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelms im Gedächtnis. Und damals schon senkten sich trübe Schatten über das Kaiserhaus. Das Halsleiden des Kronprinzen begann und der Streit der Ärzte. Freilich — die Anwesenheit des Kronprinzenpaares in England, wo man das 50jährige Regierungsjubiläum der Königin feierte, schien den deutschen Ärzten Unrecht und Dr. Mackenzie Recht zu geben. Aber die Täuschung konnte nicht lange vorhalten. Berlin sah seinen Kronprinzen nicht, als er von England heimkehrte; er siedelte sofort nach Toblach über. Damals durchstreifte ich gerade das Ampezzotal. Und einmal vergönnte mir der Zufall, die Kronprin-

zessin zu sehen. Sie fuhr in einem Wagen durch den Wald, aber schon mußte eine Ahnung dessen, was kommen sollte, auf ihr lasten; ich schaute in ein todblasses Gesicht und in tiefschwermütige Augen. Freundlich erwiderte sie meinen respektvollen Gruß und lächelte dabei; aber es war ein unvergeßlich schmerzliches Lächeln. Der September kam heran, und es zeigte sich, daß Dr. Mackenzie in der Wahl des Aufenthaltsortes für den hohen Patienten das denkbar geringste Geschick bewiesen hatte; das Kronprinzenpaar siedelte nach Boveno am Lago Maggiore und dann in die Villa Zirio nach San Remo über.

Wer denkt in dieser Zeit nicht an jenes schneedurchstürmte Frühjahr zurück, da Kaiser Wilhelm für ewig die Augen schloß? Nicht an jenen Märztag, da Kaiser Friedrich mit seiner Gemahlin auf dem Bahnhofe in Charlottenburg eintraf? — Nur einmal habe ich in den neunundneunzig Tagen die Kaiserin Friedrich sehen können; das war damals, als sie die Überschwemmungsgebiete in der Provinz Posen besuchte. Sie trug das Trauerkostüm, das sie seitdem nicht wieder abgelegt hat, und ihr Gesicht war ganz weiß. Schon hatte das furchtbare Martyrium seinen Stempel auf ihr Antlitz gedrückt.

Nun ist sie erlöst. Von der Höhe des Schlosses wehen die Fahnen. Die gelbe Standarte und die purpurne und die von Kurbrandenburg. Aber sie flattern nicht fröhlich im erwachenden Wind, sondern hängen auf halbem Mast, und die Flagge auf dem Palais Kaiser Friedrichs trägt sogar einen schwarzen Flor. Berlin trauert, es hat seine Beschützerin verloren.

Aus den Gärten von Sanssouci

13. August

Heute wird man das, was sterblich an der Kaiserin Friedrich, durch die Gärten von Sanssouci nach der Friedenskirche geleiten. Es ist nicht mehr der Park Friedrichs des Großen und der Friedrich Wilhelms IV. Ich bin gestern draußen gewesen, seit Jahren wieder einmal. Als ich das letzte Mal hier war, umdämmerte mich das matte Grün eines Waldparks, in dem nirgends die Axt erklang, in dem keine rodende Hand das üppig wuchernde Unterholz entfernte, in dem sich

die Buketts zu Riesenkränzen verschlungen hatten. Es war ähnlich wie im Berliner Tiergarten: man hatte den Park geflissentlich verwildern lassen, und das rächte sich nun. Da sprach der Kaiser ein Machtwort. Man entsinnt sich, daß in den Blättern vor einigen Jahren darüber gescholten wurde, wie „erbarmungslos" man den Tiergarten lichte. Es war aber nur das notwendige Nachholen einer gärtnerischen Kulturarbeit, die man schon 30 Jahre früher hätte vornehmen sollen. So hat auch endlich des Gärtners Hand Sanssouci umgestaltet. Das war hier ungleich schwieriger als im Tiergarten: es war eine Riesenarbeit, die nicht über die Dauer des Lenzes und Herbstes zu bewältigen gewesen. Vor etwa acht Jahren wurde damit begonnen, und erst jetzt ist der neue Park von Sanssouci fertig geworden. Eine edle Tote soll ihm die Weihe geben.

Was Menschenfleiß zu überwinden fähig ist, das zeigt Sanssouci. Zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. stand hier noch der „wüste Berg". Die kahlen Sandhügel ärgerten den Großen Friedrich, als er Potsdam liebzugewinnen begann, und so erteilte er im Sommer 1744 seinem Baudirektor Dieterichs den Auftrag, Weinbergterrassen anzulegen. Ein Jahr später wurde der Grundstein zu einem „Weinbergs-Lusthaus" in die Erde gesenkt. Baron Knobelsdorff, der ehemalige Kapitän und nunmehrige Architekt des Königs, hatte den Plan entworfen, aber die Bauleitung abgelehnt, da Friedrich aus Sparsamkeitsgründen seiner Ansicht einer Unterkellerung des Schlosses entgegentrat. Bereits 1747 konnte Friedrich das Schloß beziehen, in dem seine berühmte Tafelrunde tagte und auf dessen Terrassen sein großes blaues Auge zum letzten Male in die Sonne schaute. Auch für die Gärten tat er viel, aber die Wasser der großen Fontäne, die ihn ein ungeheures Geld gekostet, hat er nie springen gesehen. Friedrich Wilhelm IV. setzte die Arbeit seines Oheims fort, und mit Rat und Tat stand ihm ein großer Gartenkünstler bei den Neuanlagen von Sanssouci zur Seite: Hermann von Pückler-Muskau. Sein Grundsatz war: nicht die Axt schonen, wo es nötig ist, sie zu gebrauchen. Viel hat fallen müssen: manch alter Baumriese, der in seinem Schatten vielleicht noch den kleinen Mann im Dreispitz und mit dem Krückstock hat wandeln

geſehen — und dicht verſchlungenes Buſchwerk, durch deſſen Grün einſt Voltaire und Keith und Algarotti und d'Alembert wandelten, wenn oben im Schloſſe der Gläſerklang vorüber war. Aber über der Pietät ſteht die Kunſt. Die Axt hat nicht nur gewütet; ſie hat auch Wunder vollbracht. Der Blick auf die Terraſſen iſt von einziger Schönheit. Die Rieſenfontäne wirft ihre Waſſer blitzend hoch über die Kronen der Bäume, mit ihrem kühlenden Giſcht die Blätter netzend. Über den Terraſſen ſchimmerndes Raſengrün, unterhalb der Buchen und Linden das Grün von Azaleen und Rhododendren. Unſere Erlaubniskarte gibt uns das Recht, den ſchon abgeſperrten Park zu durchwandern, in dem ſich noch hundert fleißige Hände regen, ihn zu der morgigen Trauerfeier würdig zu ſchmücken. Der Tag iſt heiß, aber in dem grünlichen, mit goldigen und purpurnen Reflexen vermiſchten Dämmer unter den Bäumen ſpürt man die Hitze kaum. Schneeweiß leuchten die Statuen, da das Reiterbild Friedrichs, das aus karrariſchem Marmor dem Rauchſchen Meiſterwerk nachgebildet worden, dort die noch aus Friedrichs Tagen ſtammenden alten Götterbilder, die das Baſſin der großen Fontäne umgeben. Aber die Porphyrbüſte Paolo Giardanos, den ausdrucksvollen Kondottierekopf, gleißt das Sonnenlicht. An der Neptuns- und Muſchelgrotte, die früher von wuchernden Weißdornhecken umbuſcht wurde, ſind ganz neue Anlagen entſtanden. Hier hat eine ſchöne Partie des Friedrich-Denkmals aus der Siegesallee ſeinen Platz gefunden. Auch im Verona-Wäldchen iſt viel gelichtet worden, nur der nordiſche und der ſizilianiſche Garten haben ihren Charakter beibehalten. In alter Pracht baut ſich das Orangeriehaus auf, wie ein Palaſt aus der beſten Zeit der florentiniſchen Hochrenaiſſance, mit ſeinem Säulenvorhof, ſeinen Türmen und Eckpavillons und ſeiner ſchöngegliederten Front. Da ſteht auch des vierten Friedrich Wilhelm Marmorbild.

Seine Schöpfung iſt die Friedenskirche am Eingange von Sansſouci, da, wo die Kaiſerin Friedrich ſchlummern ſoll. Am 14. April 1845, dem hundertjährigen Jubiläum Sansſoucis, wurde der Grundſtein gelegt. Der König ſchrieb damals an den Biſchof Eylert: „Es ſcheint mir paſſend, eine Kirche, zu einem

Palaſtbezirk gehörig, der den Namen ‚Ohne Sorge‘ trägt, dem ewigen Friedensfürſten zu weihen und ſo das weltlich negative ‚Ohne Sorge‘ dem geiſtlich poſitiven ‚Frieden‘ entgegen- oder vielmehr gegenüberzuſtellen . . .“ Perſius war der Erbauer der Kirche, und nach ſeinem Tode ſetzte Stüler die Arbeit fort. In ihrem altromaniſchen Baſilikenſtil iſt ſie eines der ſchönſten Gotteshäuſer in Potsdam, um das Friedrich Wilhelm IV. einen ganzen Kranz neuer Kirchen geſtellt hat. Zu dem Haupteingang gelangen wir durch ein Atrium, das eine Nachbildung von Thorwaldſens auferſtandenem Chriſtus und der von Kamp begonnenen und von Wolff vollendeten Gruppe „Moſes während der Amalekiterſchlacht beim Beten durch Aron und Hur unterſtützt“ enthält. Das dreiſchiffige Innere iſt von 16 ſchwarzen Marmorſäulen getragen. Vor dem Altar befindet ſich die Gruft, in der Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Eliſabeth ruhen. Ein aus karrariſchem Marmor gearbeiteter Auferſtehungsengel krönt ſie. Sehenswert iſt in der Apſis die altvenezianiſche Moſaik, die meines Wiſſens erſt von der Kaiſerin Friedrich erſtanden wurde. In der Gruft ruhten früher auch die Prinzen Waldemar und Sigismund, die früh verſtorbenen Kinder unſeres Fritz. Nach dem Tode des Kaiſers Friedrich wurden die beiden kleinen Särge jedoch in das Mauſoleum des letzteren gebracht, in das man von der Nordſeite des Atriums aus gelangt. Das Mauſoleum wurde 1890 von Raſchdorff nach dem Vorbilde der Kapelle zu Innichen in Tirol erbaut, die der Kaiſerin Friedrich bei dem letzten Schmerzensaufenthalt ihres Gemahls zu Toblach beſonders gefallen hatte. Der ſchlichte und doch überaus würdige Bau beherbergt die von Reinhold Begas geſchaffenen Marmorſarkophage des Kaiſers Friedrich und der beiden kleinen Prinzen. Die nun verewigte Kaiſerin hat für den Sarkophag ihres Gemahls ſelbſt bei Begas die Geſamtform beſtimmt: ein rechteckiger Marmorſarg, auf dem der Kaiſer im Todesſchlafe ruht. Er liegt auf ſeinem Feldmantel, das leicht zur Seite gewendete Haupt durch ein Kiſſen erhöht, in Küraſſieruniform, mit Waffenrock und umgeſchnalltem Panzer. Die Hände ruhen neben einem Palmenzweig auf der Bruſt, leicht gekreuzt über dem Knauf des Schwertes und einem Lorbeerkranz: jenem Lor-

beer von Wörth, den seine Gattin ihm gespendet und den man ihm mit in die Gruft gegeben hat. Die Beine sind mit dem Mantel bedeckt, der seitlich über die Ränder des Sarkophags herabfällt; die Füße aber umhüllt der in schweren Falten den Boden schleifende kaiserliche Hermelin. Begas hat den Kopf Kaiser Friedrichs häufig modelliert; aber in welchem Gegensatz steht beispielsweise die Büste im Zeughaus mit dem Kopfe auf dem Sarkophag! Dort der in kerniger Gesundheit strotzende Soldat und Held — hier der tote Mann: das Antlitz eingefallen, die tief in ihren Höhlen liegenden Augen geschlossen, auf der hohen Stirn mit tiefem Ernst gepaart eine unvergleichliche Milde und die Gloriole des Märtyrertums. In der technischen Ausführung fällt die meisterhafte Modellierung des Vollbarts und der Hände auf. Nebensächlicher wurde der Sarkophag behandelt. Die Reliefs — Symbolisierungen des Familienglücks, der Gerechtigkeit und der Jugenderziehung des Helden zum Waffenhandwerk und zu Wissenschaft und Kunst — sind gleichsam nur hingehaucht, wie in Umrissen gezogen. An den Ecken des Kopfendes sitzen zwei Adler mit geschlossenen Flügeln.

In der Altarnische des Mausoleums befindet sich noch eine weitere Meisterschöpfung: Ernst Rietschels Pietà. So ist dieser stille Rundbau ein Heiligtum des deutschen Volkes geworden: er umschließt viel Größe und Liebe.

Emil Pohl und die Berliner Posse — Wildenbruch und die Uhrmacher — Eine Schönheitskonkurrenz — Theaterskandale

26. August

Mit dem liebenswürdigen weißbärtigen Emil Pohl ist der letzte Vertreter der alten Berliner Lokal-Posse aus dem Leben geschieden. Es ist lange her, da ich Pohl kennenlernte. Es war im Kriegsjahr 1870 und ich noch ein junger Fant. Damals stand neben Wallner- das Woltersdorf-Theater in Blüte und man gab eine Posse Pohls, die hieß „Wir Barbaren“ und spielte in Feindesland. Es war nur die Auffrischung

eines älteren Machwerks, das schon im Jahre [illegible] über die Friedrich-Wilhelm-Stadt gegangen war, gefiel aber so ungeheuer, daß das Stück weit über hundertmal hintereinander gegeben werden mußte. Es war die Glanzzeit des Woltersdorff-Theaters: Künstler wie Georg Engels, [illegible], Heller und [illegible] standen neben dem [illegible], der seinen [illegible], auf der Bühne. Pohl war in die Fußstapfen seines Freundes Kalisch getreten. Schon in den sechziger Jahren hatte er bei Wallner manchen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt, so vor allem im „Jongleur", in dem die Schramm die [illegible] gab, im „Goldonkel", „Bruder Liederlich" und in „Mein Geld", Possen, die das Hauptrepertoire Helmerdings wurden. Dann wandte er sich dem Woltersdorff-Theater zu. „[illegible]" und die überaus lustige Studentenposse „Auf eigenen Füßen", aus der das hübsche Sträußchen „Feinsliebchen mein unterm Rebendach" in alle Kommersbücher übergegangen ist, bezeichneten hier den Höhepunkt seines Schaffens. Als Thomas später die Woltersdorffbühne übernahm, blieb Pohl ihr treu; aber er machte nichts mehr. Eine neue Posse — sie betitelte sich „Verfehlter Beruf" — fiel glänzend durch; auch bei Wallner und in der Friedrich-Wilhelm-Stadt folgten ähnliche Niederlagen. Pohl hatte sich ausgeschrieben. Aber einmal blühte ihm doch noch das Glück. Der kleine harmlose Einakter „Die Schulreiterin" und die Übertragung von „[illegible]" hatten ungeheure Zugkraft; es war das letzte große „Geschäft" Pohls, der gern von Geschäften sprach. Übrigens war er ein scharmanter, liebenswürdiger, gefälliger, immer entgegenkommender Mensch. Die alten Stammgäste Dressels werden sich seiner noch erinnern. Viele sind freilich nicht übriggeblieben, und der unter ihnen, der in beständigem lustigen Kriege mit Pohl lebte, der dicke Professor Pernice, ist ihm schon vor zwanzig Jahren in das Jenseits vorangegangen.

Daß Ernst von Wildenbruch Ehrenmitglied des Deutschen Uhrmacherverbandes geworden ist, ging jüngst durch alle Zeitungen. Aber wie Wildenbruch zu dem Stoffe seines „Meister Balzer" gekommen, jenes Dramas „aus dem Uhrmacherladen", das den

Anstoß zu jener eigenartigen Ehrung gegeben hat, das ist noch nirgends erzählt worden und immerhin interessant. Wildenbruch hatte bekanntlich anfänglich die Offizierskarriere eingeschlagen; sie befriedigte ihn nicht, er war nicht so recht mit Leib und Seele der preußische Leutnant, wie er sein soll. Er zog also den Rock der Gardefüsiliere mit dem silbergestickten Kragen aus und setzte sich hinter das Korpus juris. Als junger Referendar war er der Regierung zu Frankfurt an der Oder zuerteilt worden. Frankfurt wurde aber erst später stolz auf ihn. Wildenbruch wohnte in der Oderstraße, in der auch die Wiege von Heinrich von Kleist und von Franz von Gaudy gestanden hat, und dichtete damals bogenlange Epen. Doch auch seine dramatische Ader begann zu Frankfurt zu fließen, und er las gern in kleinem Kreise vor, was er geschaffen hatte. Nun wohnte nicht weit von ihm ein braver alter Uhrmacher, namens Balzer: Nicht das, was man gemeinhin ein Original zu nennen pflegt, aber doch mehr als ein gewöhnlicher Handwerker. Seine Uhrmacherei galt ihm als Kunst, in deren eigentümliche lebenerweckende Geheimnisse er mit Begeisterung eindrang. Mit diesem Meister Balzer hatte Wildenbruch sich angefreundet. Er verkehrte mit Vorliebe bei ihm, gab auch etwas auf sein Urteil, denn der Alte war ein gebildeter Mann. Aus der Erinnerung an diese Tage schuf Wildenbruch später sein Schauspiel „Meister Balzer" und widmete die Buchausgabe auch seinem Freunde, dem (vor einigen Jahren verstorbenen) Uhrmacher zu Frankfurt. Das Drama fand seinerzeit im Berliner Schauspielhause mit Matkowski und Paula Conrad als Balzer und Tochter nicht die Aufnahme, die es meines Erachtens wert gewesen wäre. Unser ziemlich skeptisches Premierenpublikum zeigte wenig Interesse für den Seelenkummer des alten Meisters und die Herzensnöte seines Töchterchens. Und doch gehören gerade diese beiden Gestalten zu den gelungensten und lebenswahrsten in den Dichtungen Wildenbruchs. Um so begeisterter nahm der Uhrmacherverband das Drama auf. Die dem Dichter bereitete Ehrung kam sicher aus dem Herzen heraus, und ich verstehe, daß Wildenbruch sich über sie gefreut hat. Eine ähnliche Huldigung

haben die Droschkenkutscher Berlins einmal Emil Pohl bereitet, der in seiner Posse „Klein Geld“ einen ihres Berufes verherrlicht hatte; da schrieben sie ihm eine Danksagung. Zwischen Kutscher und Uhrmacher ist nun freilich immerhin noch ein Unterschied. Aber warum soll sich nicht auch einmal ein Droschkenführer künstlerisch begeistern? Daß es die Weber Schlesiens aus Anlaß des Dramas Hauptmanns getan hätten oder die Offiziere auf den „Rosenmontag“ hin, habe ich nicht gehört. —

Sogenannte Schönheitskonkurrenzen hat es ja schon öfters gegeben, auch in Berlin, und einmal wurde Frau Betty Stuckardt, die Gattin eines Wiener Kellners, mit dem Lorbeer der Schönheit gekrönt. Aber es handelte sich bei allen diesen Konkurrenzen doch immer nur um das schon von Natur schönere Geschlecht. Kürzlich hat jedoch hier der erste Wettbewerb um Männerschönheit stattgefunden, und zwar, wie das nicht anders zu erwarten gewesen, in einem Bade: dem Licht- und Luftsportbad Kurfürstendamm. Neben einigen Bildhauern hatte der Maler Hoeppner-Fidus das Preisrichteramt übernommen, dessen Schönheitsideal, wie es sich in seinen Zeichnungen kundtut, freilich nicht von jedermann geteilt werden dürfte. Nun also: es hatten sich wahrhaftig über 70 schöne Männlichkeiten zusammen gefunden, die nach der Palme rangen; darunter ein paar kleine Jungen und eine Anzahl Greise. Auf Schönheit des Gesichts wurde nichts gegeben; es kam auf „normal-ideale“ Körperformen an. Infolgedessen präsentierten die Konkurrenten sich in der Badehose. Nun ist der Geschmack ja sicher auch in bezug auf Männerschönheit sehr verschieden. So wenig Schönheit als unter diesen 74 zur Schau Gestellten aber habe ich selten gesehen. Ein paar waren dabei, die ganz gut das Modell für Gerhart Hauptmanns aktstehenden Breslauer Dienstmann im „Kollegen Crampton“ hätten abgeben können. Ein alter Mann machte auf seine klassisch schönen Füße aufmerksam, die schon oft in Gips gegossen worden seien, und bedauerte dabei lebhaft, daß er seit vorgestern ein Hühnerauge habe. Im Umsehen waren von den 74 Schönheiten über 60 zurückgestellt worden. Nun wählte man weiter, und schließlich verblieben noch 6. Von die-

sen 6 mußte ein wirklich hübscher Bengel, da er noch Schüler war, gleichfalls ausscheiden, und dann prämiierte man einen dicken Handlungsgehilfen, der sich selber darüber zu wundern schien. —

Die Nachricht von dem eigentümlichen Vorkommnis, das kürzlich die Sommeroper im Berliner Theater zwang, vorzeitig die Vorstellung zu schließen, ist durch alle Blätter gegangen. Der Münchener Kammersänger Brucks konnte nicht weitersingen, weil er angeblich eines Kolikanfalls halber zu viel Morphium genommen hatte. Das mag der Fall gewesen sein; das Publikum glaubte aber, Herr Brucks habe zu stark pokuliert, und ulkte ihn an. Es gab häßliche Szenen, denen auch die Gemahlin des Gastierenden beiwohnte. Die Dame ist von hoher Geburt. Ihre Mutter war zwar eine Bürgerliche, eine geborene Mendel, wurde aber zur Freifrau von Wallersee erhoben, als sie sich mit dem Herzog Ludwig in Bayern morganatisch vermählte. Die einzige Tochter dieser Ehe heiratete, 18jährig, den Grafen Larisch-Mönnich, wurde 1896 von ihm geschieden und ist heute die Gattin des Sängers Brucks. Ein seltsames Schicksal. Aus ihrer ersten Ehe besitzt sie 5 Kinder, von denen der älteste Sohn, Graf Franz Joseph Larisch, vor einigen Wochen eine unermeßlich reiche Amerikanerin, Miß Satterfield, heimgeführt hat.

Die unangenehme Theateraffäre des Herrn Brucks erinnert mich an eine ähnliche, die ich einmal in Wiesbaden erlebte. Da sang Fräulein van Zandt, oder sie sollte wenigstens singen, doch es ging nicht, denn sie taumelte beständig. Auch ihr Zustand wurde einer zu großen Portion Morphium zugeschoben. Ärger noch war ein Theaterskandal im Deutschen Theater unter L'Arronge. Es wurde „Zopf und Schwert" gegeben, und ein junger Anfänger debütierte. Aber der Unglückliche konnte seine Rolle nicht und brach schließlich in Tränen aus; er mußte abtreten, und seine Rolle wurde gelesen, so daß wenigstens die Vorstellung fortgesetzt werden konnte. Später stellte sich heraus, daß der arme Debütant hochgradig nervös war; er ist vor einigen Jahren in einer Irrenanstalt gestorben.

Auch der Wintergarten hat die Saison mit einem neuen Programm eröffnet. Die Perle der Darbietungen sind die „lebenden Affichen", plastische Darstellungen der dekorativen Schöpfungen Muchas. Das Programm behauptet, Sarah Bernhard habe Mucha „entdeckt". Das ist zuviel gesagt; aber berühmt gemacht hat sie ihn tatsächlich. Muchas frühere Plakate hoben sich wenig aus der Menge heraus; es waren die schablonenhaften nackten Frauenzimmer, die man auf den meisten Pariser Affichen findet. Sarah Bernhard kam auf die Idee, für die für sie geschriebenen neuen Rollen sich besondere Plakate fertigen zu lassen, vorwiegend dekorativ gehalten, im freien Phantasiestil. Ähnlich hatten sich die Tänzerin Lidia und die Loie Fuller von Chéret Plakate malen lassen. Auch sie sind berühmt geworden; aber großzügiger sind doch die Muchas. Und diese köstlichen Affichen plastisch wiederzugeben, war jedenfalls ein vortrefflicher Gedanke. Man wählte dazu ein hübsches Kind, das Modell Lygie. Mucha selbst stellte die Bilder und alle Dekorationen, Kostüme und Requisiten wurden nach seinen Entwürfen angefertigt. So ist eine Reihe wundervoller Tableaux entstanden. Die Plakate für die „Kameliendame", für „Gismonda" und „Prinzessin Jointaime", die „Lebenden Blumen" und die „Schönheit" Muchas ziehen in holder lebendiger Verkörperung an uns vorüber: eine melodische Farbenharmonie, in der die Töne sich einander verschmelzen und gleichsam elektrisch durchleuchtet sind. Seltsamerweise scheint das Publikum diesen Darbietungen nicht allzuviel Interesse entgegenzubringen. Die sogenannte „kleine Bühne" in einem Winkel des Wintergartens erschwert die Betrachtung auch sehr.

Die Umgestaltung der Alten Jakobstraße — Zwei vom Wallner-Theater: Agnes Wallner und Blencke

30. September

Die Alte Jakobstraße soll demnächst eine völlige Umgestaltung erfahren. Damit verschwindet ein sehr interessantes Stück des Berlins von einst, wenn auch kein schönes. Die Alte Jakobstraße ist Ende des 15. Jahrhunderts entstanden. Sie bildete die Verbindungslinie zwischen den Wegen nach Rix-

dorf, Tempelhof und Schöneberg, und ein Spreearm floß durch die hier liegenden Felder. Unter dem Großen Kurfürsten wurden die Felder zu Gärten, in denen sich freundliche Landhäuser erhoben. Dann begann man, Berlin von neuem zu befestigen, durch die Gärten zogen sich Wälle, Gräben und Trancheen, und der Spreearm wurde zugeschüttet. An der Ecke der Kürassierstraße lag der kurfürstliche Hammelstall, aus dem später ein Freihaus für die Amme des Kronprinzen Friedrich wurde. Ein anderes Eckhaus, an der Stallschreiberstraße, war der „Gasthof zum Grünen Baum", neben dem „König von England" in der Burgstraße eines der ältesten Hotels der Stadt. Die Entfestigung Berlins wurde unter Friedrich dem Großen kräftig in Angriff genommen, und nun erhielt auch die Alte Jakobstraße stattliche Häuserreihen. Damals hieß sie freilich noch „An der Contreescarpe"; ihren jetzigen Namen bekam sie erst 1780. Ein anderes interessantes Überbleibsel aus Alt-Berlin, das Lagerhaus in der Klosterstraße, hat in diesen Tagen ein merkwürdiges Jubiläum gefeiert. Es hieß ehemals das „Hohe Haus" und in ihm wohnten die Markgrafen von Brandenburg, wenn sie Berlin besuchten, was unter den Askaniern und den Luxemburgern aber nur selten vorkam. Im „Hohen Haus" schlug auch der Falsche Waldemar sein Quartier auf, als die Berliner ihm als dem vom Tode auferstandenen großen Markgrafen zujubelten, und hier nahm der erste Hohenzoller am 20. Oktober 1415, von Konstanz kommend, die Huldigung der Stadt entgegen. Erst der Eisenzahn gab das „Hohe Haus" auf; während der Rebellion der Städte hatte man das Archiv erstürmt und vernichtet, und da errichtete der Eiserne unweit der Langen Brücke seine „Zwingburg", und das „Hohe Haus" wurde seiner ursprünglichen Bestimmung als Residenz entzogen. Ein Ritter von Waldenfels erhielt es als Lehn; später wurde es Sitz des Gouvernements, dann eine Ritterakademie, bis der praktische Friedrich Wilhelm I. es in eine Tuchfabrik umwandelte. 1705 wurde es gänzlich umgebaut und in das verschiedenen Zwecken dienende „Lagerhaus" umgetauft. Dahinter liegt das Geheime Staatsarchiv, daneben Prof. Ewalds Kunstschule und hinter dieser, in

der ehemaligen Werkstatt Rauchs, das Rauchmuseum, eine leider nicht vollständige Sammlung der Werke des Meisters in Modellen und Gipsabgüssen. —

Zwei Tote hatte man hinausgetragen, zwei von der altberühmten Garde des Wallner-Theaters: Agnes Wallner und Blencke. Freilich stand Agnes Wallner nur so lange auf der Bühne ihres Gatten, als auf dieser noch das französische Konversationsstück vorherrschte; als die Lokalposse sich Bahn zu brechen begann, zog sie sich in das Privatleben zurück. Das tat auch ihr Gatte, den die Blütezeit des Wallner-Theaters zum reichen Mann gemacht hatte. Die jüngere Generation wird sich seiner kaum noch erinnern, und auch ich war ein noch blutjunger Mensch, als Hans Wachenhusen mich an einem Frühlingstage Mitte der siebziger Jahre mit Wallner vor dem Kasino in Monte Carlo bekannt machte. Wallner war ein unermüdlicher Tourist geworden; er lud mich damals ein, ihn in Nizza zu besuchen, und ich tat es gern und entsinne mich noch meines Erstaunens, als ich auf seinem Zimmer einen mächtigen Koffer sah, dicht gefüllt mit Büchern: nur Romanen und Novellen. Er pflegte die ganze moderne Literatur mit auf Reisen zu nehmen. Ein Jahr später starb er. Seine Witwe heiratete noch einmal, aber die neue Ehe ging rasch wieder in die Brüche. In jenen Kreisen der Berliner Gesellschaft, die der Literatur und Bühne näherstehen, war Frau Agnes Wallner eine bekannte Erscheinung. Man sagte ihr viel Gutes nach, und besaß sie Feinde, so waren es wohl nur diejenigen, die ihre große Offenherzigkeit und ihre Schlagfertigkeit fürchteten. In ihrer Loge im Schiller-Theater, jenem Musentempel, in dem sie selbst einst glänzende Triumphe gefeiert, war sie bei jeder Premiere zu sehen und übte scharfe Kritik. Von ihren beiden Söhnen ging nur der jüngere, Franz, zur Bühne; er führte auch eine Zeit hindurch mit seinem Bruder Heinrich das Wallner-Theater, als Kommissionsrat Hasemann das Direktionszepter niedergelegt hatte; aber die gute alte Zeit des Berliner Humors war vorüber: die Geschäfte wollten nicht gehen. Ein Stückchen dieser guten alten Zeit des Wallner-Theaters hat der verstorbene Blencke unter Lebrun noch mit erleben können. Oskar Blumen-

thal tat recht daran, daß er sich Blencke versicherte, als er sein Lessing-Theater gründete. Blencke war keine hervorragend schöpferische Kraft, kein Meister der Charakteristik, aber ihm war ein eigener sonniger Humor gegeben. Er verdarb nie etwas, er war immer am Platze. Sein Engagement am Schauspielhaus entsprach einem Wunsche des Kaisers. Von der alten Garde des Wallner-Theaters hat der Kaiser das Dreiblatt Formes, Meißner und Blencke immer besonders gern gehabt. Als Prinz Wilhelm war er häufiger Gast im Wallner-Theater, und noch sehe ich ihn Unter den Linden reiten und plötzlich sein Pferd zügeln; er hatte Blencke auf dem Trottoir erblickt, der tief grüßend stehen geblieben war, rief ihn heran, schüttelte ihm die Hand und sagte ihm ein freundliches Wort über sein Spiel in den „Wohltätigen Frauen". In den „Wohltätigen Frauen" ist meines Wissens Blencke auch zum letzten Male aufgetreten. Dann spann ein schweres Geschick dunkle Schatten um den lustigen Mann — und nun ruht er aus von der großen Komödie . . .

Die große Virchow-Feier

14. Oktober

Mit seltener Einmütigkeit nimmt die Wissenschaft aller Kulturvölker an der Virchow-Feier teil. Die nationalen Gegensätze sind verschwunden, und ach, wie zwerghaft klein schrumpft die Lokalpolitik zusammen, die den Achtzigjährigen für sich in Anspruch zu nehmen sucht, weil auch er, von dem die Presse der Welt heute spricht, zu der Gefolgschaft Eugen Richters gehörte! Was tut uns das?! Virchow ist für uns nicht der Politiker, fürwahr nicht, sondern die glänzende Leuchte der Wissenschaft, die zwei Jahrhunderte erhellt und die noch weit hinein in die Zukunft ihren glänzenden Schein werfen wird, ist der deutsche Gelehrte, auf den wir im tiefsten Herzen stolz sind und dem wir voll Ehrfurcht nahen. Wer kennt draußen in der Welt das politische Wirken Virchows? Nicht viele. Aber den Namen Virchows als „Meister der Meister", den kennt man in allen Winkeln des Erdballs, überall da, wo die Sonne der Kultur Licht und Wärme verbreitet. Und daß er unser ist, das gereicht dem Vaterlande zum Ruhme.

Unwillkürlich überstürmten einen die Erinnerungen bei dieser Virchow-Feier im Abgeordnetenhaus. Nicht dort hätte ich mir — das ist eine persönliche Ansicht — die Feier gewünscht; eben der Erinnerungen wegen. Aber Virchow gehört seit fast einem Menschenalter dem Abgeordnetenhause an — und das war maßgebend. Schon am Freitag abend begannen die Vorbereitungen. Der Festleiter und erste Sprecher, Professor Waldeyer, hatte im Hotel Bristol in Gemeinsamkeit mit den auswärtigen Vertretern der medizinischen Wissenschaft und den Führern zahlreicher Deputationen so eine Art von Schlachtplan entworfen, wie sich der Festakt entwickeln sollte. Und Professor Waldeyer erwies sich als ein außerordentlich geschickter Regisseur. Es war nicht leicht, bei der ungeheuren Anzahl derer, die dem Meister zu huldigen gedachten, die rechte Auswahl zu treffen und mit Umsicht die Rollen zu verteilen. Nicht leicht vor allem, jedem einzelnen die Überzeugung beizubringen, daß man einem Greise gegenüberstehe und daß auch ein Übermaß an Ehren seine Schattenseite habe. Es waren manche da, die trugen gewaltige Reden in der Verschwiegenheit ihres Busens und ihre Gesichter verlängerten sich, als Waldeyer mahnend sagte, mehr als fünf Minuten Sprechzeit könne er keinem gewähren . . . Schon seit einigen Tagen brachten die Fremdenlisten der Berliner Hotels allerhand berühmte Namen. Guido Baccelli, der italienische Landwirtschaftsminister, ist ein Forscher wie Virchow: ein vornehmer Kopf mit energischen Zügen, das weiße volle Haar nach rückwärts gekämmt, die dunklen Augen lebhaft blitzend. Anders im Äußeren Lord Lister, der große englische Anatom, der typische Sohn Albions, ein old gentleman mit graugrünen Favorits und glattem Antlitz, gemessen in jeder Bewegung und nur um den rasierten Mund zeitweilig ein leichtes nervöses Zucken. Professor Cornil, der Vertreter Frankreichs, ist bedeutend jünger, und eine entfernte Ähnlichkeit mit ihm hat Professor Weichselbaum, der österreichische Anatom, der die Grüße Wiens für Virchow brachte. Geheimrat Waldeyer hatte schon am Freitag viel vorzustellen. Da war ein Graf Moerner, der Schweden vertrat, und Professor Schwedoff aus Odessa, der noch einen anderen Geheimen Staatsrat bei sich hatte, dessen Name

eine ganz neue, übersichtlichere und zweckmäßigere Aufstellung erfolgt, daß man sehr wohl sagen kann, das Museum sei erst jetzt eröffnet worden. Auch für den Laien hat diese Sammlung ihre merkwürdigen Reize. Vor der Sammlung der Skelette und Schädel kann man nur staunend stehenbleiben; die gigantischen Knochengerüste menschlicher Kolosse sind hier mit Liliputanerresten vereinigt; dazu kommt die Sammlung der Monstrositäten, kommen die Abteilungen der Geschwülste, des Aussatzes und seine furchtbarste Form in der ungeheuerlich entstellenden Elephantiasis, der Knochenerkrankungen und Kriegsverletzungen. Überaus reichhaltig sind die anatomischen Präparate und die Parasitenkulturen. Es ist eine schreckliche Sammlung, ein Museum des Abnormen und Fürchterlichen; aber auch ein Arsenal, das die Waffen liefert wider Elend und Tod. Und man muß hören, mit welcher ruhigen Gemächlichkeit der greise Meister alle diese aufgehäuften Schrecklichkeiten erläutert und erklärt, und wie sein Gesicht leuchtet, wenn er auf etwas ganz besonders Gräßliches aufmerksam machen kann. Denn über alles Entsetzliche hier gebietet er; hier ist er zu Hause, und seines Geistes Hauch geht durch die Räume und bannt die blasse Furcht. Als Erinnerung an diesen Tag verteilte Virchow eine Art Denkschrift, während der Kultusminister dem Institut eine vom Bildhauer Hans Arnold prächtig modellierte Büste des Jubilars stiftete.

Die Hauptfeier fand in den Nachmittags- und Abendstunden statt. Das große Festbankett in der Wandelhalle des Abgeordnetenhauses vereinigte über zweihundert Personen. Wiederum eine erlesene Gesellschaft: außer den schon Genannten Sir Felix Semon, der bedeutendste englische Laryngologe, der Chirurg Tarauecki aus St. Petersburg, der berühmte Entdecker des Leprabazillus, Professor Hansen aus Kopenhagen, Professor Toldt aus Wien, Professor Radczewski aus Odessa — es ist nicht möglich, auch nur die erlauchtesten aus diesem erlauchten Kreise aufzuzählen. Irre ich nicht, so war auch Robert Koch anwesend, den die Fama als Virchows „größten Gegner" bezeichnet; gegenüber dem Jubilar hatte Menzel Platz genommen — auch einer von denen, denen man nicht ansieht, was Gott ihnen

schenkte an Genie. Der erste Toast galt naturgemäß dem Kaiser; Graf Posadowsky brachte ihn aus. Zahllose weitere Trinksprüche folgten: es war mehr ein Redetournier mit Verpflegung, als ein Diner.

Wahrhaft imposant war die Kundgebung des Abends. Im festlich geschmückten Sitzungssaale des Hauses, in dem auch die Virchow dargebrachten Geschenke Aufstellung gefunden, hatte sich noch einmal der riesige Freundeskreis des greisen Gelehrten zusammengefunden. Inmitten der schwarzen Frucks sah man hier aber auch lichte Damentoiletten, die dem Gesamtbilde nichts von seiner Feierlichkeit nahmen, es aber doch farbiger und freundlicher ausgestalteten. Unter Fanfarenklang führte Geheimrat Waldeyer den Jubilar in den Saal und nahm dann als erster das Wort. In ununterbrochener Reihe folgten die Beglückwünschungen von seiten der Behörden, der Deputationen und Vertreter des wissenschaftlichen Auslandes. Kultusminister Dr. Studt brachte ein gnädiges Handschreiben des Kaisers mit der goldenen Medaille der Wissenschaft. Ministerialdirektor Althoff sprach für das Medizinalwesen, Professor Lessing im Auftrage der Museumsverwaltung, Generalstabsarzt von Leuthold für das Kriegsministerium. Minister Baccelli zeigte, daß er aus klassischem Lande kam: er hielt eine zündende Rede in lateinischer Sprache, die lebhaft applaudiert wurde. Virchow war bewundernswert. Er hatte für jeden ein Lächeln, für jeden einen Handschlag, für jeden einen liebenswürdigen Dank. Um acht Uhr hatte der Festakt begonnen, und längst hatte der Zeiger auf der Uhr die Mitternachtsstunde jenes Tages überschritten, an dem Virchow vor achtzig Jahren das Licht der Welt erblickte, als der letzte Redner, Professor Fränckel, mit einem nochmaligen Hoch die Feier abschloß.

In der Tat: Berlin hat selten einen Tag erlebt wie den gestrigen. Nicht die Stadt, nicht Deutschland, nicht die Nation hat Virchow gehuldigt, sondern die Welt tat es.

Inhaltsverzeichnis

1894

3. Februar. Aus alten Berliner Adreßkalendern 9

22. März. Das Amtsgericht Berlin-Mitte und das alte Kadettenhaus. Vom Pagendienst 13

1. Mai. Vom Geschmack des Berliners. Aus der Theaterwelt. Der dramatische Niedergang 19

12. September. Feldmarschall von Manteuffel und sein Nachlaß . 22

20. September. Helmholtz und Brugsch-Pascha †. Vom alten Unruhe-Bomst 25

24. September. Klein-Glienicke und seine Bewohner. Eine prinzliche Taufe. Von der sozialdemokratischen Frauenbewegung . . . 28

6. Oktober. Das Kladderadatsch-Duell. Noch ein unblutiger Zweikampf. Erinnerungen an König Alexander von Serbien und den Erzherzog Otto von Österreich 32

19. Oktober. Fahnenweihe Unter den Linden. Festvorstellung im Opernhause. Eine Berliner Magistratssitzung mit Hindernissen 36

28. Oktober. Unsere Hofhistoriographen (Sybel und Treitschke). Der neue Kanzler (Fürst Hohenlohe) 41

10. November. Berliner Premierenpublikum. Max Nordau in Wut. Ein Deklassierter 43

6. Dezember. Die Einweihung des neuen Reichstagshauses. Ein Kanzler in Zivil und ein Präsident in Uniform 47

14. Dezember. Bälle der Botschafter. Feste bei Einsiedels und Beroldingens. Der Tod in der Gesellschaft 51

26. Dezember. Von zwei Siebzigjährigen: Ludwig Barnay und Baldwin Möllhausen 54

29. Dezember. Alt-Berliner Konditoreien: Kranzler, Koblank, Spargnapani, Courtin, d'Heureuse, Josty, Stehely, die Anglo- und die Kadetten-Konditorei 58

1895

30. Januar. Smoking und Überrock. Der erste Kavalierball. Preisefest. Januarball bei Hofe 63

8. Februar. Vom zweiten Kavalierball. Im Palais Radziwill. Schloßball bei den Majestäten 67

15. Februar. Subskriptionsball im Opernhause. Wohltätigkeitsfest der Bühnengenossenschaft. Theater der Hofgesellschaft. Auf der italienischen Botschaft. Bei Exzellenz Stephan 70

3. März. Vom Bismarck-Kommers der Berliner Hochschulen . . 75

17. März. Vom verstorbenen Sacher-Masoch. Hammerstein-Loxten und die Dyhrenfurths 76

22. März. Bazar der Hofgesellschaft im Hotel Kaiserhof . . . 79

2. April. Des Alt-Reichskanzlers Ehrentag als Nationalfest . . . 81

7. April. Saison-Neuheiten bei der Tafel. Botschaftsfeste. Neue Diplomaten 83

14. April. Ostern und die Ostereier. Emil Taubert †. Eine Hundertjährige. Die Affäre Kotze 86

3. Mai. Geschichten vom Heiratsmarkt. Die Suchenden und die Gesuchten 90

8. September. Die Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Das Kamel-Relief. Die Mitarbeit des Zoo 95

8. Oktober. Gräfin Josefine Dönhoff. Zwei Scheidungsprozesse. Mascagni in Berlin 97

24. November. Graf Bogislav Kleist vom Loß. Ein Sohn der Wollrabe 99

12. Dezember. Der Ehrentag Adolf Menzels. Aus seinem Haushalt 101

19. Dezember. Die deutsche Bühnengenossenschaft. Orden und Bärte 103

22. Dezember. Der verschwundene Fritz Friedmann. Diner bei Hohenlohe 105

31. Dezember. Boettticher und die Zensur. Die Verhaftung Hammersteins. Die Berliner Schornsteinfegerjungen und die großbritannische Botschaft 107

1896

5. Januar. Eine Hauptmann-Premiere und ihr Echo 111

12. Januar. Herr Jacques Saint-Cère vom „Figaro". Der Ball der Schriftsteller 114

25. Januar. Der kleine Zuckerjunge Max Lebaudy und seine Berliner Gegenstücke. Professor Eduard Müller †. Neues von den Botschaften. Wohltätigkeitsfeste. Von der Damenmode 116

9. Februar. Gesellschaft auf der österreichisch-ungarischen Botschaft. Diners beim Marquis de Noailles und dem Grafen Lanza. Ball der Berliner Presse. Der Abschied des Barons de Grancey. Der Tod des Prinzen Eugen Ratibor 123

24. Februar. Das Fest des Brandenburgischen Provinzial-Landtags. Gesindeball. Allerlei aus der Gesellschaft 128

9. März. Erinnerungen an den Siebziger Krieg. Personenwechsel auf der großbritannischen Botschaft. Der Rücktritt des Herrn von Levetzow. Ghika und Beldiman 130

10. März. Musikalische Soiree beim Kaiserpaare 134

17. März. Der Besuch des Grafen Goluchowski. Diner bei der Kaiserin Friedrich. Maskenfest beim Prinzen Aribert von Anhalt 135

25. März. Karl Peters und die Presse. Das Kaiserpaar auf der russischen Botschaft 138

15. April. Nachklänge zur „Affäre Kotze" 139

27. April. Die Duell-Debatten im Reichstag. Gräfin Louise Wrschowetz †. Erinnerungen an Konstantin von Grimm . . 141

30. April. Eine Wohltätigkeitsvorstellung der Hofgesellschaft . . . 144

15. Mai Von der Gewerbeausstellung in Treptow 148

24. Mai. Der Blumenkorso in Westend. Sportfest vor der Kaiserin 150

4. Juni. Zarenehrung im Berliner Lustgarten. Das historische Exerzieren der zweiten Gardeinfanteriebrigade 151

11. September. Alexander Baron von Roberts † 154

9. Oktober. Pfarrer Naumann und Herr von Egidy 156

11. November. Das Mikado-Fest beim japanischen Gesandten . . 157

2. Dezember. Der Tod des Fürsten von Fürstenberg 158

1897

14. Januar. Die Zeit der Maskenbälle. Diners beim Kultusminister und dem Marquis de Noailles. Besuch des Barons Henry Rothschild 163

23. Januar. Das Fest des Schwarzen Adlers. Die große Cour und die Neuvorgestellten. Wechsel im geselligen Leben 166

29. Januar. Königs Geburtstag und seine Feier. J. H. van Schorer und sein Blatt 171

17. Februar. Der zweite Hofball. Tanz auf der großbritannischen Botschaft 174

25. Februar. Die Holländische Kirmes im Ravenéschen Palast. Vom Subskriptionsball. Der siebzigjährige Professor Scheibler . . 175

7. März. Faschingsball bei Hofe. Kostümfest bei Baron Iturbe . 179

25. März. Die Hundertjahrfeier. Wildenbruchs „Willehalm". Atelierfest bei Begas. Trauer auf der englischen Botschaft . . 180

15. April. Wie der Kaiser mit seinen Offizieren lebt. Heinrich Stephan † 186

20. April. Reform der Frauenkleidung. Die neuen Moden . . . 189

17. Mai. Das alte Haus der Berliner Generalintendanz und seine Bewohner 193

21. Juni. Die sportliche Hundertjahrfeier in Karlshorst 195

31. Juli. Das Berliner Ballett und die Aristokratie 198

28. September. Aus den Manövern 200

28. Oktober. Die Fahnenweihe. Aus der Gesellschaft 202

3. Dezember. Zwei Achtzigjährige: Mommsen und Carl Frenzel . 204

21. Dezember. Emil Hahn und das Viktoriatheater. Nachklänge von der Frenzel-Feier 207

1898

7. Januar. Vom alten General des Barres. Frau Rosalie Strikker † 211

22. Januar. Das Krönungs- und Ordensfest 212

3. Februar. Der kleine Hofball und die erste Defiliercour. Die Toiletten 215

15. Februar. Die letzten Bälle bei Hofe und auf den Botschaften 218

25. Februar. Faschingszauber bei Kroll. Gesellschaftsabende im Palais Pleß, auf der serbischen Gesandtschaft und bei Anton Radziwill 219

4. März. Der Alpenball 221

10. März. Höfische Wohltätigkeits-Vorstellung im Neuen Theater . 223

8. Mai. Das fünfzigjährige Jubiläum des „Kladderadatsch". Ein Gruß aus Friedrichsruh 225

24. Mai. Frühling in Berlin 229

9. Juni. Erinnerungen an das Nobiling-Attentat vor zwanzig Jahren 230

4. Juli. Der fünfzigste Geburtstag der „Kreuzzeitung" 232

31. Juli. Berliner Fahnen auf Halbmast: der Tod Bismarcks . 235

8. September. Die Ausstellung für verbesserte Frauenkleidung . . 238

26. September: Den Manen Theodor Fontanes 239

6. November. Hubertusjagd im Grunewald 243

5. Dezember. Rückkehr des Kaiserpaares aus dem Orient. Ein Puppenmuseum 247

8. Dezember. Die Witwe Hindelbeys. Hindelbeys letzte Stunden . 250

19. Dezember. Die Hading in Berlin. Die neuesten Moden . . 252

1899

12. Januar. Vermählungsfeier auf der österreichischen Botschaft . 257

26. Januar. Die Defiliercour 259

29. Januar. Die Feier von Kaisers Geburtstag. Paroleausgabe im Zeughaus. Festvorstellung im Opernhause. Hermione von Preuschen. Der Salon der Frau von Hohenhausen. Prinz Georg, Wildenbruch und Samarow-Meding 260

18. Februar. Gesellschaften beim Freiherrn von der Recke-Horst, beim Marquis de Noailles, Herrn von Hahnke und dem Grafen Dürckheim-Montmartin. Der letzte Opernhausball 269

1. März. Der siebzigste Geburtstag Friedrich Spielhagens . . . 271

20. März. Der Klub der Harmlosen und seine Opfer. Der tragische Tod des Schauspielers Hermann Müller 273

8. Mai. Der Heimgang des alten Simson. Die Rafaela Pattini. Die verhinderte Lidia im Metropol-Theater und auf dem Plakat 276

23. Mai. Lenz in Berlin und Potsdam 281

21. Juni. Die Akademischen Bierhallen am Hegelplatz und ihr Ende 283

1. November. Die Réjane vor dem Kaiser. La Roulotte im Belle-Alliance-Theater 286

7. November. Von den Berliner Bühnen 289

15. November. Der Rücktritt des Oberstkämmerers und sein Amt. Verlobung auf der chinesischen Gesandtschaft. Der Unfall des Prinzen Philipp von Hanau 292

29. November. Der Adel und die Damen der Bühne 296

14. Dezember. Winter im Oderbruch. Das Transvaal-Fest bei Kroll. Das Begräbnis der Frau von Helmholtz 298

23. Dezember. Geschichten vom verstorbenen Helmerding 301

1900

5. Januar. Wo in Berlin W die Schriftsteller wohnen 307

3. März. Die „Allemands de France" im „Matin" und in der Wirklichkeit 312

8. April. Die literarischen Stammkneipen Berlins 317

8. Oktober. Beginn der Wintersaison. Die „Vorherrschaft Berlins" 322

1. November. Adelsverleihungen und „Auffrischung des Adels". Die katholischen Stolbergs und die Gräfin Robiano 324

1901

22. Januar. Der Krönungs- und Knopflochtag 329

30. Januar. Die Erhebung des Brettls in „höhere Sphäre". Wandlungen im Varieté. Wolzogens Buntes Theater 332

11. Februar. Die Extrablätter. Gesellschaft und Judentum. Die Yvette Guilbert. Polendebatte und polnische Aristokratie in Berlin 336

18. Februar. Das Bühnengenossenschafts-Ballfest. Das Leben auf dem Urbock 340

17. April. Veränderungen im Hofdienst. Richard Anger und der Reporter Biberfeld. Das Gebrüder-Richter-Theater . . . 342

6. Mai. Vom alten Hülsen und seinen Söhnen. Der erste Oberbefehlshaber in den Marken. Empfang der Presse im Rathaus 347

9. Juli. Die neue Hoch- und Untergrundbahn. Das Bismarck-Denkmal vor dem Reichstage 351

15. Juli. Zum Tode von Franz Renz. Ein Achtzigjähriger und ein Siebzigjähriger (Robert Schweichel und Gerhard von Amyntor) 353

9. August. Der Heimgang der Kaiserin Friedrich. Erinnerungen an die Verewigte 356

13. August. Aus den Gärten von Sanssouci 359

26. August. Emil Pohl und die Berliner Posse. Wildenbruch und die Uhrmacher. Eine Schönheitskonkurrenz. Theaterskandale . 363

2. September. Aus der Welt der Spezialitäten: die Fuller, Petit, Saharet und Lygie 368

30. September. Die Umgestaltung der Alten Jakobstraße. Zwei vom Wallner-Theater: Agnes Wallner und Blende 369

14. Oktober. Die große Virchow-Feier 372

Namen- und Sachverzeichnis

A

Achenbach, Minister von 128
Adalbert, Prinz 37, 151, 203, 261
Adelheid, Herzogin zu Schleswig-Holstein 176
Adelmann von Adelmannsfelden, Graf 224
Adelsverleihungen 324
Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg 245
Adreßkalender, alte Berliner 9
Albrecht, Prinz und Prinzessin 172
„Allemands de France", die 312
Alpenball 221
Altenburg, Prinz Albert von Sachsen- 79
Altenburg, Prinz Ernst von Sachsen- 66
Alten, Graf und Gräfin 69
Alvensleben-Neugattersleben, Graf von 330
Anger, Richard, Theaterdirektor † 343
Aoki Siuzo, Vicomte 52, 72, 120, 157
Arenberg, Prinz Franz 74, 124, 150
Aribert, Prinz von Anhalt 136, 145, 150, 196
Arnim-Criewen, Frl. von 225
Arnim-Mellenau, Gräfin 225
Arnim-Muskau, Graf 69, 224
August Wilhelm, Prinz 37, 203, 261
Automobilfahrt Paris—Berlin 352

B

Baden, Erbgroßherzogin von 216
Baden, Erbgroßherzog von 216
Baden, Großherzog von 39

Baden, Prinz Max von 66,
Battenberg, Prinz Heinrich † . . . .
Baudissin, Sofie Gräfin † . . . .
Bayern, Maximilian Prinz von . . . .
Bazar der Hofgesellschaft . . . .
Begas, Atelierfest . . . .
Beldiman, Alexander, Gesandter . . . .
Berger, Gesandter von . . . .
Berlepsch, Minister von 75
Berlin und die Musen . . . .
Beroldingen, Constantin Graf von 53
Bierhallen, die Akademischen . . . .
Bismarck, Fürst . . . .
Bismarck, Graf und Gräfin Herbert 65, 142
Bismarck-Kommers . . . .
Bismarcks achtzigster Geburtstag . . . .
Bismarcks Tod . . . .
Bismarck, Wilhelm Graf 78
Blumenkorso . . . .
Blumenthal, Feldmarschall Graf 30, 38
Bogitschewitsch, Milan . . . .
Bodien, Freiherr von . . . .
[illegible], General der [illegible] . . . .
Boetticher, Minister von 49, 51
Borsighaus, Das . . . .
Bosse, Dr., Kultusminister . . . .
Braganza, Miguel Fürst . . . .
[illegible] . . . .
Brockdorff, Baron von 39, 123, 136, 145
[illegible] . . . .
[illegible] 64
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .
[illegible] . . . .

C

Carl Anton, Prinz von Hohenzollern 216
Carolath, Prinz Heinrich Schönaich- 76
Caruso-d'Albert 99
Castell-Rüdenhausen, Graf Otto 73
Chamberet, Baron de 270
Chapman Coleman 52
Chlodwig, Prinz von Hessen-Philippsthal 245
Cramm-Burgdorff, Freiherr von 177

D

Damenmode, neue 122, 124, 189
Defiliercour 217, 259
Delorme, Gesandter 72
Diergardt, Fräulein von 225
Dinclage-Campe, General Freiherr von 184
Diner-Neuheiten 169
Dönhoff, Graf und Gräfin 223
Dönhoff, Josefine Gräfin † 97
Duellfragen im Reichstag 141
Dürckheim-Montmartin, Graf und Gräfin 270

E

Egidy, von 156
Einsiedel, Major Graf von 52
Eitel-Friedrich, Prinz 37, 203
Ernst Günther, Herzog 66, 132, 136, 137, 145, 150, 196
Ernst, Prinz von Weimar 71, 74, 79, 124
Eschwege, von 225
Etzel, Fräulein von 225
Eulenburg, Graf August 39, 69, 128, 145
Eulenburg, Graf, Botschafter 135
Extrablätter, Berliner 336

F

Fahnenweihe 36, 202
Faſchingsball bei Hofe 179
Faſchingsball bei Kroll 219
Feodora, Herzogin zu Schleswig-Holſtein 176
Ferdinand, Fürſt von Bulgarien 148
Ferrer, Oberſt 72, 80
Feuerwehr-Ausſtellung 352
Fontane, Theodor † 239
Forſtner, von 73
Foucauld, Graf, Militärattaché 219
Frauenbewegung, ſozialdemokratiſche 30
Frauenkleidung, moderne 238
Frauenkleidung-Reformen 189
Frenzel, Carl 206
Frerichs, Frau von 74, 80
Frerichs, Fräulein von 225
Friedmann, Dr. Fritz, Rechtsanwalt 105, 140
Friedrich Auguſt, Prinz von Sachſen 295
Friedrich Carl, Prinzeſſin 66, 71, 178
Friedrich Carl, Prinzeſſin, von Heſſen 216
Friedrich Heinrich, Prinz 37, 174, 178, 196, 214
Friedrich Leopold, Prinz und Prinzeſſin 29,39,71,79,150,172,178,216,223,246
Friedrich Wilhelm, Prinz 37
Frommel, Hofprediger 37
Frühling in Berlin 229
Frühlingstage in Potsdam 281
Fulda, Ludwig 310
Fürſtenberg, Fürſt und Fürſtin 69, 134, 158

G

Gemmingen, Freiherr von 225
Genée, Ottilie 226
Genée, Rudolf 226
Generalintendanz, Berliner 193
Georg, Prinz 266
Gerhard, Dagobert von (Gerhard von Amyntor) 355

Gesindeball 72, 129
Gewerbeausstellung 148
Ghika, Gregor, Gesandter 134
Goluchowski, Agenor Graf 135
Görtz-Schlitz, Graf 73
Grancey, Baron de 126
Greindl, Baronin 73
Greindl, Botschafter, Baron 70, 223, 258
Grierson, J. M., Militärattaché 136
Grimm, Konstantin von 227
Grütter, Freiherr von 224
Guilbert, Yvette 338

H

Haase, Friedrich 226
Hading, Jane 252
Hahn, Emil, Direktor † 207
Hahnke, General von 270
Hammerstein, Freiherr von, Chefredakteur 108
Hammerstein-Loxten, Minister von 78
Haniel, von 225
Hartogensis, V. Freiherr von 34
Hauptkadettenanstalt, die alte 13
Hauptmann, Gerhart 111
Heinrich, Prinz und Prinzessin 39, 66, 71, 216
Heiratsmarkt, der Berliner 90
Helmerding, Karl † 301
Helmholtz, Frau von † 300
Herbette, Botschafter 68, 124
Herbsttage in Berlin 243
Herrenmoden, neue 163
Hessen, Großherzog von 216
Hessen, Prinz und Prinzessin Friedrich Carl von 66, 137, 217
Hindelden, Polizeidirektor von 250
Historisches Exerzieren 152
Hochberg, Graf Bolko von . . 39, 50, 70, 120, 145, 178, 194, 220, 287
Hofball 65, 174, 215, 218
Hofcour 167

Hoffmann, Rudolf 33
Hofmann, Rudolf 225
Hofsoiree, musikalische 134
Hohenau, Graf 245
Hohenhausen, Frau Elise von 265
Hohenlohe, Fürst Chlodwig 42, 49, 65
Hohenlohe-Oehringen, Erbprinz Kraft 123
Hohenlohe, Prinz Max 258
Hohenlohe, Prinz und Prinzessin Max 74
Hohenzollern, Erbprinzessin von 216
Hohenzollern, Prinz und Prinzessin Friedrich von . . . 66, 71, 74, 124
Holstein, von 32
Holtzing, Freiherr von 225
Hoyos, Graf 35
Hsii-Ching-chäng, Gesandter 72
Hubertustag 245
Hülsen, Botho von 193, 347
Hülsen, Frau Helene von 194
Hülsen-Häseler, Graf 347
Humboldt-Dachroeden, Freiherr B. von 64, 66, 74
Hundertjahrfeier 180
Hundertjahrfeier: Fest der Sportwelt 195
Hundertjahrfeier: Festkonzert bei Renz 182
Hundertjahrfeier: Festspiel im Opernhause 183
Huth, Weinhandlung 317
Hutten-Czapski, Graf 258

J

Jacobsen, Emil 226
Jagd in Oderbruch 298
Jakobstraße, die Alte 369
Joachim, Friedrich Prinz 37, 151, 203
Josefine, Prinzessin von Hohenzollern 216
Iturbe, Baron, Gesandter 178, 179
Jüdische Gesellschaft Berlins, die 337

K

Kaiſer, der, und ſeine Offiziere 186
Kaiſer Wilhelm II. 37, 39, 48, 66, 70, 128, 136, 139, 140, 152, 166
172, 178, 184, 214, 216, 217, 237, 262, 287, 339
Kaiſer-Wilhelm-Gedächtniskirche, Einweihung der 96
Kaiſerin Auguſte Viktoria 37, 39, 49, 66, 71, 121, 135, 139, 145, 151
168, 176, 182, 216, 217, 259, 262
Kaiſerin Friedrich 70, 136, 186, 214, 356
Kaiſerpaar, Einzug nach der Orientreiſe 247
Kavalierball 63, 67
Keudell, Botſchafter von 165, 204
Keudell, Frau von 73
Kiderlen-Wächter, von 32
Kirmes, holländiſche 176
Kirſchner, Oberbürgermeiſter 350
„Kladderadatſch“ 32, 178, 225
Klein, Eva 226
Kleiſt vom Loß, Graf Bogislaw † 99
Klindowſtröm, Gräfin 225
„Klub der Harmloſen“ 273
Kneſebeck, Kammerherr von dem 343
Koburg-Gotha, Erbprinz von 66, 137
Köller, Miniſter von 75
Konditoreien, Berliner 58
Königs Geburtstag 171, 260
Königs Geburtstag, Feſtvorſtellung 262
Königsmarck, Komteß 146
Königsmarck, Oberhofmeiſterin Gräfin von 30
Königsmarck-Plauen, Graf 180
Koſpoth, Gräfin 225
Koſſak, von 224
Koszielſki, von 339
Kotze, von 89, 139
„Kreuz-Zeitung“, Jubiläum 232
Kriegserinnerungen 1870/71 130
Kronprinz 37, 203
Krönungs- und Ordensfeſt 212, 329

Kuefstein, Maria Magd., Gräfin † 198
Kullmarisches 83
Kurosta, Fräulein von 225

L

Landau, Frau Generalkonsul 80
Lanza di Busca, Graf, Botschafter . . 51,68,74,107,121,124,168,177,258
Lascelles, Lady Maria † 185
Lascelles, Sir Francis, Botschafter 107, 110, 172, 258
Lebauda, Max † 116
Levetzow, Fräulein Gabriele von 146
Levetzow, Landesdirektor von 49, 128, 132
Lenden, Professor von 168
Lichnowsky, Fürst 74
Liebhabertheater, aristokratisches 72, 144, 223
Lindau, Paul 309
Löwenstein-Scharffeneck, Graf Maxim 100
Lucius von Ballhausen, Minister 52
Lustgarten, der Berliner 151
Lüttichau, Graf C. 64
Lynar, Fürstin zu 217

M

Magistratssitzungen, Berliner 39
Magnis, Graf 225
Malet, Lord und Lady 68
Mandverbilder 200
Manteuffel, Feldmarschall von 22
Manteuffel, Freiherr Job von 23
Manteuffel, Landesdirektor von 128, 133, 142, 183, 343
Margarete, Prinzessin von Hessen 223
Mascagni, Pietro 99
Mecklenburg, Herzog Johann Albrecht zu 128
Mecklenburg-Schwerin, Großherzog von 39
Meding, Oskar (Samarow) 268

Mendez de Vigo, Gesandter 223
Menzel, Adolf 101
Metropol-Theater 278
Miquel, Minister von 183
Möller-Lilienstern, Freiherr von 224
Möllhausen, Balduin 54
Mommsens 80. Geburtstag 204
Mosino, Philipp 34
Müller, Eduard, Bildhauer † 118
Müller, Hermann, Schauspieler † 275

N

Naumann, Pfarrer 156
Nemes von Hidvég, Gräfin 223
Neubauten, Berliner 351
Nickisch-Rosenek, General von 30
Noailles, Marquis de 164, 168, 172, 218, 223, 258, 270
Nobiling-Attentat, Erinnerungen 230
Nordau, Max 43

O

Oberstkämmerer, die 292
Oldenburg, Großherzog von 39
Olfers-Mühling, Frau 88
Ompteda, Georg Freiherr von 111, 157
Opernhaus, Festvorstellung 38
Oppersdorff, Gräfinnen Marianna und Eleonora 68
Oriola, Gräfin von 300
Osten-Sacken, Botschafter Graf von 124, 139, 177
Osterliches 86
Otto, Erzherzog von Österreich 36
Oynhausen, Clotilde, Gräfin † 53

P

Pachelbl-Gehag, Frau von 224
Pagendienſt 17
Parlaghy, Vilma 98
Pattini, Rafaela 277
Pauline, Prinzeſſin von Württemberg 216
Peters, Karl 130, 138
Philipp, Prinz von Hanau 295
Pietſch, Ludwig 54
Pindella, Vicomte de, Geſandter 121
Pinto, Luitgarde Gräfin † 53
Planitz, Fräulein Hildegard von der 224
Pleß, Fürſt und Fürſtin 69, 217, 218
Pohl, Emil † 363
Polendebatte im Reichstag 339
Polenz, Wilhelm von 111, 157
Polſtorff, Wilhelm 33, 226
Preſſeball 65, 125
Preuſchen, Hermione von 263
Provinziallandtag, Brandenburgiſcher 128
Puppenausſtellung 248
Puttkamer, Regierungspräſident von 128

R

Radolin, Fürſt 68, 339
Radziwill, Anton Fürſt 67, 74, 218, 221, 223, 339
Radziwill, Ferdinand Fürſt 67, 223, 339
Radziwill, Fürſtin Marie 69
Radziwill, Prinzeſſin Doda 67
Radziwill, Prinzeſſin Margarethe 66, 69
Rantzau, Julia Gräfin † 54
Ratibor, Herzog von 65, 218
Ratibor, Prinz Egon von † 127
Recke, Miniſter von der 128, 183, 269
„Reichsbote“, Jubiläum 232

Reichstagsgebäude, Einweihung 47
Reiſchach, Baronin von 174
Reiſchach, Hofmarſchall Freiherr von 141, 165, 223
Réjane, Madame 286
Renz, Franz (†), und ſein Zirkus 353
Reza-Khan, Geſandter 120
Rhangabé, Geſandter 121
Richter, die Gebrüder 345
Riepenhauſen, von 225
Roberts, Alexander Baron † 154
Rothſchild, Henry Baron 165
„Roulotte", die 288
Rumänien, Kronprinz von 261
Runyon, Th., Botſchafter 52
Runyon, Th., Botſchafter † 119

S

Sacher-Maſoch † 76
Sachſen, Erbgroßherzog von 166
Sachſen-Meiningen, Erbprinzeſſin von 66
Sachſen-Weimar, Großherzog von 124
Sagan, Prinz Boſon von 204
Saint-Cère, Jacquas 114
Salm-Horſtmar, Prinz Eduard 74, 245
Salm-Horſtmar, Prinzeſſin 220
Sansſouci 357
Sedanfeſt 95
Seidel, Heinrich 33, 226
Senden, Fräulein von 225
Serbien, König Alexander von 35
Siemens, Werner von 168
Simſon, Reichsgerichtspräſident 276
Solms, Graf Friedrich 69, 294
Somſſich, Graf 257
Spezialitäten des Varietés 368
Spielhagen, Friedrich 309

Spielhagen, Friedrich, siebzigster Geburtstag 271
Spitzenberg, Fräulein von 225
Sportfest in Karlshorst 195
Subskriptionsball 70, 176
Sudermann, Hermann 307
Suermondt, von 225
Swaine, Oberst L. B., ... 70, 107, 132, 136
Szögyenn-Marich, Graf 68, 69, 107, 123, 177, 218
Szögyenn-Marich, Fräulein Kamilla von 257

Sch

Schaumburg-Lippe, Fürst von 39
Scheibler, Professor 178
Schloßball 69
Schmidthals, Frau und Fräulein von 73, 74, 82
Scholl, Oberst von 151
Schönborn, Graf von 65, 225
Schönborn, Gräfin 220
Schönheitskonkurrenzen 366
Schorer, J. H. van 173
Schrader, Zeremonienmeister Freiherr von 69, 139
Schriftstellerball 115
Schulenburg, Gräfin von der 225
Schwarzburg-Rudolstadt, Fürst zu 166
Schwarzer Adler, Kapitelfeier 166
Schweichel, Robert † 355
Schweninger, Professor 184

St

Stammtische, literarische 318
Stephan, Minister Heinrich von 74, 189
Stinde, Julius 226
Stolberg, die Grafen 327
Stolberg, Udo Graf 218

Stolberg, Wilhelm Prinz zu 147
Strikker, Rosalie † 212
Stumm-Hallberg, Freiherr von 64, 76, 142
Stumm-Wagener, Duell 64

T

Talleyrand-Périgord, Archambault Graf 168
Taubert, Professor Emil † 87, 194
Temfik-Pascha, Botschafter 130
Theater, Berliner 19, 43, 111, 114, 289
Theater und Hochadel 199
Thielen, Minister von 78
Thüngen, Freiherr von 224
Treitschke, Heinrich von 41
Trojan, Johannes 32, 226
Trotha, Kammerherr von 30, 342
„Tunnel über der Spree" 235, 241

U V

Unruhe-Bomst, Kammerherr von † 27
Urbock, Vom 341
Varnbüler, Gesandter Freiherr von 177, 223, 258
Viktoriatheater, das alte 207
Virchows achtzigster Geburtstag 372

W

Waldersee, Feldmarschall Graf 203
Wallner, Agnes † 371
Wallot, Baumeister 50
Wangenhein, Frau von 224
Wedel, Fräulein Clara von 73
Wedel, Hausminister von 69, 141

Wedel, Oberſtallmeiſter Graf 123, 165
Weſten, der, Berlins 307
Wildenbruch, Ernſt von 183, 209, 300, 364
Windheim, Polizeipräſident von 128, 273
Woikowſki-Biedau, von 224
Woltersdorf-Theater, das alte 363
Wolzogen, Ernſt von, und ſein „Buntes Theater“ 332
Wrangel, vom alten 349
Wrſchowetz, Luiſe Gräfin 142
Wurmb, Frau Margarete von 143
Württemberg, König von 216

Y Z

York, Graf 224
Zedlitz-Leipe, General von 62
Zell, Oberbürgermeiſter 129

Stanford University Libraries
3 6105 015 899 730

DD
866
Z6
1922
v.1

(2)
DD866
Z6
1922
v.1-2
Stack
TME
Zobeltitz
volumes not
listed in

Return this book on or before date due.

DEC 14 1972
DOC OCT 16 1990